

DAS ARGUMENT 156

Editorial	169
Peter Paul Zahl: Männer	172
Günther Anders: Über Kreativität	173
Wi(e)der das Private	
Frigga Haug: Zeit der Privatisierungen?	174
Akelei Fischer: Ein neues Arbeitszeitmodell	191
Rosemary Pringle: Frauen und Konsumgesetze	198
Rosalind Coward: Fragen Sie Frau Sowieso	208
* * *	
Dorothee Sölle: Christentum und Postmarxismus	215
Volker Schubert: Vergesellschaftung als Vereinzelung	226
José Manuel Ruiz-Marcos: Bericht aus Nicaragua	236
<u>Interventionen:</u>	
Intellektuelles Lumpenproletariat oder: Alles Flametti (Steigerwald, Neumann)	239
Versuch, den Tagtraum zu rehabilitieren (M. Wurth)	242
<u>Kongreßberichte:</u> Otto-Kirchheimer-Symposion; Medien und Arbeitsmigranten; Europäische Konferenz gegen Rassismus; Erwerbs- arbeit; Software-Ergonomie; BdWi-Fachtagung: Gentechnologie; Tübinger Bloch-Tage; Nachkriegsliteratur; Kulturarbeit und Ästhetik	
248	
<u>Besprechungen:</u> Theologie der Befreiung; Sprachen lernen; Kulturgeschichte; Soziologie-Einführungen; Erwachsenenbildung; Psychologie und Medizin im Faschismus; Frauenbewegung und Arbeiterbewegung; Alternative Ökonomie	
315	
Verfasser/innen: Zeitschriftenschau: Summaries	316

DAS ARGUMENT

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

Ständige Mitarbeiter: Wolfgang Abendroth † (Frankfurt/M.), Heinz-Harald Abholz (West-Berlin), Detlev Albers (Bremen), Günther Anders (Wien), Jutta Brückner (West-Berlin), Hans-Ulrich Deppe (Frankfurt/M.), Bruno Frei (Wien), Klaus Fritzsche (Gießen), Kuno Füssel (Münster), Werner Goldschmidt (Hamburg), Helmut Gollwitzer (West-Berlin), Heiko Haumann (Freiburg), Jutta Held (Osnabrück), Dieter Herms (Bremen), Klaus Holzkamp (West-Berlin), Urs Jaeggi (West-Berlin), Baber Johansen (West-Berlin), Arno Klönne (Paderborn), Thomas Metscher (Bremen), Reinhard Opitz (Köln), Wolfgang Pfaffenberger (Oldenburg), Brita Rang (Amsterdam), Helmut Ridder (Gießen), Dorothee Sölle (Hamburg), Karl Hermann Tjaden (Kassel), Erich Wulff (Hannover)

Redaktion: Dr. Dieter Borgers, Wieland Elfferding, Dr. Karl-Heinz Götze, Sibylle Haberditzl, Dr. Frigga Haug, Prof. Dr. W.F. Haug, Birgit Jansen, Thomas Laugstien, Rolf Nemitz, Jo Rodejohann, Prof. Dr. Werner van Treeck

Autonome Frauenredaktion: Sünne Andresen, Dr. Dagmar Burgdorf, Ursula Czock, Claudia Gdaniec, Dr. Frigga Haug, Kornelia Hauser, Gisela Heinrich, Birgit Jansen, Hannelore May, Dr. Barbara Nemitz, Dr. Sigrid Pohl, Nora Räthzel

Geschäftsführung: Helga Karl

Argument-Verlag GmbH, Tegeler Straße 6, D-1000 Berlin 65,
Tel. 030/461 8049 (Verlag und Redaktion); 030/4619061 (Vertrieb)

Anzeigen (o.Tausch): Runze/Casper, Jungfernstieg 20, 1 Berlin 45, Tel. 030/7722443

Besprechungen

Philosophie

<i>Hinkelammert, Franz J.:</i> Die ideologischen Waffen des Todes. Zur Metaphysik des Kapitalismus (<i>S. Beermann</i>)	263
<i>Girardi, Giulio:</i> Fé en la revolución, revolución en la cultura (<i>J. Ruiz-Marcos</i>)	264
<i>Mayer, Anton:</i> Betroffen vom zensierten Jesus (<i>Th. Klein</i>).....	266
<i>Lassahn, Bernhard (Hrsg.):</i> Das Günther-Anders-Lesebuch (<i>O. Burger</i>)	266

(Fortsetzung auf S.X)

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1986 in 6 Heften (alle 2 Monate). Jahresumfang 924 Seiten. — Einzelheft 12,80 DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 9,80 DM. Jahresabo inkl. Versand 69,60 DM; Stud. etc. 55,80 DM. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten (1 1/2zeilig m. Rand) haben. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Bulletin Signalétique 521, Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. — Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Postscheck Berlin West 5745-108. BfG 11 14 40 13 00, BLZ 100 101 11. — Satz: Barbara Steinhardt. Druck: Fuldaer Verlagsanstalt. — 1.-7. Tausend. März/April 1986. — Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 3.

Zum vorliegenden Heft

»Die Unfähigkeit zu hegen«, heißt es bei Irmtraud Morgner, »— eine durch Kultur erworbene Männereigenschaft —, kann plötzlich nicht mehr als Kavaliersdelikt hingenommen werden wie gewohnt. Plötzlich kann an dieser Unfähigkeit die Erdenwelt zerscheitern. Plötzlich wird diese Fähigkeit zu hegen — eine durch die Spezialisierungskultur bisher allein bei Frauen hochentwickelte Eigenschaft für private Zwecke — für die öffentlichen Zwecke unentbehrlich. Wie aber die Eigenschaft ohne Wachstumszeit und Streitgelegenheit als großes Denken in die Welt bringen, da Politik Experimente ausschließt?«

Dabei geht es um die Suche nach einer Vergesellschaftungsweise, in der die Emanzipation der Geschlechterverhältnisse vom Patriarchat einen strategischen Platz einnehmen muß. In den Sozialwissenschaften ist die Auffassung verbreitet, *alle* Lebensbereiche seien der Dominanz der Lebenserhaltung und damit der instrumentellen Vernunft unterworfen. Gegen die »Logik der instrumentellen Vernunft«, gegen die »Kolonisierung der Lebenswelt« durch die »Systemwelt« streiten Habermas u.a. um eine neue Vernunft (vgl. dazu auch *Argument* 155). Die gesellschaftliche Arbeit sei »objektiv gestaltlos« und »subjektiv peripher«, behauptet Offe, insofern seien die Forschungsfelder in den »jenseits der Arbeitssphäre liegenden Strukturen, Handlungsfeldern und Sinnbezügen« anzusiedeln. In der Entgegensetzung von Systemwelt und Lebenswelt sind die alten Gegensätze von gesellschaftlich versus privat verschluckt, aber die zugrundeliegenden Probleme sind ungelöst.

Die sozialistische Arbeiterbewegung artikuliert die Kämpfe gegen das Privateigentum an Produktionsmitteln. In der Frauenbewegung haben wir gegen die Einschließung der Frauen ins Private, in Ehe und Familie als Lebensform gestritten (vgl. dazu den Band »Geschlechterverhältnisse«, AS 110). Heute können diese Orte leichter verlassen werden, Alternativen zu ihnen werden für mehr Frauen möglich. Die Gesetzesreformen künden noch wie eine Art Echo von den früheren Kämpfen: gestritten wird um Scheidungs-, Abtreibungs- und Gewaltparagraphen. In der rechtsförmigen Verwaltung durch den Staat erkennen wir kaum noch den Protest gegen das Private, das politisch werden sollte. *Frigga Haug* analysiert Tendenzen der Reprivatisierung in Betrieb und Frauenbewegung. Die privaten Haltungen der Produzenten werden in Unternehmerstrategien für Profitzwecke nutzbar gemacht; die in die häusliche Privatform eingeschlossenen Tätigkeiten, die zu »weiblichen Eigenschaften« versteinern (wie Fürsorglichkeit, Mütterlichkeit, Selbstlosigkeit), werden von rechts in konservative Politik gewendet und in der Frauenbewegung als »Beziehungs-, Liebes-, Hausarbeit« diskutiert. Gerade die Befestigungen des Privaten werden von F. Haug als Zeichen eines Kampfes um Grenzziehungen gelesen und als Krise des patriarchalisch-kapitalistischen Systems. Auch *Akelei Fischer* verfolgt in ihrem Beitrag zur Arbeitszeit mehr als nur die Forderung nach ihrer allgemeinen Verkürzung. Sie kombiniert die unterschiedlichen Bereiche Politik, Kultur und Erwerbsarbeit und versucht, heute einlösbare politische Forderungen zu entwickeln.

Daß Frauen vornehmlich im Konsumtionsbereich zu finden sind, wurde bislang als eine Schwäche für eine Politik der Frauen gedeutet; *Rosemary Pringle* zeigt, daß es auch eine Stärke sein könnte. Ratgeberliteratur spielt eine wichtige Rolle im privaten Alltag. Eine Analyse der Formierung weiblichen Lebens durch solche Illustriertenspalten führt *Rosalind Coward* vor.

Als Bewegung vom Kirchenbann zum Dialog, vom Dialog zum Bündnis, vom Bündnis zu einer neuen christlich-sozialistischen Identität beschreibt *Dorothee Sölle* den Prozeß der Begegnung von Christentum und Marxismus. Diese Begegnung hat die Subjekte verändert und die theoretischen Konzepte. Viele Christen, die die Menschwerdung Gottes diesseitig betrachten und Partei ergreifen für die Unterdrückten, ergreifen auch die Denk-Werkzeuge des Marxismus. Sie werden — etwa in Nicaragua — Revolutionäre, um Christen zu sein. Für Marxisten ist das eine Chance zur Überwindung von hierarchischem und ökonomistischem Denken in gemeinsamen Kämpfen. Es ist eine Herausforderung, wenn Sölle fragt, ob die historische Verbindung von Marxismus und Atheismus nicht denen in die Hände arbeitet, die den Status quo aufrecht erhalten. — *José Ruiz-Marcos* berichtet über die Mühen, die Unerbittlichkeit des nicaraguanischen Alltags. Er ging nach Nicaragua, um beim Aufbau einer Zeitung zu helfen.

Volker Schubert untersucht die verschiedenen Bedeutungen der Identitätsbegriffe in Soziologie und Psychologie und plädiert für einen Begriff, der sich auf die Theorie Galperins stützt.

Die Auseinandersetzung mit der DKP ist nicht zu Ende. Robert Steigerwald, für Fragen der »Ideologie« zuständiges Mitglied im Parteivorstand der DKP, hat Mitarbeiter des *Argument* und der *Düsseldorfer Debatte* bei einem Philosophiekongreß in der DDR als »intellektuelles Lumpenproletariat« beschimpft; sie seien sogar »schlimmer als das Lumpenproletariat«. Bei den Begründern des Marxismus können wir lesen, das Lumpenproletariat bilde »in allen großen Städten eine vom industriellen Proletariat genau unterschiedene Masse, einen Rekrutierungsplatz für Diebe und Verbrecher aller Art, von den Abfällen der Gesellschaft lebend, Leute ohne bestimmten Arbeitszweig, Heruntreiber, gens sans feu et sans aveu« (dunkle Existenzen, wörtlich: Menschen ohne Heim und ohne gesellschaftliche Anerkennung [MEW 7, 26]). Wir dokumentieren das Referat von Steigerwald, einen Beitrag von Thomas Neumann (*Düsseldorfer Debatte*) und — erfreulicherweise — die öffentliche Zurücknahme dieser Beschimpfung durch Steigerwald.

Frauenredaktion

Verlagsmitteilungen

Die Rolle von Medizin und Psychiatrie in der faschistischen »Euthanasie« und Judenverfolgung ist seit einigen Jahren besser erforscht; zunehmend wird auch gesehen, daß Vergasung und »Ausmerze« eine Erklärung im »normalen« Medizinbetrieb findet, nicht im Einbruch dunkler Mächte. Mit seiner Studie *Die Faschisierung des bürgerlichen Subjekts. Die Ideologie der gesunden Normalität und die Ausrottungspolitiken im deutschen Faschismus* (AS 80) geht *W.F. Haug* ein paar Schritte weiter, um die Wirkungszusammenhänge staatlich verfaßter Klassenherrschaft mit ins Blickfeld zu rücken. Erkundet wird ein bisher noch kaum erforschtes Artikulationsgeflecht ideologischer Macht: nicht nur die Diskurse der Höher-/Minderwertigkeit, des Ab/Normen, des »Willens« zum »Gesunden«, »Schönen«, »Rasse«-gemäßen, ausgearbeitet in den institutionellen Praktiken der Mediziner, Juristen, Psychiater, Philosophen, werden zum Gegenstand — besichtigt wird auch der Resonanzboden, den sie im Alltag finden: die vielfältigen Praxen der Normalisierung, mit denen sich die Privatleute, beim Sport oder einsam vor dem Spiegel, für den »Kampf ums Dasein« präparieren, die Arbeit am Körper und am Charakter, die massenhaft verbreitete Literatur der »Ratgeber« und Traktätchen zur »gesunden« Lebensführung.

Die zweite für diesen AS über *Ideologische Mächte im deutschen Faschismus* angekündigte Untersuchung mußten wir wegen des Umfangs ausgliedern: sie erscheint im Mai unter dem Titel *Die Kirchen im NS-Staat* (AS 160). Hervorgegangen sind diese Studien aus den faschismustheoretischen Materialanalysen des »Projekt Ideologie-Theorie« (AS 60 und 62). *Theorien über Ideologie* (AS 40), der Band, in dem das PIT seinen Ansatz in der kritischen Aufarbeitung marxistischer und bürgerlicher Positionen entwickelt, ist zum zweitenmal vergriffen, erscheint also jetzt in dritter Auflage.

Gulliver 19 ist eine Einführung in die noch junge Disziplin der *Kanadastudien* (AS 140). Schwerpunkte sind radikale Traditionen, die Regionalismusfrage, die »Northwest Rebellion«, die Frage kanadischer Identität. Dazu eine Unterrichtseinheit »Kanadische Literatur im Englischunterricht«, Rezensionen und ein Konferenzbericht.

Früher als sonst, nämlich im September, erscheint das *Argument-Beiheft '86* mit ca. 100 Rezensionen aus den Bereichen Philosophie, Sprache und Literatur, Kunst und Kultur, Soziologie, Erziehung, Geschichte, Politik, Ökonomie; etwa die Hälfte davon wird wieder von der Autonomen Frauenredaktion zusammengestellt. Beiträge sind willkommen. Begonnen hat auch schon die Vorbereitung eines weiteren *Rezensions-Beihefts zum Kritischen Wörterbuch des Marxismus*, das Anfang 1987 erscheinen wird.

Band 8 der Reihe *Alternative Wirtschaftspolitik*, mit dem Schwerpunkt *Frauen und Wirtschaftskrise*, ließ sich nicht realisieren. Der bereits angekündigte AS 142 wird also nicht erscheinen. T.L.

Spendenaufzur

In der Region Esteli im Nordwesten Nicaraguas werden 12 Ansiedlungen für Menschen gebaut, die bisher in den grenznahen Gebieten zu Honduras wohnten. Dort waren sie den ständigen Angriffen und Zerstörungen ihrer Dörfer und Kooperativen durch die konterrevolutionären Gruppen ausgesetzt. Eine Berliner Arbeitsbrigade, die bereits von Januar bis Juli 1985 in Somoto eine Holzwerkstatt gebaut und eingerichtet hat, sucht nun Spender zur Unterstützung eines Schulbaus in der Nähe von Somoto. Er wird benötigt für den Unterricht von über 70 Kindern, in der zur CAS (Cooperation Agricola Sandinista) gehörenden Siedlung. Das Projekt versteht sich als ein kleiner Mosaikstein im gesamten Umsiedlungsprogramm I und IV für die aus dem Kampfgebiet geflohenen Familien. Anfang März soll der Bau von der Berliner Brigade unter Anweisung eines nicaraguanischen Bauleiters in Angriff genommen werden.

Für jede Spende schon jetzt herzlichen Dank. — Überweisungen bitte an:

Forschungs- und Dokumentationszentrum Chile / Lateinamerika

Stichwort: »Schulbau Somoto«, Postgiroamt Berlin West, Kto.Nr.: 176966-104.

p.p. zahl

wiederauferstehung

männer männer männer:

männer die keine männer sind

männer die keine frauen sind

männer die keine schwulen sind

männer männer:

männer in roten und lila flattergewändern

männer mit roten und lila käppis

männer mit schweren ringen

männer männer mannemann:

männer die nicht schmusen

männer die nicht streicheln

männer die nicht vögeln

männer die sich nicht vermehren

andren aber zurufen:

seid fruchtbar und mehret euch

männer männer männer:

männer umgeben von knäblein

in mädchenkleidern

die rauschgiftkessel schwenken

männer die güldne schreine schleppen

in denen knochen modern

männer männer mannemann:

männer die kanonen segnen

männer die intimstes erfahren

auch ohne spione und wanzen

männer männer mannemann:

männer die wie aids immunsysteme zerstören

männer die eine krankheit verbreiten

für deren heiler sie sich ausgeben

männer männer:

männer mit mitra

männer wie midas

die was sie anfassen

in schieres gold verwandeln

männer männer männer:

bittprozession in köln am rhein

im jahr 1985

Günther Anders

Über Kreativität

»Schreiben?« seufzte der molussische Philosoph L., »Kinderspiel! Da gräbt man ja nur im eigenen Gartengrund! Schwer ist allein das Lesen! Da hat man sich ja durch das Gedankengestrüpp der Anderen durchzukämpfen!«

Als der molussische Schöpfergott diesen Seufzer L.s gehört hatte, da fragte er ihn befremdet: »Sag mal, habe *ich* dir das einmal in einer schwachen Stunde verraten?«

»Nicht daß ich wüßte«, antwortete L., »ich glaube, dieser Kohl ist auf meinem eigenen Mist gewachsen.«

»Schau mal einer an!« rief da der Gott Bamba, und er wußte nicht recht, ob er erschrocken sein sollte, weil es da jemanden gab, der sein Geheimnis teilte — oder erleichtert, weil er nicht mehr so furchtbar einsam bleiben mußte, sondern jemanden hatte, der seine Misere verstand. »Die Welt erschaffen, also das tun, was du 'schreiben' nennst«, erklärte er, »das habe ich zwar immer gekonnt und kann das auch heute noch und das nicht zu tun, fällt mir sogar heute noch schwer. Aber zu verstehen, was meine Geschöpfe dann post creationem angestellt und getrieben haben und anstellen und treiben, dazu bin ich von Anfang an außerstande gewesen und bin das auch heute noch.«

»Donnerwetter!« rief da L., »sogar dein Hausgemachtes kannst du nicht verstehen? Da geht's dir ja *noch* übler als mir!«

»Inwiefern?« fragte da Bamba und begann stolz zu werden auf dieses Lob und auf die Überlegenheit seines Unglücks.

»Geht's dir denn nicht genauso? Kannst du denn deine Texte post creationem verstehen?«

»Weiß nicht«, antwortete L.

»Das weißt du nicht?« staunte da der Gott.

»Das habe ich noch nie ausprobiert.«

»Was?« (Pause) »Und warum nicht?«

»Zeitmangel«, antwortete L., so als gestände er eine Schwäche.

Da bewunderte Bamba den Philosophen, weil der offenbar weniger narzisstisch war als er selber. »Du gehörst auch zu den Produkten, die ich zwar geschaffen habe, deren Benehmen mir aber nachher unverständlich bleibt«, und er verstummte für eine ziemliche Weile. »Aber das alles«, flüsterte er schließlich, »bleibt natürlich ganz unter uns!«

»Warum 'natürlich'?« fragte da L. nach einer ebenso langen Pause und so, als erkundigte er sich nur. Aber natürlich war das eine Erpressung. »Das werde ich mir noch überlegen.« Und nach einer zweiten Pause: »— gelegentlich!«

* * *

»Seit diesem und durch dieses Wörtchen 'gelegentlich', so heißt es in den molussischen »Theologoumena«, »hat Bamba zu kränkeln begonnen und ist kränklich geblieben und wird kränkelnd wohl seine Ewigkeit absolvieren müssen, obwohl L., soweit uns bekannt ist, des Gottes Geheimnis niemals gelüftet hat. Aber beweist das etwas für die Zukunft?«

Frigga Haug

Zeit der Privatisierungen?

Verarbeitungen gesellschaftlicher Umbrüche in Arbeit und Lebensweise

1. Das Krisenproblem

Einen Zusammenhang von Patriarchat und Kapitalismus zu behaupten, gehört inzwischen zum politischen Einmaleins. Wie dieser genau aussieht, ist weitgehend eine Forschungsfrage, obgleich er doch unser alltägliches Leben fortwährend betrifft. Stellen wir feministisch-radikal in Frage, ob die großen Fragen der Menschheit überhaupt ohne Einbeziehung der Frauenfrage lösbar sind, so lassen wir doch zu, daß sie fortwährend ohne uns gestellt werden. Ich versuche daher im folgenden, die Chancen und Behinderungen eines sozialistischen Projekts, Weltwirtschaftskrise und Technologiefolgen, Rechtswende und politische Resignation in ihren Wirkungen auf betroffene Arbeiter und Frauen in der Bewegung zu durchdenken. Empirisch beziehe ich mich auf Einzelfallanalysen, deren Verallgemeinerung sich theoretischer Durchdringung der untersuchten Bedingungen verdankt, nicht den Gesetzen statistischer Repräsentanz.

Ich beginne mit einem Zitat von Stuart Hall, in dem er sich die Frage der Mobilisierung der Menschen als Demokratiefrage stellt:

»Alles hängt davon ab, wie die gegenwärtige Krise im Verhältnis zum Problem der Demokratie verstanden wird. Angesichts der Krise hat es der Linken allmählich gedämmert, daß ... die Möglichkeit, die Krise nun beim Schopfe zu fassen und so zu gestalten, daß günstige Bedingungen für einen Fortschritt zum Sozialismus geschaffen werden, untrennbar verknüpft ist mit der Vertiefung des demokratischen Lebens und der Ausweitung des popular-demokratischen Kampfes. Allein in diesem Weg liegt die Möglichkeit, die Klassen entlang der Linie Ausbeuter/Ausgebeutete zu spalten, was wiederum allein die Bedingungen für einen sozialistischen Vorstoß mit breiter Unterstützung herstellen könnte.« (Hall 1982, 106)

Daß wir in einer tiefgreifenden Krise leben, gehört so sehr zum Alltagsverständnis der gesellschaftlichen Situation (zumindest in der BRD), daß es kaum nötig scheint, im einzelnen zu benennen, was wir darunter verstehen. Da sind die großen Existenzkrisen (Atomkriegsgefahr und Ökologiekatastrophe), die die ökonomische Krise bedrohlich überschatten. Da ist die Massenarbeitslosigkeit und unsere Gewöhnung an die Verelendung der Dritten Welt. In den kapitalistischen Ländern Europas werden unruhige Bevölkerungsteile als »Problem« wahrgenommen: Wir haben ein »Frauenproblem«, ein »Jugendproblem«, ein »Ausländerproblem«. Da diese »Probleme« weltweit erfahren werden, beginnen sie zur Normalität des Alltags zu gehören. Zugleich aber verweist diese Ähnlichkeit in den Krisenphänomenen auf eine größere und allgemeine Umordnung in den kapitalistischen Gesellschaften. Daß die Krise so vielseitige Phänomene zeigt, läßt die Richtung, in der Lösungen gesucht werden können, unklar werden. Verdunkelt ist auch die Tatsache, daß alle diese Krisen auf verschiedenen Ebenen gelagert sind, unterschiedliche Akteure und Handlungsräume haben. Eine vorläufige Ordnung, die ihre Logik aus den Handlungsmöglichkeiten der Akteure bezieht, würde danach fragen, was —

um es in Lenins Worten zu sagen — die Ausbeuter nicht mehr können, und was die Ausgebeuteten nicht mehr ertragen.

Die einfache Antwort, die Ausbeuter könnten nicht mehr genügend Profit machen und die Ausgebeuteten ertrügen das Arbeiten für Profitzwecke nicht mehr, war schon immer verkehrt. Sie gibt die Richtung an, in der die Kräfte wirken, nicht aber die Reibungspunkte, die sie behindern.

Ich überlasse im folgenden die Frage, inwieweit die ökonomische Krise für die großen Kapitale und ihre Gewinne überhaupt eine ist, wieweit die Kredit- und die Zinspolitik des Keynesianismus noch funktionsfähig sind, den Spezialisten und wende mich der anderen Seite zu: dem, was die »Ausgebeuteten« nicht mehr ertragen, was sie dagegen tun und welches darin die Chancen und Behinderungen eines sozialistischen Projekts sind. (Dabei fasse ich den Terminus »Ausgebeutete« nicht so eng, daß er nur auf die lohnabhängige Klasse sich bezieht, sondern beziehe ihn umfassend auf Unterdrückung überhaupt.)

Halten wir daran fest, daß die Krise eine allgemeine Unordnung ist, erfahren als das Gefühl, daß es so nicht mehr weitergeht, so ist unmittelbar einsichtig, daß genau die Orte, die als unerträglich erfahren werden, und die Punkte, die Entsetzen hervorrufen, zugleich die Kampfplätze sind, an denen Neukonstruktion möglich wird. Die Kräfte des Neuen können wir daher nicht einfach dort suchen, »wo es aufwärts geht«, sondern vor allem dort, wo Zusammenbrüche und Probleme sich häufen. Wir können davon ausgehen, daß wir auf solchen »Kampfplätzen« die Rechte mit neuen Projekten und Vorschlägen finden; in dieser Weise ist ein eingreifendes linkes Projekt nicht nur von den *be-wahrenden* Kräften des Alten bedroht, sondern auch von den dynamischen der neuen Rechten. Den äußeren Gegnern gesellen sich innere zu. In gewisser Weise ist ja auch die Linke konservativ, und in den Schwierigkeiten der Alltagspolitik schrumpft die Perspektive. Als mögliche Formationen, die ein zukünftiges linkes Projekt mittragen könnten, werden häufig die »neuen sozialen Bewegungen, allen voran die Frauenbewegung« vorgeschlagen. Sollte nicht einer Arbeiterbewegung, die sich im Kampf mit den Folgen neuer Technologien schwertut, vom radikalen Schwung der Grün-Alternativen oder von der feministischen Infragestellung der Gesellschaftsstruktur Stärke für ein gemeinsames Projekt zuwachsen?

Ich möchte an dieser Stelle nicht das Verhältnis der verschiedenen sozialen Bewegungen zueinander diskutieren, auch nicht die Frage einer möglichen Dominanz oder Nicht-Dominanz der Arbeiterbewegung, sondern ein allen Bewegungen gemeinsames Problem ausschnitthaft bearbeiten. Wichtig für Zeiten des Umbruchs scheint mir, wieweit die einzelnen mobilisierbar sind und welche möglichen Wege sie mit Hoffnung und Utopie besetzen. Ich frage also nach den Strukturen, die zerbrechen, und nach den Wünschen und Plänen der einzelnen, die in Bewegung sind. Ich frage danach, wie sich die einzelnen in die neuen Bedingungen ihres Lebens einbauen, sich verändern und welche Eingriffe in Gesellschaft sie vorsehen. Zugleich untersuche ich die Arbeit der Rechten bei der Rekonstruktion der Lebensbedingungen von Arbeitern und Frauen. Ich möchte insbesondere vorführen, wie der Zusammenstoß der ins Gesellschaftliche ziehenden Kräfte mit denen, welche die Privatheit der einzelnen be-

festigen, verarbeitet wird. Aus den Ergebnissen der Analyse möchte ich Vorschläge für eine kulturelle Umwälzung gewinnen.

2. Die Vergesellschaftung der Arbeit und die Privatisierung der Arbeiter

Marx war zu der Auffassung gekommen, daß der Kapitalismus die Produktivkräfte ständig revolutionär vorantreibt und damit die Arbeit aus den bornierten Schranken des Privaten ins Gesellschaftliche stößt, um schließlich die letzte Schranke, die Privatheit des Eigentums an Produktionsmitteln, welche die Gesetze der kapitalistischen Gesellschaftsformation bestimmt, in Frage zu stellen. Sichtbares Zeichen der Vergesellschaftung der Arbeit war ihm die Zusammenfassung von Arbeitermassen in der *Fabrik*, die deshalb zum Ausgangspunkt für die Organisierung der Gegenmacht werden konnte, während die Fabrikarbeiter zu Trägern notwendigen historischen Umbruchs wurden. Die revolutionäre Entwicklung der Produktivkräfte hat zweifellos stattgefunden; Arbeit geschieht heute fast ausschließlich auf gesellschaftlicher Stufenleiter, und dennoch scheint gerade die neueste Umwälzung der Produktivkräfte, die elektronisch-automatische Produktionsweise, die Hoffnung auf einen sozialistischen Sieg der Arbeiterklasse begraben zu haben. Wiewohl das, was als gesellschaftliche Arbeit gilt, immer weitere Bereiche umfaßt, scheint zugleich eine Ausgrenzung großer Teile der Bevölkerung aus dem Arbeitsleben einen umstandslosen Bezug fortschrittlicher Politik auf die, die noch Arbeit haben, zu verunmöglichen. Darüber hinaus scheinen die neuen Automaten der von Marx begrüßten Ansammlung der vielen Einzelarbeiter unter einem Dach durch eine neue Vereinzelung am Computer zu begegnen. Segmentierung und Vereinzelung sind Tendenzen, die eine negative Richtung anzeigen, in denen die Stimmung des Umbruchs und Aufbruchs verklungen ist.

An ihre Stelle trat in den letzten zehn Jahren der Kassandrarauf, Automation führe im Kapitalismus zu Dequalifizierung, Polarisierung, Taylorisierung, Intensivierung, kurz, eine vollständige Entmenschlichung der Arbeitsbedingungen sei ihre Folge. Neuerdings ist hier ein Umschwung eingetreten (vgl. Kern und Schumann 1984; kritisch dazu F. Haug 1985). Vom Regen des Verelendungsdiskurses kommen wir jetzt in die Traufe einer Begeisterung für die positiven Möglichkeiten neuer Technologie für diejenigen, die Arbeit haben. Die Sozialdemokratie verfolgt, als ein Projekt der Moderne, eine offensive Technologiepolitik mit dem »fortschrittlichen Unternehmertum«. Um beiden Einseitigkeiten ihr historisches Recht zu lassen und zugleich nicht handlungsunfähig zu werden, untersuche ich, welche Widersprüche durch die neueste Entwicklung der Produktivkräfte in Bewegung gebracht werden, was in Krise gerät, auf welchen Plätzen gekämpft werden muß.

Aus der Forschungsarbeit des *Projektes Automation und Qualifikation* fasse ich im folgenden Thesen zusammen. Dabei beginne ich etwas lehrbuchartig von vorn, weil die Automatisierung viele althergebrachte Sicherheiten im Denken erschüttert hat.

Die Produktivkräfte bezeichnen die Art und Weise des menschlichen Handelns gegenüber der Natur, die Vergesellschaftung der Arbeit. Ihnen entsprechen

Gesellschaftsformationen, d.h., auf einer neuen technologischen Basis werden neue Formationen möglich. Gleichwohl kommt es auf der Basis einer Produktionsweise zu unterschiedlichen Gesellschaftsformationen. Heute finden wir im wesentlichen die gleiche technologische Basis für die kapitalistischen wie für die sozialistischen Länder, bzw. wir finden die Technologie der ersten Industriellen Revolution mit den Gesellschaftsformationen Kapitalismus und Sozialismus (hinzu kommen die unterschiedlichen gesellschaftlichen Verhältnisse in den verschiedenen Ländern der Dritten Welt) und die entsprechende Ungleichzeitigkeit für die Automation. Wir haben sozialistische Gesellschaften mit technisch primitiver Basis. Die entwickelten kapitalistischen Gesellschaften sind den sozialistischen im technischen Niveau, der Arbeitsproduktivität usw. überlegen. Wir haben technische Revolutionen und die soziale bleibt aus. Wir haben soziale Revolutionen und die technische bleibt Jahr für Jahr hinter den Plänen zurück. Die Geschichte schreitet also nicht ordentlich Stufe für Stufe voran. Wir haben in der Dritten Welt durch die Überlagerung vorkapitalistischer Gesellschaften durch einen neokolonialen Kapitalismus und durch die Überlagerung der daraus resultierenden Formationen durch den Ost-West-Gegensatz gesellschaftliche Verhältnisse von einer Widersprüchlichkeit, hinter der unsere Vorstellungskraft und unsere Denkfähigkeit oft zurückbleiben.

Die Klassenkämpfe in den kapitalistischen Ländern finden in diesem Kraftfeld technologischer Überentwicklung und gleichzeitigem »Nachhinken« vieler sozialistischer Länder statt. Insofern können wir zunächst wohl davon ausgehen, daß die weitere Entwicklung der Produktivkräfte einen Umbruch auf allen Ebenen bewirkt, eine große Umordnung, in der die Umwälzungsfermente herausgearbeitet werden müssen.

Automatisierung von Produktion, Distribution und Verwaltung revolutioniert den gesellschaftlichen Prozeß dort, wo Marx eine Basis und auch ein Resultat von Herrschaft und Klassen sah: in der Teilung der Arbeit, insbesondere in der Trennung der Hand- von der Kopfarbeit. Automationstätigkeit besteht im wesentlichen im Studium der Fehler vergegenständlichter Regelungstheorie; sie analysiert Prozesse in der Perspektive ihrer Weiterentwicklung. Die radikale Veränderung der Anforderungen an die Arbeitenden bezieht sich auf das gesamte Wissen und Können, auf Haltung, Arbeitsteilung und die Form der Zusammenarbeit. Die Umwälzung trifft einerseits auf die alten Produzenten, ihre Erfahrungen, Kenntnisse, Tugenden, ihren Umgang mit den alten Verhältnissen, in denen sie andererseits vorangetrieben wird. Soll der Produktionsprozeß überhaupt funktionieren, ist er eine Herausforderung für beide Seiten: Die Unternehmer versuchen naturgemäß eine Zeitlang, billig davonzukommen. Das Billigste ist jedoch nicht mehr unbedingt die Einsparung der verbleibenden Arbeit, die intensive Ausbeutung der Arbeitenden, die Kostenminimierung in ihrer Ausbildung. Vielmehr erweist sich die Entwicklung einzelner Produktionsarbeiter als nützliche Investition für das Unternehmen. Insofern erfahren auch die Organisationen der Arbeiter — vor allem die Gewerkschaften — die Produktivkräfte ebenso als Auftrieb wie als Gegenströmung. Emanzipatorische Forderungen für die Entwicklung der Arbeit hinsichtlich Qualifikation, Lernen und Kooperation können mit dem Funktionieren des Gesamtprozesses

begründet werden; umgekehrt sind die Bemühungen der Unternehmer, die Automationsarbeiter als Partner für sich zu gewinnen, ungleich heftiger. Menschenführung wird ein blühender Zweig der Managementausbildung. Die Politik im Betrieb wird zum Themenschwerpunkt von Soziologengesellschaften. Zudem nimmt die drohende Arbeitslosigkeit den Unternehmern einen Teil ihrer psychologisch geschulten Integrationsbemühungen ab. In einem solcherart bestimmten Kampffeld ist es von großer Bedeutung, wie die einzelnen Arbeiter die Bedingungen der Automation für sich verarbeiten. Hier lassen sich Risse im Gebälk studieren, Widerstands- und Stützpunkte für ein sozialistisches Projekt auch im Kleinen herausarbeiten.

Eine wichtige Scheidung im Leben der einzelnen Lohnabhängigen ist die von Arbeit und Freizeit. Wiewohl diese Scheidung begrifflich problematisch ist, ist sie doch praktisch für die einzelnen erfahrbar als eine Trennung, die ihr Leben durchzieht und die sie eifersüchtig bewachen. Die neuerliche Durchbrechung der Grenzlinien, die durch die Automatisierung der Produktion vorangetrieben wird, wird ebenso als Bedrohung wie als Befreiung erfahren. Lange vor der Automatisierung wandte das Management Strategien an, die auf der Verschmelzung und wechselseitigen Indienstnahme von Elementen des *Arbeits*lebens mit solchen des *Freizeit*bereichs beruhten. Schon die Wortwahl zeigte das gelegentlich: Die *Betriebsfamilie* ist eine solche Artikulationsform und häufig geübte Praxis. Gefühle und Haltungen, die der Familie gelten — wie Treue, Vertrauen, Opferbereitschaft, kurz, Verpflichtungen, die nicht gegen Geld zu haben sind —, werden durch paternalistisch-fürsorgliches Gebaren auf den Betrieb zu übertragen versucht. Solche Sonderregelungen mit der verpflichtenden Haltung der Betriebsangehörigen gegenüber dem Betriebsganzen sind für die Probleme der Verantwortung, des nötigen Engagements, des Optimierens der eigenen Handlungen, die sich mit der Automatisierung stellen, eine mögliche Lösungsform vom Standpunkt des Kapitals. Für die gewerkschaftlichen Kämpfe ist die Übernahme des Betriebsstandpunktes durch die Belegschaft ein großes Hindernis.

In einem von uns untersuchten Betrieb (vgl. PAQ 1981 b, 588ff.) wurden die Arbeiter regelmäßig zu den Industriemessen geschickt. Auserwählt, das Unternehmen dort zu vertreten, und ausgezeichnet durch die Möglichkeit, »zu Hause« im Betrieb davon zu berichten und womöglich Vorschläge für neue Maschinen zu machen, lernten sie, die Produktionsmittel mit den Augen von Profitmachern zu sehen. Dies wird durch das Arrangement auf den Messen erleichtert, in deren Kontext die Produktionsanlagen wie rein technische Apparate aussehen.

In einer Erdölraffinerie wurde das Prinzip der *Selbstbeurteilung* zur Übernahme des *fremden* Standpunktes eingeführt. Dabei konnten sich die Arbeitenden selbst in einer öffentlichen Diskussion unter Anleitung des Meisters in eine Skala einordnen, die zugleich die Lohnhöhe bestimmte. Indem die einzelnen sich und andere unter dem Aspekt der Leistung wahrnehmen, richten sie immer auch zugleich den quantifizierenden Blick von Kapitalverwertern auf sich. Dies desorganisiert ihre alten Solidarstrukturen und organisiert zugleich die neue Gruppe von Einzelkämpfern. Alte Solidarkulturen der Arbeiter, die

z.B. kollektive Arbeitszurückhaltung ermöglichen, werden so zersetzt. Dabei ist diese Praxis kritischer Selbstbeurteilung als Inszenierung von oben um so wirksamer, je mehr die bisherigen Urteile der Arbeiter übereinander und über sich selbst in die neuen Kriterien eingeschmolzen werden (vgl. PAQ 1981b, 560ff.).

Wir fanden auch einfachere Formen, Arbeiter zur Einnahme des Unternehmerstandpunktes zu bringen: In 15 Prozent der von uns untersuchten Fälle war es die Beteiligung an der Gewinnspanne, die so alt ist wie die Arbeiterklasse selbst und den subalternen *Eigen*nutz mit dem herrschenden *Fremd*interesse verbinden soll. Andere Arbeiter nahmen inhaltlich Unternehmeraufgaben wahr und konnten so, da sie im Betrieb »freie Hand« hatten, im Sinne des Kapitals Rentabilitätsüberlegungen anstellen, bedenken, »was produktmäßig und marktmäßig« noch zu machen sei. Überhaupt gehört das Beobachten des Marktes und die kostengünstige Berechnung der Produktionsmittel häufig zu den Aufgaben von Automationsarbeitern. Die Unternehmer, die wir befragten, bilden die gegläckten Standpunktwechsel als Charakterfragen ab und sprechen den Betroffenen ihr »Vertrauen« aus. »Man kann sich auf sie verlassen.« Selbst in solcher Formulierung gelungener Integration hört man das Problem, das die Unternehmer mit den Arbeitern haben, auf die man sich nicht verlassen kann, und ahnt die Mühen, die der Kampf um die Standpunkte kostet.

Die wichtigste Einsicht, die wir aus der Möglichkeit der Besetzung von fremden Standpunkten gewannen, war die Ausnutzung der *Privatheit* der einzelnen Arbeiter für die Privatheit der Unternehmensziele. Das *Gemeinwesen* ist zum einen geschrumpft auf Familiengröße, deren Grenzen nach *außen* zur Aufrechterhaltung des gemeinschaftlichen *Innen* verteidigt werden als Privatraum. Dieser Umstand erlaubt unter kapitalistischen Verhältnissen die Verkehrung, daß nicht die *Gesellschaftlichkeit* der Produktion zwingend zum Hebel gemacht werden muß, der die Gemeinwesenkräfte mobilisiert (wie wir zunächst annahmen), sondern umgekehrt ihre *Privatheit*. Die Unternehmer formulieren das folgendermaßen:

»Selbstverständlich ist jeder auch Privatmann und weiß, daß alles Geld kostet. So kann man ihn zu sparsamem Denken bewegen. Gibt man ihm den Eindruck, daß es *seine* Maschine ist, die er bedient, so will er automatisch das Beste daraus machen.« (PAQ 1981b, 454)

Ehemalige »Kleineigentümer« sind demnach die besten Automationsarbeiter für teure Anlagen:

»Alles richtig zu berechnen und immer kostengünstig sich am Markt zu orientieren, das hat er drauf, schließlich war er mal selber selbständiger Landwirt.« (ebd.)

Selbst bei der Berechnung der Kosten von Dampf, Heizöl und Mineralöldestillaten setzt man auf den »Hausmannsverstand«. In diesem Zusammenhang sahen wir in der Entwicklung kapitalistisch angewandter Automatisierung eine Triebkraft, welche die strikte Trennung von Arbeit und Freizeit mit der Verortung des »eigentlichen Lebens« in der Freizeit aufzulösen begann. Umgekehrt muß der häusliche Standpunkt sich in die Arbeit hineinbegeben.

Die Indienstnahme familiärer Haltungen und Gewohnheiten für die Arbeit im Betrieb war die eine Seite, auf die wir als eine Art Zerstörung der Grenzbe-

festigungen zwischen »Privatleben« und »Arbeitsleben« stießen. Nach der anderen Seite vermuteten wir eine Rückwirkung der Umbrüche in der Produktion, des anderen Arbeitens, auf die Weise der Lebensführung. Mußten nicht die Produktivkraftanforderungen in eine unverträgliche Spannung zu verschiedenen Gewohnheiten der Lebensführung geraten und von daher bisherige Praxen individueller Vergesellschaftung in die Krise führen?

Eine Reihe von Arbeitsaufgaben stellen sich in größerem Maßstab; sie verlangen ein Engagement in der Arbeit, das unverträglich werden kann mit der sorgfältigen Einhaltung eines geregelten, abgeschlossenen Arbeitstags und Arbeitsorts. Wir vermuteten, daß dies zu einer Belastung familiärer Beziehungen führen müßte, insbesondere, wenn die Automationsarbeiter Frauen waren. Störungsbehebung und -vermeidung sind Anforderungen, die eine flexible Haltung zum Gelernten und eine Offenheit gegenüber neuen Lernelementen verlangen. Das gilt insgesamt für die immer schnellere Innovation im technologischen Bereich (vgl. PAQ 1980, 100ff.). Welche Umwälzungen bringt die Anforderung lebenslangen Lernens für die Gewohnheit, in ganz jungen Jahren mit dem Lernen abgeschlossen zu haben und dies als Zeugnis und Anspruch auf entsprechende Tätigkeit nachweisen zu können? Der zeitlichen Abgeschlossenheit eines Arbeitstages korrespondiert eine vorgegebene Zeitordnung, strukturiert durch Aufgabenzuweisung, Pausenregelung, Kontrolle von oben in der vorautomatischen Arbeit. Unausgefüllte Zeiten, unvorhergesehene Einsätze, eigene Zeitverfügung sind dagegen Kennzeichen automatisierter Arbeit, die die Grenzen zwischen *fremd-* und *selbstverfügter Zeit* auf unklare Weise verschieben. Notwendige Elemente von Selbständigkeit in der Lohnarbeit rütteln nun an der altbewährten Verknüpfung von Selbstbestimmung und Hobbyarbeit. Wie also leben die Arbeiter die Verhältnisse, die durch die Produktivkraftanforderungen in Bewegung geraten: das Geschlechterverhältnis, die Beziehung von Arbeit und Freizeit, von Lernen und Berufsausbildung, von Selbstbestimmung und Fremdbestimmung in den Arbeitshandlungen?

In mehrstündigen Gruppengesprächen (mit Programmierern) zum Thema »Privatleben« war das Zentrum ihrer Ausführungen wieder und wieder der Arbeitsbereich; von allen Punkten aus kamen sie darauf zurück. Die Gespräche waren eingespannt in den Gegensatz von Faszination und Gleichgültigkeit. Daß Arbeiter von den neuen Produktionsmitteln fasziniert sind, ist weitgehend bekannt, auch, daß dies für Computer im besonderen Maße gilt. Wichtig ist jedoch, wie diese Faszination ausgesprochen wird. Fast alle Äußerungen geben als Stimmung wieder, Faszination sei etwas Verächtliches, sie sei ein Streben nach sinnloser Kompetenz. Sie bedeute Magenschmerzen und Schlaflosigkeit, man vergesse das Essen und die Freizeit. Faszination hieß also eine Art *Inkompetenz* im Privaten. Die Bedrohtheit des *Privatlebens* bildet den Ausgangspunkt; der Wunsch, es zu schützen, strukturiert die Wahrnehmung der Veränderungen des *Arbeitslebens*. Auf diese Weise wird ein spürbares Interesse an der Arbeit als Entfremdung »von sich selbst« erlebt und ausgesprochen als eine Art des Beherrschtwerdens: »Man hat ständig die Idee, etwas Neues zu machen« — dieser Ausspruch des Programmierers ist kein Lob auf menschliche Kreativität, sondern Ausdruck einer Art von Besessenheit. Es »beherrscht

dich irgendeine Idee«. »Ich möchte die Faszination nicht, weil kein Platz für was anderes da ist.« (PAQ 1983, 26). In solchen Worten wird der Widerspruch zwischen dem privat auf sich gestellten Individuum und einer entfremdeten Gesellschaftlichkeit als Zumutung durch die Produktivkräfte ausgesprochen, der Konflikt mit den Produktionsverhältnissen auf sie verschoben. Die Faszination wird geflohen, der »Lebensmittelpunkt« gesucht — »halt außerhalb des Berufes«. Die Programmierer bestehen darauf, daß ihnen die Arbeit *gleichgültiger* werde. Marx hatte eine andere »Gleichgültigkeit« vor Augen, als er schrieb:

»Die Gleichgültigkeit gegen die bestimmte Arbeit entspricht einer Gesellschaftsform, worin die Individuen mit Leichtigkeit aus einer Arbeit in die andre übergehen und die bestimmte Art der Arbeit ihnen zufällig, daher gleichgültig ist.« (MEW 13, 635)

Die Metapher von der Gleichgültigkeit hat sich in den älteren industriesoziologischen Untersuchungen durchgesetzt, weil sie zugleich die Produktionsverhältnisse mit ihren Wertmaßstäben zu fassen erlaubt, wie die subjektive Bewertung durch die einzelnen Arbeiter. In unserem Zusammenhang scheint dagegen alles verrückt: Die Arbeit ist den Programmierern nicht gleichgültig, von einem leichten Wechsel in andere Arbeiten kann nicht die Rede sein, und die Produktionsverhältnisse kommen überhaupt nicht ins Blickfeld. Soweit die Flucht nicht gelingt, soweit also der Faszination nachgegeben wird, wird der Klassen- und Konkurrenzkampf verschoben zum Kampf mit der Maschine:

»*Otto*: Und trotzdem sind die Dinger eine unheimliche Versuchung. Sie sind perfekt. Sie sind absolut. Sie sind vollständig.

Inge: Ich glaube, das ist ein Machtkampf mit der Maschine, ob man da besser ist.

Otto: Die Maschine ist absolut gnadenlos, emotionslos, und wenn das funktioniert, was man da gemacht hat, und das Programm gelaufen ist, dann ist das die objektivste Instanz, die man überhaupt haben kann. Es gibt nichts darüber. Es gibt niemand, der so kompetent sein kann wie die Maschine. Weil die Maschine so gnadenlos ist. Ein Punkt statt ein Komma, und schon fliegt das ganze Programm raus, nur wegen so was. Das ist kein kleines Beispiel, das ist normal. So eine Kleinigkeit in einem Riesensystem, die das ganze System zum Zusammenbruch bringt.« (PAQ 1983, 26)

Lernen wird in unserer Gesellschaftsformation gewöhnlich im sozialen Gegensatz organisiert. Nur einer wird der Beste sein. Noten werden von oben vergeben. Die Abhängigkeit vom Vorgesetzten enthält zugleich Willkür und Chance. In diesem Feld agieren die Programmierer überraschend, wenn auch in den Fesseln der Produktionsverhältnisse konsequent. Wie eine Art Leitmotiv zieht sich durch die Interviews — neben solchem Kompetenzbewußtsein — die Klage über die fehlende Anerkennung durch ansonsten für inkompetent gehaltene Vorgesetzte.

Die Programmierer äußern scharfe Kapitalismuskritik in widersprüchlicher Weise: Sie wollen nicht nur für Geld arbeiten, weil das »keine konkrete Form der Bestätigung ist«; sie führen Klage gegen den mangelnden Bezug zum gesellschaftlichen Nutzen, und im gleichen Satz — »das interessiert ja niemanden« — wird die Brücke geschlagen zur Wiederherstellung ordentlicher Managementverhältnisse. Ein besserer »Führungsstil« wird verlangt: Der Vorgesetzte soll ein paar lobende Worte sprechen. So äußern sie *Kritik des Kapitalismus in Form seiner Anerkennung*.

Das Feld ist widersprüchlich bestimmt: Die Arbeit verlangt eine hohe Selbständigkeit, zugleich gibt es keine Mitbestimmung über die Art der Arbeitsaufgaben und auch keine Einsicht in deren Sinnhaftigkeit; es gibt auch keine kontrollierenden Vorgesetzten, sondern die Programmierer können ihre Aufgaben und ihre Zeit selbst einteilen und müssen die Aufgabenart selbst interpretieren. Der Mangel, der in dieser widersprüchlichen Situation als fehlendes Vorgesetztenlob artikuliert wurde, wird von einer der Programmiererinnen zu Hause durch ein häufiges Loben ihres Sohnes zu kompensieren versucht: »weil das zu einer Menschwerdung gehört, ... daß er eine Motivation hat für weitere Taten« (PAQ 1983, 33).

Arbeitsleben und Privatleben sind in ihren subjektiven Bedeutungen gegensätzlich strukturiert: als *fremd* bestimmt wird das eine empfunden, als *selbst* bestimmt das andere. In ihren Arbeitsarrangements erfahren die Programmierer als Faszination durch Maschinen eine Art von Selbstbestimmung in der Fremdbestimmung. Gegen dieses unerträgliche Paradox spielen sie ihr Privatleben aus, das sie vor Übergriffen aus der Arbeitswelt schützen wollen. Einer der befragten Programmierer geht so weit, den Anspruch auf Anerkennung in der Arbeit aufzugeben: »Ich ziehe genug Anerkennung aus meinem Privatleben«. Das Gegeneinander der Bereiche Arbeits- und Privatleben führt zu einer Blockierung der Problemanordnungen. Arbeitsprobleme werden durch die Brille des Privaten wahrgenommen, schließlich dem Privatleben untergeordnet und, statt bearbeitet zu werden, als weniger wichtig definiert.

Zusammenfassung

Die Programmierer erfahren eine Reihe von Konflikten, die aus der Weiterentwicklung der Produktivkräfte bei im großen und ganzen gleich bleibenden Produktionsverhältnissen herrühren, und verschieben sie auf Konflikte zwischen Arbeits- und Privatleben.

Ihre Programmiertätigkeiten verlangen ein selbstbewußtes Engagement in der Arbeit, welchem auf der Seite der Produktionsverhältnisse eine Mitbestimmung über den gesellschaftlichen Nutzen entspräche; die Programmierer verlangen diese Mitbestimmung nicht, sondern protestieren gegen das Engagement, weil sie ihr Selbstbewußtsein und ihren Lebensmittelpunkt im Privaten haben (wollen).

Daß sie ihre Aufgaben in der zeitlichen Ausdehnung und Reihenfolge selbst einteilen können und müssen, würde verlangen, daß sie ihre eigene Lebenszeit als kostbar, als Teil der gesellschaftlichen Gesamtarbeitszeit und eben als von ihnen zu füllendes Leben betrachten. Ein solcher Umgang mit der Zeit ist der mechanischen Zweiteilung in entlohnte Zeit und Restzeit entgegengesetzt. Die Programmierer verarbeiten diese Zumutung einer selbständigen Zeitverfügung weder als Kampf um eine Verkürzung der Arbeitszeit, noch um individuelle Lösungen einer tatsächlichen Selbständigkeit. Statt dessen formulieren sie als ihr Recht, eine möglichst ruhige Kugel zu schieben, um sich nicht zu verausgaben, um möglichst viel Kraft für ihr Privatleben aufzusparen.

Ihre Tätigkeit verlangt von ihnen, daß sie Ideen einbringen und Systeme ent-

wickeln, daß sie nicht bloß Ausführende sind. Statt den fragwürdigen »Vorgesetzten« ihre Herrschaftsposition streitig zu machen, verlangen sie von ihnen äußerliches Lob. Die Ideen wollen sie nicht haben, da diese von ihnen Besitz ergreifen könnten. Gegen solches besessen-werden, versuchen sie ein »privates Selbst« zu setzen, ein »eigenes«, dem gegenüber die im fremden Interesse ausgeheckten Ideen selbst noch als eigene fremd sind.

In dieser Weise werden sämtliche Problemfelder, die an die Grenzen der privaten Produktionsverhältnisse stoßen, von den Programmierern von ihrem eigenen Privatleben her strukturiert und verschoben. Gegen eine Änderung der Produktionsverhältnisse sprechen so nicht nur die Interessen der *Privateigentümer* an den Produktionsmitteln, sondern auch die *Privatheit der Produzenten*.

3. Weibliche Identität und die Privatisierung der Frauenbewegung

Konstituiert die Privatheit der Produzenten eine Barriere gegen die Kräfte des Gesellschaftlichen im Guten wie im Schlechten, so scheint es unsinnig, die Privatheit der Frauen zum Untersuchungsgegenstand zu machen. Schließlich sind in einem gewissen Sinn Frauen gleichbedeutend mit dem alltäglich Privaten. Eben diese Abschließung in der Privatsphäre hatte den Aufbruch in der Frauenbewegung der 60er und 70er Jahre maßgeblich bestimmt. Das »Private ist politisch« — so lautete der weltweite Slogan, der die Privatsphäre als wesentliche in die Gesellschaftsdiskussion bringen wollte und zugleich auf der Bedeutung der Abtrennung einer Privatsphäre für die Aufrechterhaltung des Gesamtsystems beharrte. Im Privaten und durchs Private werde Politik gemacht. Ein großer Teil feministischer Aktionen lassen sich als Angriff auf jene Mauern entziffern, die die Privaträume gegen Öffentlichkeit verriegeln: Auf *praktischem* Gebiet gehören dazu u.a. alle Aktivitäten, die die Bedeutung des Hausarbeitssektors einklagen, bis hin zur Forderung nach Lohn für Hausarbeit; Versuche, Kindererziehung (in Kinderläden) zu vergesellschaften, und vor allem die Thematisierung und Veröffentlichung von Gewalt in der Ehe bis zur Errichtung von Frauenhäusern und schließlich den Bemühungen, das Recht einzuschalten, indem »Vergewaltigung in der Ehe« als Straftat gewertet werden sollte.

Theoretisch geht es u.a. um den Versuch, die Hausarbeit in die Marxsche Werttheorie einzubauen; Hausarbeit als ständige ursprüngliche Akkumulation von Kapital zu behaupten oder die Subsistenzproduktion weltweit ins Zentrum von Gesellschaftstheorie und Kritik der politischen Ökonomie zu bringen. Die Anstrengung, die Frauenfrage aus ihren privaten Zellen in die Öffentlichkeit zu heben und so diese Zweiteilung in privates und öffentliches Leben überhaupt als Nährboden von Herrschaft zu entziffern, brachte die Frauen nicht unvermittelt in die Gesellschaft, sondern zunächst in die Verwaltung durch den Staat. Spätestens hier wurde praktisch erfahren, daß das Private nicht nur Gefängnis, sondern auch Schutzraum ist, der allerdings lange schon staatlich durchdrungen ist. Schulpflicht, Sorgerecht, Fürsorge bis hin zur Ehe selbst sind staatlich geregelt und durchziehen das Leben der Frauen als strukturelle

Orientierungen. Frauen werden nicht Staatsuntertanen wie Männer, die ökonomische Unabhängigkeit mit dem Erwachsenwerden ebenso verbinden wie einen Beruf — Frauen werden Staatsbürgerinnen, indem sie Hausfrauen werden. Die Verstaatlichung der Frauenfrage bringt sie tiefer in diese Strukturen, statt sie daraus zu befreien. Doch die Sache ist zweischneidig. Die Anstrengung, die Öffentlichkeit aufmerksam zu machen auf private Herrschaft, hat tatsächlich ein Bewußtsein geschaffen dafür, daß so weite Bereiche wie Leben, Krankheit und Tod, Naturbewahrung und -erhaltung zu privaten Aufgaben randständig wurden, die jede(r) für sich zu erledigen hatte, während das allgemeine Interesse der Produktion, Zirkulation und Konsumtion von Waren galt. Daß diese in großem Stil privat-profitlich geschehen, kann u.U. deshalb mit Einverständnis rechnen, weil die kleinen Haushalte privates Denken und Handeln schon gewohnt waren (hier setzt erfolgreich die populistisch-monetaristische Politik etwa M. Thatchers an).

Der Protest der Frauen rückte Entgegengesetztes neu ins Licht: die eigene Unterdrückung, die durch die Vereinnahmung im Privaten Dauer erhält, und die Privatheit im Großen der Gesellschaft, die Klassenherrschaft als Allgemeininteresse betreibt. Als unerträglich wird empfunden — um Lenins Ausgangsfrage wieder aufzunehmen —, daß Natur und Leben, menschliche Fürsorge und Glück als vernachlässigenswerte Randfragen erscheinen. Von daher kommt die Nähe und partielle Identität von Frauenbewegung, Ökologiebewegung und Friedensbewegung. Zur Zeit ist es die Diskussion um die Reproduktionstechnologie, die die Frauenbewegung mit der Alternativen Bewegung zusammenbringt.

Inzwischen haben in einigen westlichen Ländern Rechtsregierungen das Amt angetreten und damit ein Stück des staatlich-öffentlich gewordenen Teils der Frauenfrage zurück an den heimischen Herd geschickt. Mittel für Frauenhäuser werden gekürzt, Aufsicht und Kontrolle verstärkt, Frauenlehrstühle an Universitäten entweder gestrichen oder das Lehrdeputat insgesamt so zusammengekürzt, daß die Frauenkurse dem Rotstift zum Opfer fallen. Auch diese Politik ist nicht gradlinig. Dem zielstrebigem Privatisierungsbemühen der Christdemokraten in der Bundesrepublik Deutschland z.B. setzen die Frauen in den eigenen Reihen Widerstand entgegen: schwarz-rot-grüne Bündnisse werden möglich, so z.B. in der Ablehnung einer von den Christdemokraten vorgesehenen Verschärfung des Abtreibungsparagraphen.

Die administrative Zurückweisung der Frauenfrage wird begleitet von aufwendigen Redefeldzügen für die Familie, für die opferbereite Frau und Mutter, für die weiblichen Werte, Fürsorge und Liebe usw. (vgl. Hauser 1985). Selbst die »Feminisierung der Gesellschaft« wird ein Topos, der von rechts gesprochen werden kann, während solches Reden noch vor zehn Jahren so unerhört geklungen hätte wie heute etwa der Vorschlag, die Gesellschaft zu homo-sexualisieren.

Solche »Aufwertung« der Frauen trifft ihre Bewegung nicht nur unvorbereitet und unvermutet; der Boden für eine fruchtbare Aufnahme ist in gewisser Weise geradezu vorbereitet. Die »weiblichen Werte« wurden — zumindest in Teilen der Frauenbewegung — ebenfalls neu entdeckt, hochgehalten und als

Stimmen des Zukünftigen wie als widerständige Kraft gefeiert, als ob sie den Frauen selbst als Eigenschaften innewohnten und nicht bloß gesellschaftliche Anforderungen seien. Mütterlichkeit etwa wurde als Kraft bis in die Religionen mit Muttergottheiten zurückverfolgt und als ewiges Prinzip geehrt. Die Bedeutung des familiären Raumes, von »Reproduktions«- und Beziehungsarbeit war lange betont. Wie sollten da die Lockrufe der Christdemokraten auf taube Ohren stoßen?

Wäre jetzt Widerstand zu erwarten von denen in der Frauenbewegung — und das waren viele —, die nicht so sehr auf die Entfaltung des »Weiblichen« setzten, als vielmehr die Eroberung aller Bereiche auch für Frauen anzielten? Schließlich halten sich weder alle Frauen vornehmlich oder ausschließlich im »Reproduktionsbereich« auf, noch sehen sie das als ihre Zukunft vor. Der erwartungsvolle Blick auf diese Teile der Frauenbewegung findet in weiten Teilen eine andere Art widerständigen Einverständnisses mit dem Regierungsabsichten: weitgehende Resignation und Abkehr und das trotzig Begehren, aus der Politik ins Privatleben zu gehen — eine Reprivatisierung: Kinderwunsch, eigenes Heim und Zweisamkeit werden bei vielen wieder zu dominanten Zielen (vgl. u.a. Meulenbelt 1985).

Wiewohl solcher Rückzug aus Gesellschaft und Politik auch widerständig motiviert sein kann, scheint uns doch, daß die Selbstfesselung in solchen Wünschen überwiegt. In unserer Untersuchung sind wir zu dem Ergebnis gekommen, daß der Wunsch nach Unterordnung unter einen Mann und damit eine Unzuständigkeit für Politik und eingreifende Gesellschaftsveränderung selbst dann zu den konstituierenden Elementen weiblicher Identität gehören können, wenn die Frauen beruflich tätig sind und (noch) politisch engagiert. Der Konstruktion solcher »Weiblichkeit« nachspürend, stießen wir u.a. darauf, daß eine Reihe familiärer Unterordnungselemente eher aus dem Widerstand gegen die für Frauen vorgesehenen Orte in der Gesellschaftsstruktur gespeist sind, denn aus dem anpassenden Einverständnis. Der Widerstand gegen die Elternfamilie treibt die Frauen in die als Freiheit gesehene Gründung einer eigenen »besseren« Familie. Der Widerstand gegen fremde Zeitverfügung bringt sie zum Protest gegen Zeitplanung überhaupt, die schließlich in der Unterstellung unter die Zeitstruktur eines anderen Menschen endet. Daß Mädchen ihre Mütter arbeitsteilig zuständig für das leibliche und seelische Wohl der Familienmitglieder erfahren, wird nicht selten von ihnen ablehnend gelebt im Verzicht auf jede Sorge um das *eigene* Wohl; aber es ist eben dieses Absehen von sich selbst, was Mädchen dann geeignet macht, in die Rolle der sich selbst hintan setzenden fürsorgenden Ehefrau und Mutter zu schlüpfen.

Ausgestattet mit solchen aus widerständiger Vergesellschaftung geborenen Hoffnungen und Wünschen, verarbeiten die Frauen die Ungastlichkeit der Gesellschaft schließlich als eine Anforderung, der sie im kleinen Kreis nachkommen wollen und können. Dabei bleibt die allgemeine Unruhe, daß sie auch anderes wollten. Diese Unruhe behalten sie als eine Art lebenslänglicher Schizophrenie: Die meisten Frauen denken oder fühlen, daß sie jemand anderes sind, als sie sind, daß sie ihre Mitmenschen täuschen, oder daß sie verkannt werden. Indem sie den Rückzug ins Private betreiben, trösten sie sich zugleich damit,

daß sie ein anderes Leben nicht jetzt, »sondern später«, »irgendwann« haben werden. Es wird erhofft als eine Art Entdeckung. Vorschub leistet die Illusionsindustrie.

4. Das Leben und die Mittel zu seiner Erhaltung

Wir sahen die Produktivkräfte der Arbeit gelähmt durch die Wahrnehmung der gesellschaftlichen Perspektive vom Standpunkt des Privaten, der Freizeit, der Familie, kurz, der in Privatverhältnissen vergesellschafteten Menschen. Wir begegneten den schwindenden Kräften einer der wesentlichen neuen sozialen Bewegungen, der Frauenbewegung, doppelt verfangen in den Stricken des Privaten. Wo wären da die Umwälzungsfermente herangereift, die zu Bausteinen einer neuen Gesellschaft werden könnten? Zum einen können wir wohl davon ausgehen, daß der Streit um das Private selbst ein Zeichen, wenn nicht der Auflösung, so doch mindestens der Lockerung, des Umbaus seiner Fesseln ist. Die Kräfte sind verrückt verteilt. Auf der einen Seite wird die Privatheit der Produzenten auch zum Hindernis ihrer profitlichen Ausbeutung und der offensiven Technikaneignung im Interesse der Arbeitenden selbst. Zum anderen geschieht die Privatisierung der Frauenfrage auch gegen ihre Verstaatlichung und als Protest gegen die Unwohnlichkeit der Gesellschaft.

Die Krise betrifft den Arbeitsbereich und den räumlich getrennten Privatbereich und den Zusammenhang beider. Die großen gesellschaftlichen Fragen werden als unmittelbare individuelle Bedrohung erfahrbar. Die saubere Trennung von einer kranken Gesellschaft und einer heilen Privatwelt funktioniert nicht mehr. Artikuliert wird diese Krise als Problem der Lebensweise. Entsprechend protestieren die neuen sozialen Bewegungen in diesen Räumen und nicht im unmittelbaren Produktionsbereich und dies selbst dann, wenn der Protest auf neue Technologie sich richtet. Habermas schließt daraus, daß »eine bestimmte Utopie« an ein Ende gelangt ist, »die sich in der Vergangenheit um das Potential der Arbeitsgesellschaft kristallisiert hat« (1985, 145). Unter diesen Begriff subsumiert er so unterschiedliche Dinge wie Marx und die Europäische Arbeiterbewegung, »den autoritären Korporatismus im faschistischen Italien, im NS-Deutschland« und »den sozialdemokratischen Reformismus in den Massendemokratien des Westens« (146). Er empfiehlt, die »Kommunikationsgesellschaft« als Anregung für Utopien zu fassen, Kommunikationsmedien alternativ zu nutzen und hier »selbsttätig autonome Öffentlichkeit« zu bilden (158f.). Habermas begreift bisherige Gesellschaftstheorie so, daß ihre Befreiungsimpulse auf Abschaffung heteronomer Arbeit in Richtung Selbsttätigkeit drängten. Angesichts der Krise des Wohlfahrtsstaates, neuer arbeitssparender Technologie mit der Folge wachsender Arbeitslosigkeit und angesichts der neuen sozialen Bewegungen an der Peripherie des Produktionsprozesses möchte er — und dies wird seit den letzten beiden Soziologentagen in der bundesdeutschen Soziologie allgemein diskutiert — das Arbeitskonzept aus dem Zentrum von Gesellschaftstheorie nehmen, den Anspruch auf Selbsttätigkeit als »Befreiung« aber beibehalten.

Vom »Standpunkt der fertigen Phänomene« (Marx) mag diese Argumenta-

tion befriedigen. Und auf Selbsttätigkeit zu setzen, darf nicht dem Populismus der Rechten überlassen bleiben, sondern ist notwendiges Ferment jeder Befreiung. Allerdings müßte Selbsttätigkeit wohl verbunden sein mit Selbstvergesellschaftung, mit der wachsenden kollektiven Kontrolle über die Bedingungen des gesellschaftlichen Lebensprozesses. Das bloße »Selbermachen« hat an sich noch nicht Ziel, Weg und Befriedigung und ist zudem beständig davon bedroht, daß andere (gesellschaftliche Mächte) die Bedingungen des Handelns für es setzen. Durch die Dynamik der Automation ist hier alles im Umbruch. Man kann die Kämpfe um Lebensweise und um die Grenzen des Privaten so interpretieren und orientieren, als ob es um die Verabschiedung des Arbeitsbereiches gehe. Warum nicht an jenen Marx-Sätzen festhalten, die Habermas als besonders unüberzeugend zitiert?

»Es ist also jetzt soweit gekommen, daß die Individuen sich die vorhandene Totalität von Produktivkräften aneignen müssen, um zu ihrer Selbstbestätigung zu kommen ... Die Aneignung dieser Kräfte ist weiter nichts als die Entwicklung der den materiellen Produktionsinstrumenten entsprechenden individuellen Fähigkeiten. Erst auf dieser Stufe fällt die Selbstbestätigung mit dem materiellen Leben zusammen, was der Entwicklung der Individuen zu totalen Individuen und der Abstreifung aller Naturwüchsigkeit entspricht.« (Nach: Habermas 1985, 145f.)¹

Gewiß dachte sich Marx solches nicht als kampflos automatischen Prozeß der Entwicklung der Produktivkräfte selber. Auf unserer Stufe der elektronisch-automatischen Produktionsweise hieße es, die Befähigung zum Umgang mit diesen Produktivkräften zu verallgemeinern, was — der Eigenart dieser Produktivkräfte entsprechend — die Möglichkeit zu ihrer Nutzung auf unmittelbar gesellschaftlicher Stufenleiter einschließen müßte. Zugleich ginge es darum, die Arbeit selbst zu verallgemeinern. Daß jede(r) dann nur vier oder vielleicht fünf Stunden erwerbstätig arbeiten müßte, setzte endlich die notwendige Zeit frei, die jeder gut brauchen könnte zur gesellschaftlich-politischen Betätigung, zur Weiterbildung und zur individuellen kulturellen Reproduktion. Die Überwindung alter Arbeitsteilungen ist jetzt möglich. Die Situation kann freilich auch zu neuer Befestigung der alten Teilungen genutzt werden, indem ein Heer von Hausfrauen die kulturelle Notlage von Spezialisten oder von Arbeitslosen zu reparieren sucht; indem ein wachsender Staatsapparat den Zugriff der Spezialisten auf das Produktionsganze ebenso zu verhindern versucht, wie er die Verelendung der abgetrennten Arbeitslosen auszugleichen und auszugrenzen bemüht ist. Es scheint dies das Programm der neuen Rechten zu sein.

Wir dagegen sollten alles daran setzen, die Krise zum Umbau zu nutzen. Eine wichtige politische Aufgabe wäre es, ein anderes Modell von einem Arbeitsleben als allgemeinen Anspruch zu verankern. Eine Zusammensetzung der Arbeitszeit aus gesellschaftlicher Erwerbsarbeit, aus politisch-gesellschaftlicher Arbeit und aus individueller Erhaltung und Entwicklung wäre zu diskutieren, im einzelnen auszugestalten und in den heute durchsetzbaren Anteilen zu bestimmen. Die Diskussion um die Verkürzung der Arbeitszeit könnte dann endlich inhaltlich offensiv geführt werden. Wir sollten ein solches Modell in allen Gruppen, Institutionen, politischen Organisationen einzubringen versuchen. Zugleich können die neuen Produktivkräfte auch so genutzt werden, daß ihre Aneignung in alternativen Projekten gefördert wird. Die offensive Nutzung

der neuen Medien könnte dazu verhelfen, die vielzähligen Selbstständigkeitsprojekte zu verknüpfen und in dieser Weise Modelle für eine neue Lebens-Arbeitsweise zu verallgemeinern. Gerade daß die Krise von so unterschiedlichen Akteuren in so vielen Lebensbereichen erfahren und beantwortet wird, ist auch eine Chance, einem allgemeinen Vergesellschaftungsprojekt zum Durchbruch zu verhelfen, welches dennoch die Frage, was wir produzieren wollen und wie wir dies tun, als Bedingung unseres Lebens begreift. In bezug auf unsere Analyse einer lähmenden Privatheit der Betroffenen in den sozialen Bewegungen kommen wir jetzt zu dem Schluß, daß ihre Privatisierung nicht nur eine Fesselung aus alten Verhältnissen ist, sondern auch eine Herausforderung an die politischen Organisationen. Die Fragen der Lebensweise bedürfen ebenso einer politischen Artikulation wie die Betroffenen selbst einen größeren Raum im Politischen besetzen müssen.

Dabei bauen wir auf die Kräfte der Selbstvergesellschaftung, auf den Wunsch und die Notwendigkeit, gemeinsam Gesellschaft zu regeln. In unserer »Utopie der Arbeitsgesellschaft« (um mit Habermas gegen dessen These von ihrem Ende zu sprechen) denken wir uns die Gemeinwesenkräfte zunächst widerständig eingebunden in das Marktmodell kapitalistischer Vergesellschaftung; jedenfalls existieren sie nicht an sich und frei verfügbar, sondern gebunden in bestimmte Formen, deren Auflösung wir als Krise erleben. Es handelt sich hier insbesondere um die Form der *Fabrik*, in der gesellschaftlich produziert wurde, und um die Form des *Hauses* und der *Familie*, in der das übrige Leben geregelt ist. Wir möchten beide Orte — und nicht nur den Staat — als Formen des Gemeinwesens und ihre Akteure als Verkörperungen utopischer Hoffnungen bezeichnen. Durch die neuen Produktivkräfte werden diese Orte zersetzt, die Formen zerstört, die Akteure verunsichert. Was wir brauchen, sind neue Formen des Zusammenlebens und Arbeitens. Jetzt gibt es die Möglichkeit, die alten Trennungen von Arbeit und Freizeit, von Männern und Frauen so aufzuheben, daß eine gemeinschaftliche Regelung des Lebens — bewußt und in allen Bereichen — angezielt werden kann.

Vom Standpunkt der Reproduktion der Gesellschaft sind beide Fragen zentral, die der Produktion der Lebensmittel wie die der Produktion des Lebens selbst. Daß die von der kapitalistischen Produktionsweise als randständig behandelten Fragen der Lebensproduktion und -erhaltung als besonders krisenhaft erfahren werden, kann nach meinem Dafürhalten nicht heißen, daß von daher die Produktionsfragen randständig werden. Vielmehr scheint der Zeitpunkt gekommen, an dem die Auswirkungen der kapitalistischen Produktionsweise auf alle Lebensbereiche so untragbar und zerstörerisch werden, »daß die Individuen sich die vorhandene Totalität von Produktivkräften aneignen müssen, um zu ihrer Selbstbestätigung zu kommen«. Auf dem Niveau der elektronisch-automatischen Produktionsweise bedingt dies ein Zivilisationsmodell, in dem die gesellschaftliche Arbeitszeit, die Zeit fürs Politikmachen und die Zeit für die individuelle Entwicklung und Erhaltung neu geregelt werden. Die Regelung dessen, was die Gesellschaft im Großen bedarf, kann nicht mehr hinter dem Rücken und im Nachhinein als Resultat profitlicher Lebensmittelproduktion vollzogen werden.

Von den derzeitigen Krisen in den westlichen Industriegesellschaften zogen wir eine Verbindung zur Rolle der Produktivkräfte, zur elektronisch-automatischen Produktionsweise. Ihre Aneignung sahen wir ebenso determiniert und spezifisch behindert durch die Privatheit der Produzenten. Die ökonomische Krise wird auch erfahren als Krise der Lebensweise; hier sind die Frauen in doppelter Weise betroffen. In den Industriegesellschaften sind sie es, die für die Lebensweise im weitesten Sinn als zuständig gelten; der private Raum, die Privatheit der Familie — sie wären ohne ihre Besiedlung durch Frauen gar nicht denkbar. Sie erfahren die Krisen als Bedrohung der Privatsphäre. Selbst die Frauenbewegung mit ihren Bemühungen, die Grenzen des Privaten in Richtung Öffentlichkeit zu überschreiten, ist auf die Verlagerung der Krise in die privaten Lebensräume nicht vorbereitet.

Die alte Streitfrage nach dem Zusammenhang und Gegeneinander von Arbeiter- und Frauenfrage kann und muß heute so gestellt werden, daß die Fragen gleichzeitig auf der Tagesordnung stehen. Die katastrophale Logik der kapitalistischen Produktionsweise vernichtet die Möglichkeiten des Überlebens der Menschheit und schafft zugleich die Bedingungen, in denen die vollständige Beteiligung der Frauen an der Regelung des gesamten gesellschaftlichen Lebens zur Notwendigkeit wird. Was als wesentlich und als randständig innerhalb kapitalistisch verfaßter Gesellschaften gilt, muß umgewälzt werden. Dabei bleibt — gegen Habermas — die Frage, wie die Gesellschaft durch Arbeit bestimmt ist, solange zentral, wie dies zu ihren eigenen Bestimmungsmomenten gehört. Insofern steht auch das sozialistische Projekt ebenso auf der Tagesordnung, wie daß die Arbeitenden eine wesentliche Rolle bei der Umwälzung alter Verhältnisse spielen müssen. Aber daß »das Maß der allgemeinen Emanzipation« ablesbar sei am »Grad der weiblichen Emanzipation« (MEW 2, 207), dieser Gedanke erhält heute neue handgreifliche Bedeutung. Insofern ist die Frauenfrage nicht bloß die Frage der Frauen; in ihr äußert sich die Frage des Überlebens der Menschheit.

Anmerkung

- 1 Habermas zitiert hier Marx aus der Deutschen Ideologie ohne Seitenangabe und in einer höchst eigenwilligen Reduktion. Da es mir an dieser Stelle jedoch nicht darauf ankommt, die verschiedenen Einschränkungen und zusätzlichen Bestimmungen im einzelnen zu diskutieren, beschränke ich mich auf den Abdruck der vollständigen Marxschen Sätze, um den Lesern die Möglichkeit zu geben, der Sache selbst auf den Grund zu gehen (die hervorgehobenen Passagen sind bei Habermas weggelassen): »Es ist also jetzt so weit gekommen, daß die Individuen sich die vorhandene Totalität von Produktivkräften aneignen müssen, *nicht nur* um zu ihrer Selbstbetätigung zu kommen, *sondern schon überhaupt um ihre Existenz sicherzustellen. Diese Aneignung ist zuerst bedingt durch den anzeugnenden Gegenstand — die zu einer Totalität entwickelten und nur innerhalb eines universellen Verkehrs existierenden Produktivkräfte. Diese Aneignung muß also schon von dieser Seite her einen den Produktivkräften und dem Verkehr entsprechenden universellen Charakter haben.* [Für diese Auslassung von *sondern bis haben* gibt es eine Kennzeichnung (...), nicht für die übrigen von mir hervorgehobenen Worte und Sätze; Anm.d.Verf.] Die Aneignung dieser Kräfte ist *selbst* weiter nichts als die Entwicklung der den materiellen Produktionsinstrumenten entsprechenden individuellen Fähigkeiten. *Die Aneignung einer Totalität von Produktionsinstrumenten ist schon deshalb die Entwicklung einer Totalität von Fähigkeiten in den Individuen selbst. Diese Aneignung ist ferner bedingt durch die aneignenden Individuen. Nur die von aller Selbstbetätigung vollständig ausgeschlossenen Proletarier der Gegenwart sind imstande, ihre vollständige nicht mehr bornierte Selbstbetätigung, die in der Aneignung einer Totalität von Produktivkräften und der damit gesetzten Entwicklung einer Totalität von Fähigkeiten besteht, durchzusetzen. Alle früheren revolutionären Aneignungen waren borniert; Individuen, deren Selbst-*

betätigung durch ein beschränktes Produktionsinstrument und einen beschränkten Verkehr borniert war, eigneten sich dies beschränkte Produktionsinstrument an und brachten es daher nur zu einer neuen Beschränktheit. Ihr Produktionsinstrument wurde ihr Eigentum, aber sie selbst blieben unter die Teilung der Arbeit und unter ihr eigenes Produktionsinstrument subsumiert. Bei allen bisherigen Aneignungen blieb eine Masse von Individuen unter ein einziges Produktionsinstrument subsumiert; bei der Aneignung der Proletarier müssen eine Masse von Produktionsinstrumenten unter jedes Individuum und das Eigentum unter Alle subsumiert werden. Der moderne universelle Verkehr kann nicht anders unter die Individuen subsumiert werden, als dadurch, daß er unter Alle subsumiert wird.

Die Aneignung ist ferner bedingt durch die Art und Weise, wie sie vollzogen werden muß. Sie kann nur vollzogen werden durch eine Vereinigung, die durch den Charakter des Proletariats selbst wieder nur eine universelle sein kann, und durch eine Revolution, in der einerseits die Macht der bisherigen Produktions- und Verkehrsweise und gesellschaftlichen Gliederung gestürzt wird und andererseits der universelle Charakter und die zur Durchführung der Aneignung nötige Energie des Proletariats sich entwickelt; ferner das Proletariat alles abstreift, was ihm noch aus seiner bisherigen Gesellschaftstellung geblieben ist.

Erst auf dieser Stufe fällt die Selbstbetätigung mit dem materiellen Leben zusammen, was der Entwicklung der Individuen zu totalen Individuen und der Abstreifung aller Naturwüchsigkeit entspricht; und dann entspricht sich die Verwandlung der Arbeit in Selbstbetätigung und die Verwandlung des bisherigen bedingten Verkehrs in den Verkehr der Individuen als solcher.« (MEW 3, 67f.)

Abgesehen von der philologischen Ungenauigkeit, die den Eindruck erweckt, als wäre der Sinn der von Habermas als zusammenstehend zitierten Sätze von Marx gemeint, können wir festhalten, daß folgende Momente weggelassen sind: Der Bezug der individuellen Entwicklung und Aneignung zur Notwendigkeit der Existenzhaltung; die unbedingte Abhängigkeit der Entwicklung der einzelnen von der Entwicklung der Produktionsinstrumente (ein Aspekt, der im Zeitalter der elektronisch-automatischen Produktionsweise, über deren Wirkungen Habermas ausdrücklich schreibt, hätte betont werden müssen; vgl. dazu die Ausarbeitungen von Volker Braun in seinem Stück »Der große Frieden«); die dadurch mögliche Entwicklung des Proletariats selbst (ein Aspekt, den Gramsci für die Arbeiterintellektuellen weiter entwickelte); die Notwendigkeit der gesellschaftlichen Revolution, damit diese Entwicklung möglich wird, und schließlich die Rolle des Verkehrs oder, moderner, der Kommunikation in diesem Zusammenhang, ein Moment, das Habermas selbst ja als Alternative vorstellt.

Literaturverzeichnis

- Habermas, Jürgen, 1985: Die Neue Unübersichtlichkeit. Kleine politische Schriften V. Frankfurt/M.
- Hall, Stuart, 1982: Popular-demokratischer oder autoritärer Populismus. In: Haug und Elfferding (Hrsg.), Neue soziale Bewegungen und Marxismus. Argument-Sonderband AS 78, West-Berlin
- Haug, Frigga, 1985: Automationsarbeit und Politik bei Kern/Schumann. In: Das Argument 154
- Hauser, Kornelia, 1985: Die CDU und die Frauenbewegung. In: Das Argument 153
- Kern, Horst, und Michael Schumann, 1984: Das Ende der Arbeitsteilung? München Marx-Engels-Werke (MEW), Band 3 und Band 13, Berlin/DDR
- Meulenbelt, Anja, 1985: Die Gewöhnung an das alltägliche Glück. München
- Die Thesen zur Automationsarbeit referieren Ergebnisse der Projektgruppe Automation und Qualifikation [PAQ] (Leitung: Frigga Haug), deren Untersuchungsberichte in acht Bänden vorliegen:
- Band 1, 1975: Automation in der BRD. Argument-Sonderband AS 7
- Band 2, 1978: Entwicklung der Arbeit. AS 19
- Band 3, 1978: Theorien über Automationsarbeit. AS 31
- Band 4, 1980: Automationsarbeit: Empirische Untersuchungen 1, AS 43
- Band 5, 1981a: Automationsarbeit: Empirische Untersuchungen 2, AS 55
- Band 6, 1981b: Automationsarbeit: Empirische Untersuchungen 3, AS 67
- Band 7, 1983: Zerreißproben. Automation im Arbeiterleben. Empirische Untersuchungen 4. AS 79
- Automation im Widerspruch. Ein Handbuch. West-Berlin 1986 (in Vorbereitung)

Akelei Fischer

Ein neues Arbeitszeit-Modell

I.

In der Bundesrepublik gibt es weniger offene Stellen als Arbeitssuchende.

Während der Nachkriegszeit war die Gesamtzahl der betrieblichen Arbeitsplätze trotz erheblicher Strukturveränderungen bei und in den Betrieben lange Zeit angestiegen. Gewerkschaften und sonstige Arbeitnehmer-Interessenvertretungen nutzten die Vollbeschäftigung für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen — der Arbeitsverträge und -tarife, der Arbeitszeiten.

Die jetzige hohe Arbeitslosigkeit versetzt sie in eine schwache Position. In den politischen Parteien regen sich Kräfte, die diesen Machtverlust teils für sich zu nutzen, teils auszugleichen suchen.

Liberales und Christdemokraten wollen die Gewinnsituation der privatwirtschaftlichen, die Haushaltslage der öffentlichen Betriebe und Institutionen stabilisieren und verbessern. Der Einsatz menschlicher Arbeitskraft soll billiger werden. Die Regierungsparteien behaupten, daß dadurch vorhandene Arbeitsplätze gesichert und neue entstehen würden.

Auch die Sozialdemokraten sehen im Florieren der Betriebe die Voraussetzung für eine günstige Situation der betrieblichen Arbeitskräfte und der Arbeitssuchenden. Sie verstehen sich jedoch als Interessenvertreter der letzteren. So ergriffen sie die Initiative für ein neues Arbeitszeitgesetz (1983), das die Arbeitsplätze durch eine Verkürzung der Arbeitszeit stützen und strecken sollte. Die von den Gewerkschaften tariflich erreichte Regelarbeitszeit der 40-Stunden-Woche sollte gesetzlich gesichert werden. Die erlaubte Arbeitszeit — die mit Überstunden, Sonderschichten und Sonntagsarbeit bis zu 72 Stunden betragen kann — sollte gesetzlich eingeschränkt werden. Ihr Vorschlag fand im Parlament keine Mehrheit.

Der politische Schwerpunkt der *Grünen* liegt in der Kritik an der von den Betrieben verursachten Schädigung der Natur-Umwelt. Diese Kritik wurde auf betrieblich verursachte soziale Schäden wie etwa die hohe Arbeitslosigkeit ausgedehnt. Die umfassendere und komplexere Problemsicht zur Rolle der Betriebe im Gesamtprozeß des gesellschaftlichen Lebens und die Einsicht, daß deren Wachstum nicht endlos fortgesetzt werden könne und eine Reform der Industriegesellschaft notwendig sei, haben jedoch bisher weder zu einer integrierten Analyse von sozialen und Naturproblemen, noch zu einem politischen Programm geführt, in dem die Vorstellungen zu deren Überwindung miteinander verbunden worden wären.

Dennoch wirkt sich dieses kritische Bewußtsein im konkreten Einzelfall in neuartigen Reformansätzen aus. In dem im Bundestag unter Federführung von *Willi Hoss* vorgelegten Entwurf für ein neues Arbeitszeitgesetz (1984) — Gegenentwurf gegen das Konzept einer Gesetzesänderung, mit dem die Bundesregierung auf die Initiative der Sozialdemokraten reagierte wie auch gegen deren Initiative — ist ein Problemzusammenhang zwischen hoher Arbeitslosig-

keit, Diskriminierung von Frauen beim Zugang zur und in der betrieblichen Arbeit und dem Fehlen von menschlicher Arbeitskraft im privaten und einem gesellschaftlich-kulturellen Bereich hergestellt. Er ist als Herausforderung aufgefaßt, eine Neuordnung zwischen privater, betrieblicher und gesellschaftlicher (= nichtbetrieblicher, öffentlicher, kultureller, politischer) Verwendung und Nutzung von Arbeitskraft zu unternehmen. Käme eine solche Neuordnung zustande, würde sich die Funktion der Betriebe im Gesamtprozeß gesellschaftlichen Lebens und ihre Entwicklung notwendigerweise verändern.

Gesellschaftsreform bedeutet, wie alle historischen Reformen zeigen, an den Rand der wichtigsten gesellschaftlichen Institutionen gedrängte Großgruppen besser zu integrieren. Sie können einen besseren Anteil an den zur Verfügung stehenden Lebensressourcen und eine Beteiligung an den institutionellen Entscheidungen durchsetzen. Die großen Randgruppen, um die es in diesem Fall geht, sind die Erwerbslosen und die Frauen — wobei beide Gruppen sich in beträchtlichem Ausmaß überschneiden.

Im folgenden ist die Anregung der *Grünen* aufgenommen, das Problem der fehlenden betrieblichen Arbeitsplätze als Chance zu begreifen, das Verhältnis von privater, betrieblicher und sonstiger »gesellschaftsnotwendiger« Arbeit neu zu ordnen. Die wichtigsten Vorschläge ihres Entwurfs sind modellhaft zusammengefaßt, vereinfacht, ausgeweitet, analytisch begründet und in ihren Konsequenzen erörtert.

II.

Diese Vorschläge bestehen in einem gesetzlich geregelten Anspruch auf längerfristige Freistellung von betrieblicher Arbeit. Sie setzen also im Gegensatz zu sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Strategien an der Lebensarbeitszeit an. Im Modell wird daraus der Vorschlag, daß jede betriebliche Arbeitskraft im Verlauf ihres Arbeitslebens Anspruch auf etwa drei Freijahre erhält, die sie jeweils ohne Begründung beantragen und in Abstimmung mit dem Betrieb nehmen kann. Während des Freijahres würden ihr aus öffentlichen Mitteln Lohnersatz und Sozialabgaben bezahlt. Der Betrieb würde die Rückkehr an den gleichen oder einen gleichwertigen Arbeitsplatz garantieren. Er wäre verpflichtet, den Arbeitsplatz mit einer neu einzustellenden, nicht von einem anderen Platz abgezogenen Arbeitskraft zu besetzen, die einen befristeten Arbeitsvertrag erhalten würde.

Eine solche Regelung wäre für eine der nach physischen Merkmalen größten gesellschaftlichen Großgruppen, nämlich für die Frauen, ein entscheidender Gewinn. Sie würde die materiellen Voraussetzungen herstellen, unter denen allein es für sie möglich wäre, die ihnen im Grundgesetz formal zugesicherte Gleichberechtigung gegenüber den Männern auch faktisch durchzusetzen.

Die Benachteiligung der Frauen im Zugang zu betrieblicher Arbeit und in deren Ausübung wird bisher einer geschlechtsspezifischen Sozialisation, die auf familiäre Betätigung orientiert, und fehlenden oder geringeren Ausbildungschancen zugeschrieben. Diese Bedingungen haben sich inzwischen verändert. In der Bevölkerung der Bundesrepublik ist die Einstellung gegenüber weiblicher Erwerbs- und Berufstätigkeit längst eindeutig positiv; das hat die fa-

miliäre Erziehung verändert und im Ausbildungssektor zu annähernder Chancengleichheit geführt. Aber die Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern hinsichtlich der Chancen zu Erwerbsarbeit und im betrieblichen Arbeitsleben sind kaum verringert, geschweige denn beseitigt worden (Müller et al. 1983; Grüne Frauenpolitik, 1985).

Meine These ist, daß die primäre Ursache für die soziale Benachteiligung von Frauen in einer räumlichen und zeitlichen Organisation der betrieblichen Arbeit liegt, die eine dauerhafte persönliche Unabhängigkeit und Ungebundenheit der Arbeitskräfte voraussetzt. Diese Voraussetzung erfüllen Frauen im Falle einer Mutterschaft nicht — und die potentielle Mutterschaft ist das Klassenmerkmal, das sie nicht nur physisch, sondern auch sozial von der Klasse der Männer unterscheidet. Normale betriebliche Arbeit ist von ihrer grundsätzlichen Auslegung her als Männerarbeit organisiert — als Arbeit, die eine dauerhafte regelmäßige Anwesenheit in einem vom privaten Haushalt getrennten und räumlich entfernten Betrieb verlangt und auf familiäre Bindungen und Verpflichtungen keine Rücksicht nimmt. Ein sozialer Tatbestand, doch schwer zu erkennen, weil er selbstverständlich erscheint — Luft, die man atmet, ohne sie wahrzunehmen. In Wirklichkeit freilich genauso wenig selbstverständlich wie die Existenz einer Atemluft, die am Leben erhält. Der Tatbestand ist zudem dadurch verschleiert, daß die Betriebe niemals auf Frauenarbeit verzichten konnten. Sie legten und legen die Fähigkeit von Frauen zur Mutterschaft als Handicap für betriebliche Arbeit zugrunde und stellen spezielle Arbeitsplätze für sie her: Plätze mit gleichförmigen, unqualifizierten Arbeitsaufgaben, mit anstrengender und hochkontrollierter Arbeit. So werden Frauen zu leicht auswechselbarem Personal. Dieser Prototyp des ungünstigen betrieblichen Arbeitsplatzes blieb und bleibt dann freilich nicht Frauen vorbehalten. Er bildet das Muster für die Organisation aller betrieblichen Routine- und Massenarbeit (Fischer 1983).

Aus der Organisation der betrieblichen Arbeit ist die gesellschaftliche Norm einer normalen Erwerbstätigkeit abgeleitet, die sich ohne Pause — durch untere und obere Altersregelungen eingegrenzt — über das gesamte individuelle Arbeitsleben erstreckt. Sie beeinträchtigt die Chancen der Frauen zusätzlich, entwertet die von ihnen neuerdings in großem Umfang erworbenen Qualifikationen und ihre neue Möglichkeit, angesichts inzwischen einigermaßen sicherer Verhütungsmethoden, eine Entscheidung gegen eine Mutterschaft zu treffen. Bei jungen Frauen bewirkt schon die Möglichkeit, sie könnten Mutter werden und Mutterschaftsurlaub in Anspruch nehmen, daß sie betrieblich und damit auch gesellschaftlich benachteiligt werden. Ältere Frauen, die einen Neuanfang in betrieblicher Arbeit versuchen, werden diskriminiert, weil ihnen Betriebs- und Berufserfahrung fehlen oder sie nicht in gleicher Weise wie jüngere Arbeitsanfänger als betrieblich nutzbar und sozialisierbar gelten. Zugang zu betrieblichen Arbeitsplätzen, von denen aus eine Karriere, ein Aufstieg in günstige Plätze und Positionen möglich ist, erhielt auf diese Weise selbst in der Vergangenheit, als es eine größere Nachfrage nach betrieblichen Arbeitskräften gab, nur eine Minderheit von Frauen.

Als Schlußfolgerung ergibt sich, daß das Recht auf längere Freistellungen

den Frauen Chancengleichheit in der betrieblichen Arbeit nur dann eröffnen würde, wenn es eben nicht für Mutterschaft und die Erfüllung mütterlicher Aufgaben eingeräumt, sondern als ein Recht für alle, weibliche wie männliche Arbeitskräfte wirksam würde. Unterschiede in der persönlichen Autonomie würden dann belanglos, wenn durch Freijahre die Möglichkeit bestünde, Perioden fehlender Ungeborgenheit zu überbrücken, ohne daß dies andere betriebliche Arbeitskräften diskriminierte.

Ein Recht auf Freistellung müßte aber nicht nur alle betrieblichen Arbeitskräfte einschließen, sondern außerdem so beschaffen sein, daß alle es auch tatsächlich in Anspruch nehmen. Das kann nur geschehen, wenn die Inanspruchnahme nicht begründet werden muß und Lohnersatz gewährt wird.

Ein Begründungszwang würde bedeuten, daß dem Betrieb Einblicke in das Privatleben gegeben werden müssen, die für die betreffenden Arbeitskräfte und Arbeitskräfte-Gruppen nicht folgenlos bleiben können. Der Wunsch von Vätern etwa, für eine gewisse Zeit Haus- und Familienarbeit zu übernehmen, würde die Frauen- und Mütter-Diskriminierung zu einer Eltern-Benachteiligung ausweiten. Der Wunsch von Arbeitskräften, eine Freistellung für »gesellschaftsnotwendige« kulturelle oder politische Betätigung zu erreichen, könnte als Gleichgültigkeit gegenüber betrieblichen Arbeitsaufgaben mißverstanden werden. Tendenziell würden nur solche Personen in betriebliche Arbeitsplätze aufgenommen werden, die solche Wünsche vermutlich nicht äußern werden. Und schließlich — welche Instanz sollte darüber befinden, was gesellschaftsnotwendige Arbeit ist, die eine betriebliche Freistellung rechtfertigt? Sogar darüber, ob die Geburt eines Kindes in einer konkreten gesellschaftlichen Situation dazu zählt, können die Ansichten auseinandergehen. Auch die Frage, ob eine Tätigkeit als kulturelle Arbeit oder eher als individuelles Vergnügen zu gelten hat, läßt sich nicht allgemeingültig entscheiden. Künstler oder Moralisten etwa, die von Zeitgenossen als Nichtsteuer, als Querköpfe, als Produzenten von Unsinn und Störungen verschrien wurden, preist die Nachwelt als Schöpfer gesellschaftsnotwendiger, die Gesellschaft bewegender oder bereichernder Leistungen.

Ein so beschaffenes Recht auf Freistellungen würde auch das Interesse der gesellschaftlichen Großgruppe der Männer hervorrufen. Die betriebliche Arbeit ist gerade im Bemühen um eine Gleichstellung der Frauen vielfach idealisiert worden: Als Hauptziel der Arbeitskräfte erschien nicht der Erwerb des Lebensunterhalts und die sich darauf gründende gesellschaftliche Stellung, sondern die Ausübung einer befriedigenden Tätigkeit und soziale Integration. Umgekehrt wurde der Ansturm der Frauen auf betriebliche Arbeitsplätze mehr auf eine reizlose, unqualifizierte und isolierende häusliche und familiäre Arbeit als auf ihr Streben nach ökonomischer Unabhängigkeit zurückgeführt. Ein zeitweiser Rückzug ins Privatleben, wie ihn jetzt schon die Urlaubsansprüche möglich machen, wird aber auch von Männern geschätzt.

Ansprüche auf Freistellung könnten jedoch von allen Arbeitskräften nur dann tatsächlich genutzt werden, wenn der entfallende Lohn durch Ersatzzahlungen ausgeglichen würde. Andernfalls würde die Freistellung zum Luxus bestimmter Beschäftigtengruppen: derjenigen, deren hochbezahlte betriebliche

Arbeit es ermöglicht, Freijahre aus Ersparnissen zu finanzieren (dabei würde es sich vor allem um Männer handeln) oder von Partnern, die sich gegenseitig in der Sicherung des Lebensunterhalts abwechseln. Der Lohnersatz müßte wohl ähnlich wie das Arbeitslosengeld in seiner Höhe an die in der betrieblichen Arbeit erworbenen finanziellen Ansprüche gekoppelt sein. Nur wenn sich für eine Mehrzahl von Männern zunächst ein höherer Anspruch ergibt, ließe sich das Schema einer kontinuierlichen Männer- und einer diskontinuierlichen Frauenerwerbstätigkeit mit seinen Konsequenzen der Zugehörigkeit zu betrieblichen Stamm- oder Randbelegschaften durchbrechen.

Gleichwohl müßten die Ausgleichszahlungen den Arbeitskräften einen gewissen ökonomischen Verzicht abverlangen. Zusammen mit dem begrenzten Gesamtanspruch auf Freistellungszeit und der Notwendigkeit einer zeitlichen Abstimmung mit dem Betrieb würde er die Schwelle bilden, die eine allzu reichliche Inanspruchnahme des neuen Rechts verhindert.

Bei der zeitlichen Abstimmung müßten sich die kollektivrechtlichen betrieblichen Institutionen, Betriebs- oder Personalräte, einschalten. Nur sie könnten Aushandlungen erreichen, in denen private wie auch betriebliche Belange berücksichtigt werden. Sie würden garantieren, daß von den Arbeitskräften für die Freistellung zu einem bestimmten Zeitpunkt angeführte Gründe nicht vor anderen betrieblichen Instanzen offengelegt werden müßten, und sie hätten auch den Ausgleich zwischen den Interessen der verschiedenen Arbeitskräfte zu leisten.

Die Vertretung derjenigen Arbeitskräfte, die von den Betrieben für die Dauer von Freistellungen und also mit kurzfristigen Arbeitsverträgen eingesetzt würden, wäre dagegen eine neue Aufgabe und Herausforderung für die Gewerkschaften. Hier wären Verträge auszuhandeln, in denen die Erfahrung mit unterschiedlichen betrieblichen Produktions- und Arbeitsverfahren, die solche Arbeitskräfte zunehmend sammeln würden, honoriert würde. Zusätzlich ließen sich öffentliche Absicherungen von »Springer«-Beschäftigungsverhältnissen denken. Die Norm, die Lebensarbeitszeit in einem einzigen Betrieb zu verbringen, bedeutet ja weder für die Beschäftigten noch für die Betriebe eine interessante bzw. interessierte, qualifizierte und motivierte Arbeitsleistung.

III.

Mit der skizzierten Arbeitszeitregelung könnten die vorhandenen Arbeitsplätze einer größeren Anzahl von Erwerbstätigen als bisher zum Erwerb des Lebensunterhalts dienen. Sie eröffnet den Groß- und Randgruppen der Arbeitssuchenden und der erwerbstätigen Frauen realistische Integrationschancen und könnte also ihre politische Unterstützung finden. Sie würde darüber hinaus eine Neugewichtung und Veränderung von privater, betrieblicher und gesellschaftlich-kultureller Arbeit bewirken. Die Betriebe sind im Modell weiterhin als Mittel anerkannt, mit dessen Hilfe gesellschaftliche Mehrheiten ihren Lebensunterhalt erwerben. Doch sie würden von dem Druck entlastet, der daraus entsteht, daß allein die Tätigkeit in ihnen Hoffnung auf private Lebenschancen und öffentliche Einflußmöglichkeiten eröffnet. Ein Druck, den die Frauen jetzt verstärken: in Anpassung an die bestehenden Verhältnisse, aber auch in

Unterwerfung unter egoistisch-aggressive Vorstellungen von einem befriedigenden Leben (Grüne Frauenpolitik, 1985).

Als befriedigend ist ein Leben anzusehen, in dem in gewissem Maß ein selbstbestimmtes Tun möglich ist und in dem das eigene Tun auch anderen Nutzen bringt. Wenn die Betriebe weiterhin alle Lebens- und Arbeitskraft aufsaugen, alles nichtbetriebliche private und kulturelle Leben neben sich abtöten — auch, indem sie es in die Form betrieblicher Produktion und Arbeit pressen —, nimmt die Gefahr zu, daß sie keinen Beitrag mehr zum Lebensunterhalt der Gesellschaft leisten, sondern auf deren Kosten florieren. Dann läßt sich die Arbeit in ihnen nur noch durch den Zwang zum Erwerb des Lebensunterhalts rechtfertigen. Gleichzeitig müssen unter diesem Zwang alle anderen nützlichen, altruistischen, bereichernden und erfreulichen nichtbetrieblichen Tätigkeiten aufgegeben werden.

Das Modell versucht, einen Ansatz für eine neue gesellschaftliche Entwicklung aufzuzeigen. Die postindustrielle Gesellschaft (Bell 1973/75) läßt sich nicht durch technische Revolutionen oder gar nur die Fortführung einer bereits quasi automatisch verlaufenden technischen Entwicklung herbeiführen, sondern nur durch wirtschaftliche und soziale Reformen. Die *Grünen* wiesen als erste darauf hin, daß ein schonenderer, sparsamerer, intelligenterer Umgang mit den Naturressourcen erreicht werden muß. Gerade die Kosten des Arbeitszeit-Modells — im Sinne eines umfassenden Kostenbegriffs, der nicht nur Geld meint, dies aber einschließt — lassen es auch für eine solche Zielsetzung geeignet erscheinen. Zu unterscheiden wäre zwischen privaten, betrieblichen und öffentlichen Kosten. Die privaten Kosten bestünden in einem begrenzten, kalkulierten, freiwilligen Verzicht auf einen nicht unbedingt benötigten Teil des Arbeitslohns. Er würde zu privaten wirtschaftlichen Einschränkungen führen und dazu, daß bestimmte Arten von Arbeit eher privat und also individuell angepaßt und sparsam ausgeführt werden würden, als daß man sie als vereinheitlichte und damit oft verschwenderische betriebliche Produkte oder Leistungen kaufte.

Die betrieblichen Kosten bestünden in einem erhöhten organisatorischen Aufwand. Er könnte als Bezahlung dafür angesehen werden, über hochmotivierte und umfassend qualifizierte Arbeitskräfte zu verfügen. Hier müßte sich jedoch eine weitere Neuerung anschließen: der Verzicht auf den Neueinsatz von Produktions- und Informationstechnik, deren Hauptziel der Ersatz menschlicher Arbeitsgänge durch ihre Umwandlung in Funktionen technischer Systeme ist bzw. auf die Entwicklung entsprechender Technologien. Zur sozialen müßte eine technische Reform treten, mit der der Schwerpunkt des betrieblichen Einsatzes von Technik und der technischen Entwicklung auf den sparsameren und intelligenteren Umgang mit Naturmaterialien-, -energien und der Natur-Umwelt verlagert würde. Die Schwierigkeiten einer solchen Umstellung können kaum überschätzt werden. Doch die Betriebe stoßen bereits jetzt mit jeder weiteren Steigerung der maschinellen betrieblichen Kapazität härter an die Aufnahmegrenzen der Märkte. Es würde sich also um eine Korrektur längerfristig irrationaler betrieblicher Strategien handeln, die in ihrem eigensten Interesse liegt.

Die öffentlichen Kosten bestünden im Ersatz von Arbeitslohn für in privatwirtschaftlichen, staatlichen und öffentlichen Betrieben und betriebsmäßig geführten Institutionen freigestellte Arbeitskräfte in der Fortzahlung der Sozialabgaben, im Wegfall von Lohn- und Einkommensteuern. Im Staats- und Öffentlichen Dienst müßten zudem gesetzliche Änderungen den Einsatz von Arbeitskräften mit befristeten Arbeitsverträgen ermöglichen. Zwar fielen durch die Neuordnung der betrieblichen Arbeitszeit auch öffentliche Kosten fort, etwa Arbeitslosengeld, Sozialhilfe, vorgezogene Rentenzahlungen, so daß es zum Teil lediglich um Umwidmungen ginge. Doch sind die Schwierigkeiten einer Umverteilung von Aufgaben und Ausgaben zwischen verschiedenen staatlichen und öffentlichen Betrieben wiederum kaum zu überschätzen.

Die staatlichen und öffentlichen Betriebe wären ebenfalls aufgefordert, auf Techniksysteme zu verzichten, die maschinelle Kapazität steigern und menschliche Arbeitskraft eliminieren. Da diese Betriebe vielfach eine gesetzliche Herrschaft über bestimmte menschliche und gesellschaftliche Lebensbereiche und -prozesse ausüben (wobei Material und Produkte häufig lediglich Daten und Informationen sind), würde das eine eingeschränktere, schonendere, intelligentere und demokratischere betriebliche Arbeit und Produktion bedeuten, eine Verstärkung ihres Dienstleistungs-, Verminderung ihres Herrschaftscharakters. Politiker und Regierungen könnten als Vorgesetzte dieser Betriebe die Reform der Arbeitszeit als Mittel zu einer neuartigen Modernisierung der Betriebsstrukturen und Demokratisierung des gesellschaftlichen Lebens rechtfertigen. Sie ließe sich auch als Beschäftigungsprogramm neuen Stils und als gesundheits- und bevölkerungspolitische Strategie handhaben.

Im letzteren Fall läßt sich der Zusammenhang zwischen privaten Lebensentscheidungen, betrieblichen Arbeitsbedingungen und gesellschaftlicher Entwicklung besonders klar aufzeigen. Die Vorbereitungen für eine betriebliche Produktion von Kindern in Laboratorien und Kliniken sind in vollem Gange. Ethische Bedenken werden wohl auch deswegen beiseitegeschoben, weil der drastische Geburtenrückgang Fragen nach der Lebensfähigkeit der bundesdeutschen Gesellschaft aufwirft. Zur Zeit bleibt jungen Frauen aber häufig keine andere Wahl, als auf die Geburt und das Aufziehen von Kindern zu verzichten, um erwerbstätig sein zu können. Mit der politischen Durchsetzung öffentlich finanzierter Freistellungen würde ihnen Mutterschaft ermöglicht. Die Entscheidung für oder gegen Kinder bliebe ihr privater Entschluß. Doch dieser würde im positiven Fall nicht mehr, wie es bisher geschieht, mit dem Entzug der wichtigsten Chance für die Sicherung des Lebensunterhalts bestraft — der Chance zur Ausübung betrieblicher Arbeit.

Literaturverzeichnis

- Bell, D., 1973: *The Coming of Post-Industrial Society*, New York (deutsch: *Die nachindustrielle Gesellschaft*, Frankfurt, New York 1975)
- Entwurf eines Arbeitszeitgesetzes (ArbZG). Drucksache 10/121. Bonn 1983 (SPD)
- Entwurf eines Arbeitszeitgesetzes (ArbZG). Drucksache 401/84. Bonn 1984 (Bundesregierung)
- Entwurf eines Arbeitszeitgesetzes (ArbZG). Drucksache 10/2188. Bonn 1984 (Grüne)
- Fischer, A., 1983: Reform des gesellschaftlichen Arbeitsprozesses. Rekonstruktion und Analyse von drei im staatlichen Programm »Humanisierung des Arbeitslebens« geförderten Experimenten zur Humanisierung von Massenarbeitsplätzen und Diskussion der Wechselwirkungen zwischen großbetrieblicher und gesellschaftlicher Entwicklung. Diss., Univ. Bremen
- Grüne Frauenpolitik, 1985: *Die Grünen*, Bonn
- Müller, W., A. Willms, J. Handl, 1983: *Strukturwandel der Frauenarbeit 1880-1980*. Frankfurt, New York

Rosemary Pringle

Frauen und Konsumgesetze*

Die Konsumtionssphäre ist ein fruchtbarer Ausgangspunkt, um das Verhältnis von Patriarchat und Kapitalismus neu zu theoretisieren und um die spezifischen Formen der Geschlechterunterdrückung in fortgeschrittenen kapitalistischen Ländern zu begreifen. Schließlich leben wir in einer Gesellschaft, die gewöhnlich als Konsumgesellschaft bezeichnet wird. Wir wissen seit langem, daß unsere Unterdrückung als Frauen mit unserer Rolle als Konsumentinnen zusammenhängt und damit, daß unser Körper zum Verkauf von Waren benutzt wird. Die Behandlung von Frauen als Sexualobjekte ist so etwas wie die Konsumgesellschaft im Kleinen. Aber die genauen Verbindungen zwischen Frauenunterdrückung und Konsumgesellschaft blieben im Dunkeln und die Konsumtionssphäre war nie im Zentrum theoretischer Debatten. Ihre ökonomischen, symbolischen, emotionalen und geschlechtlichen Elemente werden gewöhnlich getrennt voneinander diskutiert oder sie erscheinen im Kontext anderer Debatten. Im folgenden will ich zeigen, welche zentrale Bedeutung das sich verändernde Verhältnis von Konsumtion und Produktion für die Periodisierung männlicher Herrschaft hat und wie es ermöglicht, die spezifischen Formen zu verstehen, die Männerherrschaft im Kapitalismus annimmt.

Warum fällt es uns so schwer, unsere Analyse auf die Konsumtionssphäre zu konzentrieren und diese Verbindungen auszuarbeiten? Zum Teil ist es Moralismus: Wie Williams (1976, 68-70) hervorhebt, ist der Begriff Konsumtion nach wie vor mit Verschwendung und Extravaganz verknüpft. Dies wird verstärkt durch die ökonomistische Unterscheidung zwischen »notwendigen« und »Luxusgütern«. Jeder der in diesem Zusammenhang zugab, Konsum zu genießen, wurde als Opfer von Medienmanipulation verdammt oder bemitleidet. Es wurde natürlich anerkannt, daß *Frauen* die meiste Arbeit in der Konsumtionssphäre leisten. Wir werden benutzt, um den Wohlstand der Männer auszu-drücken, und die Medien behandeln uns als passives Sexualobjekt. Aber es wird noch schlimmer: In jüngeren marxistischen Arbeiten ist es eher der »kollektive« als der »individuelle« Konsum, der formt und manipuliert. Damit sind Schulunterricht und Gesundheitsdienste, Restaurants und Football-Stadien im Gegensatz zum häuslichen Konsum gemeint. Die Unterscheidung zwischen diesen beiden Bereichen ist problematisch und die Grenzen sind fließend. Dennoch spricht Lojkin z.B. geradezu in lyrischen Worten von der Überlegenheit des »kollektiven« gegenüber dem häuslichen Konsum. Er besteht darauf, daß es Arbeit ist, die konsumiert wird, nicht Ware; daß sie nicht vernichtet wird, sondern dauerhaft ist, und daß sie kollektiv ist und daher von Natur aus der privaten Aneignung entgegengesetzt. Im Gegensatz dazu sei die »individuelle Konsumtion« »entmenschlicht, weil der Gebrauchswert in einer

* Der Beitrag wurde stark gekürzt und übersetzt von Birgit Jansen und Nora Rähzel (Originaltitel: »Women and Consumer Capitalism«; unveröff. Msk.).

Ware vergegenständlicht« sei (1976, 122). Wie Cass (1978) zeigt, wird in dieser Arbeit der Blick niemals auf die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung gelenkt oder auf die Bedeutung der Hausarbeit — obwohl durchaus herausgearbeitet wird, wie wichtig die räumliche Abtrennung der Konsumtionssphäre in der städtischen Umwelt ist.

Hier ist nicht nur Blindheit für den Geschlechterunterschied am Werk. Regelrechte Frauenverachtung zeigt sich in seiner Verachtung des »individuellen« Konsums, wodurch diese modisch urbanistische Schreibweise noch hinter viele bürgerliche Ökonomen zurückfällt.

Konsum und Konsumtionssphäre zu diskutieren, scheint tabu zu sein. Das ist ein Ergebnis einiger sehr grundlegender patriarchalischer Vorurteile, die sogar das feministische Denken über diesen Gegenstand beeinflusst haben. Konsumtion steht für Zerstörung, Verschwendung, Extravaganz, Trivialität und Unersättlichkeit. Also für alles, was Männer gewöhnlich an Frauen hassen oder fürchten. Man kann sich nur sicher fühlen, wenn man darüber in Begriffen spricht, die negativ sind oder Passivität bedeuten. Konsumtion muß daher der Produktion untergeordnet sein, wie Frauen den Männern und ihre Rolle muß auf die Reproduktion der Arbeitskraft reduziert werden. Für Castells sind beide Begriffe austauschbar, so als sei die Reproduktion der Arbeitskraft irgendwie wissenschaftlicher als die »bloße« Konsumtion. Am besten hat Baudrillard in seiner Kritik dieses Denkschema durchschaut, obwohl er wohl kaum ein Feminist ist. Er spricht vom hemmungslosen Romantisieren der Produktivität (1957, 17), das es selbst anarchistischen Denkern nicht mehr erlaubt, außerhalb dieses Rahmens zu denken. Nur im Spiegel der Produktion sei jeder Augenblick unseres Lebens klar erkennbar. Diese Sichtweise übersieht den komplexen *symbolischen* Austausch, der in der Konsumtionssphäre vor sich geht. Gegenstände werden nicht lediglich verzehrt oder zerstört; es findet vielmehr Kommunikation und Austausch statt. Ähnliche Ideen finden wir bei Mary Douglas (1979), bei der Waren ein Element des Informationssystems des Lebens sind. Konsumtion macht die kulturellen Kategorien sichtbar und stabilisiert sie. In der neuen Frauenbewegung wurde die Frage, ob Hausarbeit produktiv ist, die zentrale Frage der marxistischen und der nicht-marxistischen Orthodoxie. Wenn sie schon nicht Mehrwert produzierte, dann wenigstens Gebrauchswerte. Curthoys und Barbalet (1976), die Hausarbeit im Kapitalkreislauf verorten, schlagen eine völlig andere Linie der Theorieentwicklung vor. Sie erinnern uns daran, daß die ökonomische Basis des Kapitalismus nicht nur die Produktion von Waren ist, sondern auch Konsumtion und Austausch. Diese Analyse verdeutlicht, daß Hausarbeit weder ein Überbleibsel einer älteren Produktionsweise noch eine untergeordnete Produktionsweise ist, noch Teil des kapitalistischen Produktionsprozesses. Sie ist vielmehr eine neue Grundkategorie, deren Ausarbeitung zentral ist, um das Wachstum und die Komplexität der Konsumtionssphäre zu verstehen.

Feministinnen (marxistische ebenso wie andere) haben wahrscheinlich deshalb fortwährend mit großer Vorliebe über die Produktion geredet, weil sie Kapitalismus und Patriarchat als getrennte, nur locker miteinander verbundene Systeme betrachtet haben. Sicher war es wichtig, darauf zu bestehen, daß

Männerherrschaft nicht nur eine Funktion des Kapitalismus ist. Aber indem wir diese Art von Reduktionismus vermieden, waren wir der entgegengesetzten Gefahr ausgesetzt, »Patriarchat« als universelle und ahistorische Kategorie einzusetzen (vgl. Barrett 1980; Beechy 1979).

Diejenigen, die den Kapitalismus enger mit dem Patriarchat verknüpfen wollten, haben dagegen lediglich wiederholt, daß die Konsumtion die Sphäre der Reproduktion ist. Diese Definition ist zugleich zu eng und zu weit und deshalb nicht nützlich. Ich will hier die These vertreten, daß nicht das Primat der Ökonomie ein Hindernis ist, um das Verhältnis von Patriarchat und Kapitalismus zu begreifen, sondern das Primat der Produktion. Wenn wir die sich verändernde Stellung der Frauen im Kapitalismus verstehen wollen, müssen wir das sich verändernde Verhältnis von Produktion und Konsumtion begreifen. Das Schweigen über Konsum in neueren feministischen Texten ist betäubend. (...)

Die Ausweitung der Konsumtionssphäre hat neue Arbeiten geschaffen; sie werden überwiegend von Frauen getan, meistens unbezahlt, und sie gehören angeblich zum »Privatleben«. Diese Welt ist jedoch ebenso eine strukturierte und geplante Welt wie die der Produktion — trotz der Illusion, frei wählen zu können.

Konsum ist in der patriarchalischen Ideologie passivierte Natur. (...) Die Entwicklung des Kapitalismus schließt nicht nur die Schaffung ständig expandierender Märkte ein, sondern auch eine Trennung des Menschen (in gewisser Weise auch der Frau) von der Natur und daraus folgend, die Eroberung der Natur. Es gibt eine scharfe Trennung zwischen Mensch/Subjekt auf der einen Seite und Natur/Objekt auf der anderen, eine Unfähigkeit, die Subjektivität des Objekts Welt zu erkennen und sich selbst in der Natur zu erkennen.

Marx selbst sprach von der Arbeit als dem Vater und der Erde als der Mutter der Produktion von Reichtum. Diese Sichtweise ist selbst ein Stück patriarchalischer Ideologie. Die kapitalistischen Verhältnisse sind im Kern patriarchalisch. Sie beinhalten die Schaffung eines »autonomen« (männlichen) Subjekts und zugleich die Trennung zwischen »Mensch« und »Natur«, die Trennung zwischen »aktiver« Produktion und »passiver« Konsumtion. Sie beinhalten Formen weiblicher Subjektivität, bei denen Frauen in einer sehr ambivalenten Position bleiben: auf dem halben Weg zwischen »Mensch« und »Natur«, zwischen Produktion und Konsumtion vermittelnd, zugleich Konsumierende und Konsumierte. Frauen und Waren bilden die neue Konsumtionssphäre, die die Natur repräsentiert: beherrscht und übergegangen. Anstatt »Natur« wird uns Warenkonsum angeboten. Ein ästhetisches Ideal, früher die Domäne der Aristokratie, wurde transformiert und verallgemeinert (vgl. Ewen 1978). Eine neue Form dieser Verallgemeinerung wurde in der Rainwater-Studie vorgeführt: In den 50er Jahren bedeutete das »Moderne« für die Frauen der Arbeiterklasse die ganze schöne Welt der »besseren« Dinge (1959, 185). Diese Frauen akzeptierten die Konsumentenethik enthusiastisch und sahen ihre Hauptaufgabe darin, das Geld möglichst klug auszugeben (ebd., 82).

Konsumtion ist ein ebenso aktiver Austausch wie Produktion. Ein Konsumgegenstand ist nicht nur ein materielles Objekt, das ein physiologisches Bedürf-

nis befriedigt, sondern ebenso ein symbolischer Bedeutungsträger. Das darf man nicht mit den psychologischen Aspekten bei der Konsumtion bestimmter Güter verwechseln. Das Symbolische bezieht sich auf die Gesetze der Welt, die wir durch Sprache verinnerlichen. Durch die Aneignung der Sprache nehmen wir an der Welt der intersubjektiven Bedeutungen teil. Wir müssen die »Sprache der Konsumtion« untersuchen und dabei die Konsumtionsgüter als miteinander verknüpfte Elemente eines Gesamttextes betrachten. Im Monopolkapitalismus wurde der Code transformiert. Wörter korrespondieren nicht mehr mit ihrem Inhalt. Zu Marx' Zeiten wäre es z.B. unmöglich gewesen zu sagen: »Pack den Tiger in den Tank«. Das »Ding«, was hier konsumiert wird, ist nicht davon zu trennen, daß es ein Element in einem Code ist. Vielleicht war das immer so, aber in der kapitalistischen Konsumgesellschaft ist dies besonders prägnant, weil sie »den Signifikanten (die Bedeutung) vom Signifikaten [dem Bedeutungsträger; d. Übers.] löst und den Signifikanten zu seinem eigenen Signifikaten macht« (Baudrillard 1975, 9).

Schließlich trotz die Konsumtion jeglicher Klassifikation, weil sie unsere existierenden Kategorien durchkreuzt. Die folgenden Unterteilungen sind deshalb in gewisser Weise willkürlich. Sie müssen als vorläufiger Versuch verstanden werden, die Komplexität und Tragweite des Gegenstandes zu erfassen.

Das Wachstum der Konsumtionssphäre

Es ist natürlich richtig, daß Produktion immer Konsumtion beinhaltet und umgekehrt. Marx spricht von dem Produktionsprozeß als dem Prozeß der produktiven Konsumtion und vom Konsum als der Konsumierung der Produktion. (Der sexuelle Symbolismus ist ziemlich vordergründig, bleibt aber unerkannt). Aber er macht eine wichtige begriffliche Unterscheidung zwischen »produktiver Konsumtion« und »individueller Konsumtion«. Mit der Entwicklung des Kapitalismus entwickelte sich die Trennung beider Sphären in einem solchen Ausmaß, daß wir uns als Menschen erleben, die als Produzenten und als Konsumenten widerstreitende Interessen haben. In dem Maße, in dem die Produktion aus dem Haus herausgenommen wurde, wurde dieser Raum mit *neuen* Konsumtionsaktivitäten gefüllt. Der Haushalt selbst war natürlich die Ware par excellence, eine Stütze für die männliche bezahlte Arbeit und der Ort unbezahlter weiblicher Arbeit. Die Spaltung zwischen Produktion und Konsumtion verlief parallel mit der Spaltung zwischen öffentlichem und privatem Leben. Die Konsumtion bekam emotionale und später sexuelle Bedeutung als Schauplatz persönlicher Erfüllung und individuellen Lebenssinns.

Mit seiner Analyse der Konsumtion eröffnet Galbraith ein neues Forschungsfeld. Er zeigt, daß die Konsumtion von Gütern von einem gewissen Punkt an eine Last wird, wenn die damit verbundenen Aufgaben nicht delegiert werden können. Er stellt eine wichtige Beziehung zwischen Geschlecht und Klasse her, indem er die Position der Frauen als die von unbezahlten persönlichen Bediensteten analysiert. Obwohl er die Rolle der Klassenunterschiede zwischen Frauen herunterspielt, lenkt er die Aufmerksamkeit auf die Wichtigkeit von Hausarbeit für alle Klassen im Monopolkapitalismus. In gewisser Weise stimmt es,

daß die weiblichen Erfahrungen sich zunehmend gleichen. Frauen aus allen Klassen sind im wesentlichen mit Konsumtionsaktivitäten beschäftigt, die sich um das eigene Haus zentrieren, und die damit verbundenen Beziehungskompetenzen sind zu einem Charakteristikum geworden, das Weiblichkeit geradezu definiert.

Konsumtionsaktivitäten können in drei Phasen aufgeteilt werden: Erwerb oder Einkauf; Transformation oder Dienstleistung; Zerstörung, in Besitz nehmen oder verbrauchen. In der Praxis ist es schwierig, diese Unterscheidungen zu machen, und sie erfolgen auch nicht immer in ordentlicher chronologischer Ordnung. Eine Waschmaschine gebraucht man eben im selben Moment, in dem man schmutzige Wäsche in saubere transformiert. Es wird nicht so sehr das Fernsehgerät, als vielmehr das Programm konsumiert. Alle Dinge haben eine Funktion des »Zur-Schau-Stellens«, die vielleicht wichtiger ist, als ihr letztendlicher Gebrauch. Ein Fernseher ist zugleich ein Möbelstück und ein Bildschirm. Ein Motorboot ist zugleich ein Phallussymbol, ein allgemeines Statussymbol und ein Boot. Und offensichtlich folgen die Dienstleistungselemente (Aufräumen und Abwaschen) nach dem Endzweck einer Mahlzeit. Die Frau kann nicht davon ausgehen, daß ihre Arbeit vorbei ist, wenn das Essen auf dem Tisch steht.

Zusätzlich entsteht eine große Konfusion, weil viele Verfasser/innen sich nur auf die dritte Phase beziehen und diese dann Konsum nennen. Dadurch wird jedoch der größte Teil der Hausarbeit aus der Betrachtung ausgeschlossen, denn das meiste davon findet in den ersten beiden Phasen statt.

Die Einkaufsphase

Kaufen kostet die Frauen mehr Zeit als früher; nach Vanek (1974, 116) einen vollen Tag pro Woche, verglichen mit zwei Stunden um 1920. Kaufen durchlief auch grundlegende Struktur- und Bedeutungsveränderungen. Da das Kapital die Produktion aus den Haushalten herausnimmt, erweitert es die Marktbeziehungen und damit die Notwendigkeit, Lebensmittel zu kaufen. Der Markt ist nicht mehr ein Schauplatz, auf dem Verkäufer ihre Produkte austauschen. Vielmehr wird der Verkauf vom Kapital organisiert, zunehmend nach seinen Regeln. Der »Wert« einer Frau als Mutter und Hausfrau zeigt sich heute weitgehend in ihrem Erfolg als Einkäuferin. Das ersetzt die frühere Wertschätzung solcher Fähigkeiten wie Kochen und Nähen. Zusätzlich erbringt die Frau jetzt Dienstleistungen, die früher Sache des Einzelhändlers waren: Absuchen der Supermarktregele, Auswahl der Produkte, Füllen des Einkaufswagens, Einpacken, Kaffee mahlen und, in den ganz modernen Bereichen, sogar Preisauszeichnung der ausgewählten Waren. Indem es den Arbeitsprozeß und die Arbeitsbedingungen im Einkaufs- und Dienstbereich neu ordnet, zeigt das Kapital seine Fähigkeiten, den eigenen Profit zu erhöhen. Diejenigen, die dort arbeiten, sehen ihre Tätigkeiten immer mehr auf Detailarbeit reduziert.

Aber die Hausfrau kauft nicht einfach nur Waren und Dienstleistungen. Sie bedient einen hochsymbolischen Prozeß, der der Ökonomie nicht nur als »Psychologie« übergestülpt ist. Die Waren, die sie kauft, haben eine soziale

Bedeutung, die den individuellen Gütern nicht innewohnt, sondern aus dem Verhältnis der Waren zueinander stammt. »Werte«, die angeblich im Produktionsprozeß geschaffen oder aus ihm herausgezogen wurden, werden uns wieder verkauft. Dieser »Wiederverkauf« bildet einen Teil des Prozesses, in dem unsere Identität geformt wird. Berger beschreibt das so: »Die Werbebilder stehlen ihr die Liebe zu sich selbst, wie sie ist und bieten sie ihr zum Preis der Ware wieder an.« (1972, 134). Einkaufen ist immer mehr zum Drama geworden. (...)

Es ist bekannt, daß Frauen 80 % der Konsumententscheidungen treffen (oder sie zumindest durchführen). Konsequenterweise ist der Großteil der Werbung in den Massenmedien an sie gerichtet. Sie müssen nicht nur für sich einkaufen, sondern auch für die Familie, mit deren Bedürfnissen sie sich identifizieren; sie müssen ihr »Ich« sozusagen ausdehnen. Besonders bemerkenswert ist die Schöpfung eines getrennten Kindermarktes. Eine »gute Mutter« zu sein bedeutet jetzt, die Kinder nach einem bestimmten Bild zu formen, indem man zu ihrem Besten konsumiert.

Ein schönes Beispiel für die Verrenkungen im Codierungsprozeß war die Schaffung eines Marktes für Haustierrfutter, der buchstäblich aus dem Nichts errichtet und der am schnellsten wachsende Sektor im australischen Kolonialwarenhandel wurde. 1971 waren die Ausgaben für Haustierrfutter genauso groß wie die für Babynahrung, Reinigungsmittel und Frühstücksgetreide zusammengenommen. In einer Studie wurde vermutet, »daß Haustiere die Möglichkeit bieten, allumfassende Liebe zu empfangen und zu geben — eine Liebe, die Ehemänner und Kinder oft nicht wollen und nicht ertragen können«. Eine andere Agentur berichtete: »Ich habe gehört, wie Frauen sagten, daß ihr Mann nicht einmal von der Zeitung aufblickt, wenn sie nachts vom Supermarkt kommen, die Kinder schauen weiter in den Fernseher, aber der Hund freut sich immer, wenn sie nach Hause kommen.«

Die Emotionalisierung von Hausarbeit*

Neue Technologien für den Haushalt sind ein zweischneidiger Segen. Während sie die Menge schwerer, unangenehmer, repetitiver Arbeiten verringert haben, haben sie die Arbeitszeit insgesamt nicht reduziert, manchmal sogar erhöht. Kein Teil der Hausarbeit ist z.B. so erleichtert worden wie das Waschen, aber die Zeit, die darauf verwandt wird, ist mehr geworden (Vanek 1974, 117). Es wird von den Frauen womöglich erwartet, daß sie täglich statt wöchentlich waschen und daß sie verschiedene individuelle Mahlzeiten bereiten statt einer (ganz abgesehen von Hund und Katze).

Arbeitssparende Einrichtungen waren nicht dazu gedacht, die Zeit zu verringern, die insgesamt für Hausarbeit aufgewandt wurde, sondern dazu, die Qualität dieser Arbeit zu verbessern und die Zeit zu vergrößern, in der andere familiäre Bedürfnisse befriedigt werden sollten (Vanek 1978, 367-368). Es liegt auf der Hand, daß immer mehr Zeit für Kindererziehung aufgewandt wird. Zum

* Der Begriff stammt von Coward (1978).

Teil ist das der Umwelt in den Vorstädten geschuldet, die immer kinderfeindlicher geworden ist, so daß diese mehr Aufsicht brauchten. Aber es entwickelte sich auch die Sorge um die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder; es wurde eine ganze Serie *neuer* kindlicher Bedürfnisse entdeckt. Das wichtigste war, daß Hausarbeit stark emotional aufgeladen wurde, was offensichtlich im Mißverhältnis stand zu dem ihr innewohnenden Wert. Dieser Gegensatz wurde bis zu den 60er Jahren nicht artikuliert (Friedan 1963).

Diese Entwicklung hat eine lange Geschichte, aber die 20er Jahre, die Dekade der Elektrifizierung und der schnellen Verbreitung von Haushaltsgeräten waren ein Schlüsselmoment. Die häusliche Rolle der Frau bekam damals einen hohen Status, ablesbar an der Gründung verschiedener Hausfrauenvereine (Game u. Pringle 1979, 7). Frauen *mußten* häufig arbeiten, um Dinge *kaufen* zu können, und die Konsumindustrie stellte eine Reihe von schlecht bezahlten Frauenjobs zur Verfügung, so daß sie mit ihren Haushaltspflichten als Ehefrau, Mutter und Konsumentin jonglieren konnten. Wichtiger ist aber, daß das *Ideal* der nicht-arbeitenden Ehefrau konsolidiert und zur Norm erhoben wurde. Hausarbeit wurde also nicht zum Job, sie drückte die Liebe und Wärme jeder Frau für ihre eigene kleine Familie aus. Zugleich begannen neue Formen von Angst, Unsicherheit und Schuld zu wirken, die die Werbeindustrie bis heute sehr effektiv bedient. Die Zeit zwischen den Kriegen war eine Übergangszeit. Es war die Periode, in der Hausarbeit den höchsten Status und die höchste Würde hatte. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren Bilder von Häuslichkeit und mütterlicher Liebe kein ausreichender Ausgangspunkt mehr für Konsum. Er wurde nun direkter sexualisiert.

Sexualität und Konsum

Die Sexualisierung des Konsums begann natürlich wesentlich früher. In der Nachkriegsperiode wurde sie jedoch direkter und allumfassend, weil die Werbung lauter und für unser Alltagsleben zentral wurde. Ein neues Interesse an sexuellen Genüssen wurde — bei Frauen wie bei Männern — in den 20er Jahren offensichtlich. Rückblickend können wir erkennen, daß Frauen sich enthusiastisch daran beteiligten, zu Sex-Objekten gemacht zu werden. Das ist kaum verwunderlich, da sie aus einer Welt kamen, in der ihre Sexualität entweder völlig verleugnet oder ihr Recht auf sexuelles Vergnügen ignoriert wurde. Noch heute ist es für viele Frauen in der Dritten Welt schwer verständlich, warum die hiesige Frauenbewegung dagegen kämpft, daß Frauen zu Sexualobjekten gemacht werden. Sie denken, in irgendeiner Weise sexuell sein zu dürfen sei immerhin besser als nichts. Obwohl es große Verschiebungen in der Gesamtstruktur der Sexualität gab, bedrohten sie nicht die häusliche Sphäre. Sie wurden begleitet von der Emotionalisierung der Hausarbeit und von der Verfestigung des privaten Lebens als dem Ort, in dem wir »unser wahres Selbst« finden. »Sublime Versprechungen, wie: sexuelle Erfüllung, Liebe, Familienglück, all die Preise, die beim Heiratswettbewerb in Aussicht stehen, wurden an alles geheftet, vom Auto bis hin zum Toilettenpapier, in der Hoffnung, zwanghafte Kaufgewohnheiten hervorzubringen.« (Ryan 1975, 295) Die Unersättlichkeit

des Marktes setzt die Unersättlichkeit des Begehrens voraus. Statt die Menschen als von den Medien manipulierte Wesen zu betrachten, müssen wir die Konstruktion von Subjektivität in den konkreten sozialen Verhältnissen betrachten. Sie hat eine radikale Re-Konstruktion der Sexualität mit sich gebracht, ein Prozeß, der seine eigene, unabhängige Entwicklung hat, der aber an jedem Punkt mit der Ausweitung der Konsumtion verbunden ist (Game u. Pringle 1979, 10-11). Das sexuelle Begehren ist nicht »Biologie plus Verhalten«, sondern eine materielle Kraft, die aus vielen Komponenten besteht. Das sexuelle Begehren wird nicht einfach unterdrückt, sondern hergestellt. In unserer Gesellschaft wird es als ein Mangel konstruiert, der nie beseitigt werden kann. In diesem Sinn ist die Konsumtion unmittelbar etwas Sexuelles, denn es wird uns eine neue, vollständige männliche oder weibliche Identität angeboten, geformt nach dem Muster der Konsumtion. Wir stehen unter dem Druck, uns durch die Konsumtion von Waren ständig selbst zu »produzieren«.

Natürlich funktioniert das für Männer und Frauen ziemlich unterschiedlich. Willis (1971, 662) weist darauf hin, daß die Werbung zwar ständig die »Männlichkeit« von Männerprodukten betont, aber niemals behauptet, das Produkt sei für Männlichkeit unverzichtbar (ähnlich wie make-up unverzichtbar ist für Weiblichkeit), sondern lediglich mit ihr verträglich. Etwas zu diktieren würde bedeuten, die männliche Subjektivität zu untergraben. Männer sind von der Werbung als Subjekte kreiert, während Frauen ihrem »Mangel« abhelfen können, wenn sie die Bewunderung anderer, speziell der Männer, auf sich ziehen.

Die Einheit der Konsumtion

Bisher haben wir uns mehr auf die ersten Phasen der Konsumtion konzentriert — den Erwerb und die Transformation von Waren — als auf die »eigentliche Konsumtion«, auf das Verbrauchen der Gegenstände oder auf die Aneignung des Konsum-Bildes. Und wir betrachteten, wie die ökonomische, emotionale und sexuelle Ebene sich zu diesen Phasen verhalten. Ich denke, daß es etwas willkürlich ist, das Ideologische vom Ökonomischen zu trennen oder dem einen ein Primat über das andere einzuräumen. Das wird deutlich, wenn wir die letzte Phase betrachten.

Die Geschlechterblindheit ist teilweise darin begründet, daß nur diese letzte Phase verhandelt wird, und hier insbesondere das Verhältnis zu Essen, Trinken und Gastfreundschaft. Obwohl Konsumtion keine private Angelegenheit ist, wird sie vornehmlich um die individuellen Haushalte herum organisiert. Deshalb müssen wir analysieren, was innerhalb dieser Haushalte und zwischen ihnen passiert. Es gibt also verschiedene, sich überkreuzende und durchkreuzende Formen und verschiedene Ebenen, in denen männliche Herrschaft und weibliche Unterdrückung entscheidend mit der Entwicklung der Konsumtions-sphäre verbunden sind, die ein hohes Maß an Autonomie gegenüber der Produktionssphäre hat und diese sogar beeinflussen kann. Sobald wir die absolute Dominanz der Produktion verwerfen, fallen die Kategorien auf ihre Plätze. Die alten Dichotomien: ökonomisch/ideologisch, öffentlich/privat, körperlich/geistig und materialistisch/idealistisch finden hier keine Anwendung.

Wenn der Konsumtionssphäre theoretisches und politisches Primat gegeben würde, würden wir vielleicht herausfinden, daß Kapitalismus und männliche Herrschaft als gleichzeitig vor sich gehender Prozeß analysiert werden könnte, ohne in irgendeinen Reduktionismus zu verfallen.

Konsumtionssphäre und Gesellschaftspolitik

Auf den Ebenen von Sexualität, Geschlechterverhältnissen, Konsumtionsarbeit und in bezug auf die umfassenderen Arbeitsteilungen, gibt es eine Reihe von Widersprüchen, die langfristig für jede revolutionäre Umwälzung zentral sind. Die Linke und der größte Teil der Frauenbewegung haben die Möglichkeit, sich mit Hausfrauen zu organisieren, pessimistisch eingeschätzt. Obwohl die Schwierigkeiten immens sind, sehe ich keinen Grund anzunehmen, daß Hausfrauen konservativer sein sollten als irgendjemand anderes. Wenn sie so erscheinen, kann das daran liegen, daß ihre Bedürfnisse und Sorgen nicht richtig begriffen wurden. Der »Konservatismus« der Hausfrauen war in gewisser Weise ein Indikator für das Ausmaß, in dem alle politischen Parteien sie ignoriert haben (Goot u. Reid 1975). Wir können es uns nicht leisten, Kämpfe in der Produktionssphäre für notwendig reformistisch zu halten. Konsumboykotte waren in Australien bislang nicht merklich wirksam, aber sie waren auch nicht gut organisiert und koordiniert. Konsumstreiks sind nicht undenkbar. Sie müßten verknüpft werden mit einer Decodierung von Bildern aus der Konsumtionssphäre. Mietstreiks könnten benutzt werden, um Forderungen nach mehr, aber auch nach alternativem Wohnraum zu stellen. Die Frage des Transports könnte mit den weitergehenden Fragen von Verteilung und Austausch verknüpft werden. Die Kontrolle über solche Netzwerke ist in einer revolutionären Situation entscheidend, wie die Konterrevolution in Chile gezeigt hat. Der Rechten in Australien kam die Unterstützung von Hausfrauenverbänden und kürzlich von Gruppen wie »Women who want to be Women« (Frauen, die Frauen sein wollen) zugute.

Schließlich müssen wir Formen finden, unsere widersprüchliche Existenz als Produzenten und Konsumenten zu verändern. Das können wir nicht dadurch erreichen, daß wir Konsumtion in Produktion zurückübersetzen. Es geht nicht um eine romantische »Rückkehr zur Natur«. Aber es geht darum zu erkennen, daß die »Rationalisierung«, die den Kapitalismus begleitet hat, im Kern patriarchalisch ist aufgrund der geschaffenen Entgegensetzungen von Subjekt/Objekt, Mensch / Natur. Zugleich bedeuten die kapitalistischen Verhältnisse eine neue und extreme Form männlicher Herrschaft. Soweit wir als Frauen auf halbem Weg zwischen »Mensch« und »Natur« positioniert sind, haben wir einen guten Platz, von dem aus wir beide Seiten der Spaltung herausfordern können. Wir müssen diese »Rationalität« als das darstellen, was sie ist, statt unser Schicksal mit ihr zu verknüpfen. Wir sollten uns nicht zum Ziel setzen, der Welt der Konsumtion zu entfliehen, die ja nichts weiter ist als transformierte Natur. Statt dessen sollten wir die Fähigkeiten, Beziehungen herzustellen, und die Identitäten, die uns auferlegt wurden, nutzen, um eine sinnvollere Art zu entwickeln, uns mit unserer Umwelt in Beziehung zu setzen. Ein »Patriarchat ohne Vater« wollen wir nicht.

Literaturverzeichnis

- Barrett, M., 1980: Women's Oppression Today: Problems in Marxist Feminist Analysis. London (deutsch: Das unterstellte Geschlecht. West-Berlin 1984)
- Baudrillard, J., 1975: The Mirror of Production. St. Louis
- Beechey, V., 1979: On Patriarchy. In: Feminist Review 3, 66-82
- Berger, J., 1972: Ways of Seeing. London
- Cass, B., 1978: A Critical Evaluation of the Concept of Consumption in Urban Sociology. Paper presented at SAANZ Conference, Brisbane
- Chodorow, N., 1978: The Reproduction of Mothering: Psychoanalysis and the Sociology of Gender. Berkeley (deutsch: Das Erbe der Mütter. 1985).
- Coward, R. 1978: Rethinking Marxism. In: M/F 2
- Curthoys, J., und J. Barbalet, 1976: Women, Class or Class Determined? A Marxist Analysis of Housework. Political Economy Conference, selected Papers. Sydney
- Douglas, M., 1979: The World of Goods. New York
- Ewen, S., und E. Ewen, 1978: Americanization and Consumption. In: Telos 37
- Friedan, B., 1963: The Feminine Mystique. London
- Galbraith, J.K., 1973: Economics and The Public Purpose. Boston
- Game, A., und R. Pringle, 1979: Sexuality and the Suburban Dream. In: ANZJS 2
- Goot, M., und E. Reid, 1975: Women and Voting Studies: Mindless Matrons or Sexist Scientism? London
- Lojkin, J., 1976: Contribution to a Marxist Theory of Capitalist Urbanization. o.O.
- Rainwater, L., R.P. Coleman und G. Handel, 1959: Workingman's Wife. Her Personality World and Life Style. New York
- Ryan, M.P., 1975: Womanhood in America: From Colonial Times to the Present. New York
- Vanek, J., 1974: Time Spent in Housework. In: Scientific American 11
- dies., 1978: Household Technology and Social Status: Rising Living Standards and Status and Residence Difference in Housework. In: Technology and Culture 3
- Williams, R., 1976: Keywords. London
- Willis, E., 1971: Consumerism and Women. In: V. Gornick u. B.K.Moran (ed.): Women in Sexist Society. New York

**Warenästhetik und
kapitalistische Massenkultur (I)**

**»Werbung« und »Konsum«
Systematische Einführung**

W. F. Haug

**Wolfgang Fritz Haug
Warenästhetik
und kapitalistische Massenkultur (I)**

**»Werbung« und Konsum« — Systematische
Einführung in die Warenästhetik**

Die Warenästhetik ist eine der großen sozialen Mächte. Ihre von Haug in der »Kritik der Warenästhetik« 1971 erstmals zusammenhängend entworfene Theorie liegt nun in ausgereifter Form vor. Die Neubegründung vermeidet »Ökonomismus«, stellt den Anschluß an die Analyse des Alltagslebens, an Kultur- und Ideologietheorie und Ökologie her und bezieht die semiotische Dimension ein.

232 Seiten, br., 16,- DM, Ln. 19,80 DM

Rosalind Coward

»Fragen Sie Frau Sowieso«*

Kummerkastentanten bestehen darauf, daß sie in ihren regelmäßigen Zeitschriftenrubriken keine Ratschläge geben. Im Gegenteil, sie behaupten, sie hörten einfach zu, was die Leserinnen zu berichten haben und hoffen, daß die Briefe ihre eigenen Lösungen mitliefern. »Es wäre doch anmaßend von mir, wollte ich ihnen vorschreiben, was sie zu tun haben«, sagt Marjorie Proops vom »Daily Mirror« (zitiert in »Miss London« vom Mai 1977). Claire Rayner von der »Sun« stimmt ihr zu und nimmt für sich in Anspruch, »niemals jemandes Probleme gelöst, sondern die Leute lediglich in die richtige Richtung gewiesen zu haben« (ebd.). Irma Kurtz vom »Cosmopolitan« geht darüber hinaus: »Rat«, schreibt sie, »ist der unwesentlichste Aspekt einer Ratgeberrubrik. Die entscheidende Funktion unserer Arbeit für die einzelne ist die Chance, daß sie — vielleicht zum ersten Mal — ihr Problem aufschreiben kann. Mit dem Niederschreiben stellt sich der Effekt ein, daß die Gedanken, die vorher in einer Krise bruchstückhaft vorhanden waren, sich dabei zusammenfügen.« (»Guardian«, 28. September 1981)

Irma Kurtz gibt ein Beispiel dafür, wie die Kummerkastentante zuhört und herausfindet, was die Briefeschreiberin denn wirklich auszudrücken versucht. Schreiberinnen verraten häufig — sagt sie —, ohne daß sie es selbst merken, »was das tatsächliche Problem ist«. Damit verweisen sie bereits auf eine eigene Lösung. »Alles, was ich dann noch tun muß, ist, sie auf einen Ausdruck hinzuweisen, den sie selbst benutzt hat. 'Ich kann mit meinem Mann nicht darüber sprechen ...' beispielsweise. 'Denken Sie nicht an Ihre fehlende Leidenschaft oder Ihren flachen Busen oder ihre außerehelichen Wünsche', antworte ich in solchen Fällen. 'Warum können Sie mit Ihrem Mann nicht reden?« (Ebd.) Das Beispiel, das Irma Kurtz gibt, ist keineswegs so zufällig herausgegriffen, wie sie uns glauben machen will. Sich beim Nächsten und Liebsten über Probleme auszusprechen, ist die Lösung erster Ordnung, die uns von den Ratgeberinnen angeboten wird. Und die Frage »Haben Sie es schon mit Reden versucht?«, ist die häufigste Reaktion der Kummerkastentanten auf die vielen tausend Briefe, die Frauen an die Problemseiten von Zeitschriften schicken. »Und erzähle Deinem Vater auf jeden Fall, wie Du Dich fühlst, ja?« rät Virginia Ironside (in »Woman« vom Mai 1982). In einem weiteren Brief auf derselben Seite macht sie folgenden Vorschlag, wie das Problem der Impotenz des Mannes angegangen werden sollte: »... vielleicht hat er eine tiefverwurzelte Angst vor der Zukunft, die er Ihnen und vielleicht gar sich selbst gegenüber nicht eingesteht? Reden, Reden und nochmal Reden wird Ihnen beiden zweifellos helfen. Sicherlich können Sie ihm gegenüber Ihre gespaltenen Gefühle äußern, ohne daß er in seiner Männlichkeit verunsichert wird.«

* Aus: Female Desire: Women's Sexuality Today. London 1984 (Originaltitel: »Have you tried talking about it?«). Übersetzt von Claudia Gdaniec.

Die Aufforderung zum Gespräch finden wir in allen Zeitschriften. »Geben Sie das Gespräch, die Diskussion, die rationale Erklärung nicht auf! Nähren Sie Ihre Sorgen nicht stillschweigend. Seien Sie offen und ehrlich und fordern Sie dasselbe von ihm.« (Rose Shephard in »Honey« vom Oktober 1981). »Wenn Sie erst besser verstehen, wird es Ihnen auch möglich sein, mit Ihrem Mann in aller Ruhe darüber zu sprechen und herauszufinden, was Sie wollen.« (Irma Kurtz in »Cosmopolitan« vom Februar 1981). »Sprechen Sie vernünftig mit Ihren Eltern darüber, sagen Sie ihnen, daß Sie diesen jungen Mann wirklich lieben, und daß die gemeinsam verlebten Jahre beweisen, daß es nicht nur eine Schwärmerei ist.« (Ebd.) Sich anvertrauen, reden, alles sagen; vor allem »argumentieren Sie rational und bringen Sie ihn oder sie dazu, dasselbe zu tun«.

Dieses Gebot, alles offenzulegen und zu sagen, alles ruhig durchzusprechen, verlängert letztlich die Aktivitäten in der Problemrubrik der Zeitschrift. Die regelmäßigen Spalten basieren auf öffentlichen Bekenntnissen, darauf, daß Du Deine innersten Gedanken und Gefühle publik machst, wenn Du der Kolumnistin mitteilst, was mit Dir los ist. Oft lesen und hören wir die folgende Aussage: »Sie haben einen Anfang gemacht, indem Sie mir geschrieben haben. Nun gehen Sie einen Schritt weiter. Sprechen Sie mit Ihrem Mann, Ihren Eltern, einer Ärztin, einer Eheberaterin, einer Psychotherapeutin. Machen Sie weiter.« Zeitschriftenrubriken sind eine Art Einführung in die Welt der professionellen Therapie für arme Leute.

Für die Briefeschreiberin ist das Mitteilen also nur der Anfang eines großen Sprechverkehrs, der ihr Leben vollkommen verändern wird. Für die Leserinnen dagegen sind die Briefe selbst das große Schauspiel. Es ist halbwegs einsichtig, warum die Briefe geschrieben werden, aber warum werden sie abgedruckt? Warum lesen die Leute sie so gern, wo doch die Probleme meistens gar nichts mit ihnen zu tun haben? Der Akt des Aufschreibens ist einerseits der Beginn einer therapeutischen Handlung für die Schreiberin, andererseits die Voraussetzung für das Leseereignis. Die Problemseiten bringen Enthüllungen von Frauen wie du und ich aus ihrem persönlichen Leben, sie sind weder Romanciers noch Journalistinnen. Und die Aspekte des persönlichen Lebens, die dann die Seiten füllen, haben unweigerlich mit »sexuellen Problemen« zu tun. »Soll ich meinen Eltern davon erzählen?« fragen die Briefe; oder »Ich habe genug vom Sex«; und »Ich habe eine Affaire mit einem verheirateten Mann« vertrauen sie uns an. Einige Beraterinnen beschreiben diese Probleme als zeitlos menschlich; das einzige, was sich ändere, sei das Alter, in dem die Frauen anfangen, sich mit ihnen herumzuschlagen. »Mary Grant ist der Ansicht, daß die zeitlosen Probleme von Liebesverlust und Liebesehsucht, Ehe und Werbung, die ewigen Probleme der menschlichen Natur, sich in den letzten Jahren in frühere Altersstufen verlagert haben.« (»Miss London«, a.a.O.)

Die Ausschließlichkeit, mit der sexuelle und emotionale Schwierigkeiten als die zerstörerischsten Probleme im Leben einer Frau dargestellt werden, ist ein relativ neues Phänomen. Frauen werden zwar schon lange aufgefordert, sich mit Fragen von Schönheit und Haushaltsangelegenheiten an Zeitschriften zu wenden. Aber erst seit dem Zweiten Weltkrieg werden sie ermahnt, die allerin-

timsten Details ihres Sexuallebens zu enthüllen. Die Rubrikenautorinnen geben vor, es mit zeitlosen menschlichen Gefühlen zu tun zu haben. Tatsächlich jedoch sind die Problemseiten selbst ein historisch-spezifisches Symptom dafür, wie Sexualität und ihre emotionalen Folgen in unserer Kultur in den Vordergrund geschoben werden als wahrer Ausdruck unseres innersten Selbst.

Das Schauspiel der Problemseiten für die Zeitschriftenleserin ist ein Untergenre der Sexliteratur. Es handelt sich nicht um Romane, denn diese haben die Möglichkeit, Reaktionen genauestens zu verfolgen. Es ähnelt eher dem sogenannten Journalismus von Boulevardblättern wie »Sun« oder »Star«. In ihnen lesen wir nicht enden wollende oberflächliche Kurzgeschichten über sexuelle Verwicklungen, Sexskandale und Intimklatsch. Zeitungsgeschichten haben den Effekt der Normalisierung. Sie bieten eine Welt kleiner Skandale, von Frauentausch, Ehebruch und Mord, die gerade deshalb sensationell ist, weil sie sich vom Leben der Durchschnittsleser/innen abhebt. Diese Welt erlaubt es ihnen, neugierig hineinzuschauen und sich angenehm davon unterschieden fühlen zu können. Problemseiten haben mit anderem Material zu tun. Sie faszinieren genauso — Ablehnung, Ehebruch, Eifersucht, Impotenz —, sind die geheimsten Bekenntnisse der Protagonistinnen. Die Briefe kommen von Frauen, die sich mit moralischen, sexuellen und emotionalen Wahlmöglichkeiten auseinandersetzen und dabei den Leserinnen ihr innerstes Dilemma enthüllen.

Diese Dilemmata entsprechen zweifellos der Wirklichkeit, die Briefe aber lehnen sich — vielleicht nicht bewußt — äußerst eng an das Untergenre der Sexliteratur an. Sie verfolgen sexuelle, emotionale und Eheprobleme und sind immer in einer bestimmaren narrativen Form gehalten. Die Briefe sind erschreckend einförmig, Sprache und Details sind immer gleich. Ich möchte damit nicht andeuten, daß die Briefe erfunden sind, sondern darauf hinweisen, daß die Form bestimmt, was und wie erzählt wird. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Brief an eine Hobbygärtnerzeitschrift dieselbe Sprache und dieselben Bedeutungskriterien verwendet: »Ich bin zweiundzwanzig, und heute sind von meinem Gummibaum drei Blätter abgefallen. Ich hatte schon mal einen Gummibaum, der zehn Jahre hielt. Ich mußte ihn wegwerfen, als er von Spinnmilben befallen wurde. Ich bin ganz traurig und habe Angst, daß ich wieder einen Gummibaum verliere. Deshalb bin ich ganz deprimiert. Sagen Sie mir bitte, was ich tun kann.« Es gibt voraussagbare Informationen, die für die Problemseiten wesentlich sind: Alter, vergangene (und gegenwärtige) Liebesbeziehungen, wie sie die Gefühle beeinflussen, das Maß an Offenheit dem Partner gegenüber, Vereinbarkeit mit der Umwelt (Zustimmung der Eltern, Rasse und kultureller Hintergrund). Vor allem aber müssen diese Informationen zu einer kleinen Geschichte arrangiert sein. Das Leben wird zur Erzählung: dieses, dann jenes, und was nun?

Die Problemseiten sind also ein definierbares Genre der Sexliteratur für die Schreiberin wie für die Leserin. Sie regen Frauen dazu an, zu enthüllen (bzw. nachzulesen), wie die einzelne einen bestimmten Punkt in ihrem Leben erreicht und welche Optionen sie nun hat. Sie laden uns ein, uns über Ursache und Ausgang von Liebesbeziehungen Gedanken zu machen. Die Bedienung der Problemseiten durch Frauen als Schreibende wie als Leserinnen ist Bestandteil

dessen, wie Frauen als diejenigen konstruiert werden, die Liebesbeziehungen untersuchen und die die Verantwortung für sie tragen. Problemseiten sind das häusliche Genre der Sexliteratur, die Möglichkeit für die »normale« Frau, in der Öffentlichkeit zu bekennen und ihre Überlegungen und Lebenskrise als Roman zu arrangieren (und daher auch einen Ausgang zu antizipieren). Irma Kurtz bemerkt: »Eine Schreiberin sagt oft, 'Ich fühle mich sehr viel besser, jetzt wo ich Ihnen geschrieben habe. Vielen Dank!' Und häufig bittet sie darum, daß der Brief nicht abgedruckt wird. Schreiben hat katharsische Wirkung. Es hat diese Wirkung aber nur, wenn der Brief auch *abgeschickt* wird, nicht, wenn er in den Papierkorb geworfen wird.« (»Guardian«, a.a.O.)

Die Ideologie solcher Worte liegt auf der Hand: Sprich Dich aus. Es wird Dir guttun. Arrangiere Deine Krise in eine Erzählung, sei ehrlich, dann wirst Du vielleicht die Gründe für Deinen Gefühlszustand erkennen. Der Brief ist der erste Schritt in Richtung auf Offenheit, die, sobald sie erstmal gelernt ist, dann auch in anderen Situationen einfacher eingesetzt werden kann. Treibe das Bekenntnis weiter. Dahinter steht die Auffassung, daß die Veröffentlichung der Briefe ihnen keine weitere Bedeutung mehr hinzufügt. Sie fungieren als Beispiele für die Leserinnen, als Beispiel dafür, wieviel besser es ist, sich alles von der Seele zu reden, den ersten schmerzhaften Schritt zu wagen, die Probleme mit anderen zu besprechen. Das Gebot, alles über Dein Sexualleben zu enthüllen und Deine splitterhaften Gefühle in kohärenter Rede zu arrangieren, gehört in ein allgemeines Muster, das Sexualität in unserer Gesellschaft besitzt. Liebesbeziehungen im allgemeinen unterliegen diskursiven Regeln. Dies sind die Geheimnisse, die mitgeteilt werden sollen. Immer häufiger wird über Sexualität gesprochen, in der Medizin, Soziologie, statistisch und juristisch. Dabei steigt die Bedeutung von Sexualität. Sie unterliegt der Forderung, daß man sie analysiert, erklärt und diskutiert. Wir werden aufgerufen, unsere innersten Gefühle und Überlegungen zur Sexualität offenzulegen, denn sie erscheinen als Schlüssel zu unserer Persönlichkeit. Dieser Druck, alles zu enthüllen, trifft die Geschlechter jedoch nicht in gleichem Maße. Wieder wird den Frauen die Last des Redens auferlegt. Frauen werden angerufen, die Verantwortung für Liebesbeziehungen zu übernehmen, dazu soziale und sexuelle Beziehungen, die in Schwierigkeiten geraten sind, zu analysieren, zu interpretieren, zu erleichtern und letztlich zu ölen. Dies mag paradox klingen, argumentiere ich doch sonst, daß die sexuellen Bedürfnisse von Männern unsere kulturelle Präsentation von Sexualität beherrschen. Werbung und Pornografie sprechen männliche Sexualfantasien an, nicht weibliche. Die sexuellen Bedürfnisse von Männern erscheinen als die drängenden, dringlichen, geradezu gewalttätigen. Diese Tatsache widerspricht meiner Argumentation jedoch nicht, denn zwischen dem, was die Geschlechter angeblich in die Sexualstruktur investieren, wird eine Trennung vorgenommen. Männer haben angeblich *sexuelle* Bedürfnisse. Frauen sind das Zentrum für die *Gefühlsarbeit* in der Beziehung. Während Männer zu immer komplizierteren und neuen *Sexualtechniken* aufgefordert werden, sollen Frauen die Bürde des *sexuellen Bewußtseins* auf sich nehmen. Frauen sollen der Liebesbeziehung einen Sinn geben, sie sollen verhandeln, erklären, bekennen, die Beziehung in Schwung halten. Und wenn sie doch zerbricht, müssen Frau-

en verstehen, was passiert ist. Die Problemseite ist der Schauplatz, wo die Erzählstruktur des sexuellen Bewußtseins öffentlich gemacht wird. Die Ermahnung, Gefühle zu bekennen und über Sex zu sprechen, ist weit verbreitet, seinen Höhepunkt hat sie in der populären Sexuaufklärung. Sex, der sich einst in Bescheidenheit hüllte, kommt heute im auffälligen Gewand der Offenheit daher. Sprich über Deine Gefühle, teile Deine Erfahrungen (mit) und tausche Fantasien aus. »Wir müssen die jungen Leute über Sex sprechen lassen, dabei müssen wir aber sichergehen, daß sie auch verstehen, worüber sie reden. Wichtig ist, daß sie erkennen, daß Sexualität nicht nur den Geschlechtsverkehr beinhaltet, sondern darüber hinaus gemeinsame Erfahrung und das Knüpfen von Beziehungen.« (Jane Cousins in »Woman's World«) Was die Sexuaufklärung letztlich erreichen will, scheint die vollkommene Transparenz der Gefühle in Verbindung mit Sexualität. Vergangene Erfahrungen, Enthüllung von Fantasien, Enttäuschungen, Verwicklungen, Bekenntnisse: all das — so wird uns gesagt — steigert die sexuellen Empfindungen. Sex ohne diese Stützen ist es nicht wert, so genannt zu werden.

Die geforderte Transparenz fällt uns jedoch nicht einfach so in den Schoß. Die Frauen müssen die Verantwortung übernehmen, damit sie auch zustandekommt. Wenn die Frauen sich öffnen, frei darüber sprechen, dann gehen sie beispielhaft voran und schaffen eine Atmosphäre für emotionalen Wohlstand. In dem Artikel »Wie Sie Ihren Mann zum Reden bringen« rät die Zeitschrift »Cosmopolitan« vom Mai 1981 den Frauen, wie sie es anstellen sollen: »Die rechte Art, sich *empfindend* nach den inneren Gefühlen zu erkundigen, hilft natürlich dabei, Gefühle anzuregen, aber seien Sie vorsichtig, daß Sie Ihren Partner nicht verschrecken, indem Sie allzu hartnäckig nachhaken. Die beste Vorgehensweise ist, daß Sie selbst so offen wie möglich sind. Dann ist Ihr Partner sicher willens, sich zu öffnen, wie er es vielleicht schon seit langem wünscht.«

Wenn sie so offen sind, wie die Frauen auf den Problemseiten, fühlen sie sich besser. Aber das ist nur der Anfang. Es gibt einen Folgeeffekt. Andere in ihrem Bekanntenkreis kommen auch auf den Geschmack. Bald sind alle dabei zu bekennen, zuzugeben, sich mitzuteilen und dadurch das Liebesleben zu bereichern. Frauen richten sich tatsächlich nach diesem Redegebot, sie leisten Beziehungsarbeit. Aus einigen soziologischen Untersuchungen über das unterschiedliche Gesprächsverhalten von Frauen und Männern wird das deutlich. Frauen leisten die Hausarbeit in der alltäglichen Interaktion: »Wie geht es Ihnen? Wer sind Sie? Was machen Sie? Wo wohnen Sie? Warum zum Teufel sagst Du denn nie was?« Aber Frauen leisten auch die entsprechende Drecksarbeit in den sumpfigen Tiefen der Liebesbeziehung: »Was beunruhigt Dich? Warum möchtest Du keinen Sex? Ist es wegen der Arbeit? Oder weil ich was Falsches gesagt habe?« Sie nehmen die Rolle der Verantwortlichen für die Verbesserung diffiziler sozialer Situationen sogar im Schlafzimmer noch auf sich.

Es ist verführerisch sich vorzustellen, daß die gesamte sexuelle und soziale Struktur unserer Gesellschaft zusammenbrechen würde, wenn die Frauen nicht diese anspruchsvolle und heroische Aufgabe auf sich nehmen würden. Seit langem wissen wir, daß Männergespräche sich auf einer relativ unpersönlichen, oberflächlichen Ebene bewegen. Trotzdem wird es als notwendiges Zeichen er-

folgreicher Männlichkeit angesehen, wenn sie wenigstens eine feste Frauenbeziehung haben, auch wenn sie kein Quäntchen Verantwortung dafür übernehmen. Aus diesem Grund halte ich die Anweisung an die Frauen zu Offenheit im Sexuellen für problematisch. Sie läßt die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen Liebesbeziehungen immer noch stattfinden, unberücksichtigt. Auf die Männer wird kaum Druck ausgeübt, daß sie ihre Lebensweise und Kommunikationsunfähigkeit ändern, daß sie endlich anfangen sollten, Verantwortung für Wichtiges zu übernehmen — für Kinder und andere Menschen. Nur eine verschwindend kleine Minderheit von Männern verspürt den Wunsch, ihr Gefühlsleben anders zu organisieren. Hobbyzeitschriften, Fernsehprogramme und Pornografie bestätigen die Männer im allgemeinen in ihrer traditionellen Rolle: stark, über den Gefühlen stehend und oft genug ausbeuterisch in ihren Einstellungen zur Sexualität. In dieser Konstellation führt der Druck auf Frauen, reden zu müssen, dazu, daß sie als eine Art Währung für den Verkehr zwischen Männern fungieren. Die Gesprächsarbeit der Frauen hält die unpersönlichen Beziehungen der Männer untereinander überhaupt erst aufrecht.

Wir wissen noch viel zu wenig über Liebesbeziehungen. Warum sind sie oft so überdimensional wichtig? Warum können sie zur Besessenheit führen? Wir müssen herausfinden, warum uns Liebesbeziehungen so furchtbar verletzen, warum sie in uns tiefe Gefühle von Unsicherheit, Ablehnung oder Besitzanspruch auslösen oder gar destruktive Verhaltensweisen hervorrufen können. Wir müssen Erklärungen dafür finden, warum Liebesbeziehungen so häufig dem Muster unserer ersten Abhängigkeitserfahrung folgen und wie diese Abhängigkeitsmuster mit äußeren gesellschaftlichen Strukturen zusammenhängen. Antworten auf diese Fragen sind nur möglich, wenn wir lernen, die Abwehrstrategien und verbohrteten Verhaltensweisen redend zu überwinden.

Die Einseitigkeit der Gespräche gefährdet jedoch die Frauen noch mehr. Sie reproduziert die Vorstellung, daß Sexualität das wichtigste überhaupt im Leben einer Frau ist, und fordert sie auf, noch mehr Aufmerksamkeit und Arbeit in ihre Liebesbeziehung zu investieren. Was mir aber noch gefährlicher vorkommt, ist, daß diese Diskussionen die Illusion erwecken, die einzig wirklichen Strukturprobleme zwischen Frauen und Männern seien mit Hilfe von vollkommener Transparenz hinwegzuwünschen. In einer Gesellschaft, wo Männer Frauen gegenüber immer Vorteile haben, wo Männer dahin sozialisiert werden, ihre Gefühle zu ignorieren und Frauen herabzusetzen, da können auch noch so viele Gespräche nicht garantieren, daß Männer in der Lage wären, entsprechend zu reagieren. Im Gegenteil entsteht die größere Gefahr, daß es für die Frau noch viel verletzender ausgeht, wenn sie sich jemandem gegenüber vollkommen öffnet, der nicht ähnlich offen reagieren kann.

Herrschaft steckt nicht nur in Privilegien und in der Dominanz gesellschaftlicher Institutionen, Herrschaft wird auch in emotionalen Beziehungen gelebt. Die ökonomische, gesetzliche und politische Macht der Männer spiegelt sich in männlichen Einstellungen gegenüber Frauen, Liebesbeziehungen und Kindererziehung wider. Uns jemandem gegenüber zu »öffnen«, unsere Bedürfnisse und Gefühle vollkommen transparent zu machen, bedeutet in den meisten Fäl-

len auch, daß wir uns verletzlich und abhängig machen und uns verunsichern lassen. Können Konflikte und Unglück überhaupt innerhalb einer Beziehung gelöst werden, wenn sie doch aus der strukturellen Ungleichheit von Frauen und Männern resultieren?

Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß all diese Aufforderungen an Frauen, sich auszusprechen, offen zu sein und zu bekennen, sich auf die Enge des Schlafzimmers beschränken. Das Gespräch erreicht Außenstehende nur in der Person der Kummerkastentante oder einer professionellen Beraterin. Dann zieht es sich wieder nach innen zurück, ins Schlafzimmer, zurück zu dem Paar.

FRAUENFORMEN



SUBJEKT FRAU

Subjekt Frau

Hrsg. v. Frigga Haug und Kornelia Hauser

Wie kann die Kritische Psychologie feministisch nutzbar gemacht werden? Welche Forschungsanordnungen und Befreiungsperspektiven sind mit ihr zu erarbeiten? Auf diese Fragen geben die Autorinnen thematisch bezogene Antworten: Probleme mit weiblicher Identität — Sexualität und Herrschaft — Familie als von außen und innen geknüpftes Beziehungsnetz — Arbeit und Handlungsfähigkeit. Die kollektive Erinnerungsarbeit wird weiterentwickelt und liefert den Stoff, aus dem Veränderungen wachsen.

Argument-Sonderband AS 117

17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)



FRAUENFORMEN 2 SEXUALISIERUNG

Frauenformen 2:

Die Sexualisierung der Körper

Hrsg. von Frigga Haug

»In inspirierender Weise werden Forschungs- und Darstellungsprozeß über Körpergeschichte/en, sozialbiologische Einheiten, Geschlechterverhältnisse und Erinnerungsarbeit zu einer Einheit geformt und eine sehr lesenswerte/lesbare Zusammenstellung von Texten präsentiert.« (Widerspruch, 1985)

Argument-Sonderband AS 90

17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Dorothee Sölle

Christentum und Postmarxismus*

Moi, je ne suis pas Marxiste.
Karl Marx

1. Über »Postismus«

Zugegeben, der Begriff des Postmarxismus reißt mich nicht vom Stuhl. Genau so wenig wie andere mit »post« konstruierte Begriffe: die Postmoderne und die Postchristen haben keine erhellende, klärende Kraft. »Nach« etwas oder jemandem zu sein, ist eben noch keine hinreichende Qualifikation. Mein Verdacht gegenüber diesen Postintellektuellen besteht darin, daß sie an der Abschaffung der Wahrheitsfrage arbeiten und die Wahrheitsansprüche, die z.B. Christentum, Marxismus oder Feminismus enthalten, neutralisieren wollen. Welchen Sinn hat es zu betonen, daß ich nach/post meiner Großmutter lebe? Soll denn der chronologische Faktor jede substanzielle Debatte ersetzen? So, daß demnächst jemand mit der tollen Erkenntnis, ein »Post-Postmarxist« zu sein, aufwarten kann?

Was versuchen sie uns denn zu sagen, diese Postmarxisten, Postmodernen, Nachchristen? Ich höre verschiedene Dinge heraus. Einige sagen: Wir hatten es, wir kennen es, wir brauchen es nicht mehr. Der Chronos verschlingt den Kairos, jene andere Art von geschichtlichem Denken, und in diesem Sinn liegen die Post-Denker vor der Mode und den Trends auf den Knien, ja gänzlich im Staube. Beim Marxismus finde ich es besonders peinlich, wenn »Vor«marxisten oder solche, die ich so wahrnehme, »post«marxistisch dahertönen. Ich möchte sie fragen: Habt ihr es je versucht?

Eine andere Stimme aus dem Chor der Posttheoretiker hört sich so an: Wir hatten es, wir liebten es, wir brauchen es immer noch, aber es hat nicht funktioniert; wir müssen es neu denken und neu gestalten. Dieser reformatorischen Haltung fühle ich mich schon eher verwandt — aber warum sollten wir da nicht am guten alten Marxismus festhalten? Reform ist Teil eines jeden lebendigen Gedankengebäudes. Auch Martin Luther war trotz alledem kein Postchrist. Ich spüre da eine gewisse intellektuelle Schwäche, wenn man etwas Neuem nicht auch einen neuen Namen gibt — vorausgesetzt natürlich, daß die Posttheoretiker etwas Neues wollen. Wenn also Postchristen etwas Neues wollen, innerhalb oder außerhalb der Religion, dann sollten sie es sagen und sich damit auch identifizieren — vermutlich als Nichtchristen.

Aber vielleicht stehen sie ja auf der Schwelle eines alten Hauses, bereit, es zu verlassen und dennoch an seine Werte gebunden, an seine Traditionen, seine Wahrheitsansprüche? Die meisten Menschen, die ich kenne, fallen — mich selbst eingeschlossen — unter diese Kategorie; und genau dieses Problem teilen wir mit unseren marxistischen Freunden. Unser In-Frage-Stellen erwächst aus

* Für Wolf, als kleiner Blumenstrauß zu einem dieser komischen Geburtstage.

einer Ablehnung institutionalisierter Festschreibungen. Ich empfinde gegenüber der christlichen Kirche und ihrer Rolle im Ersten Weltkrieg Fremdheit, Widerwillen, Ekel und manchmal auch Scham. Ich sehe die empirische Kirche als eine Struktur »von oben«, die auf Unrecht basiert und ihre eigene Wahrheit wieder und wieder verrät. Oftmals denke ich, die Kirche ist wie Judas, der Christus den etablierten religiösen Mächten auslieferte; manchmal denke ich, die Kirche ist wie die anderen Jünger, die — entmutigt und besiegt — Jesus allein ließen und flohen; und dann gibt es Zeiten, in denen ich denke, die Kirche ist wie Petrus, der leugnete, jemals etwas von Frieden und Gerechtigkeit gewußt zu haben; ganz selten sehe ich die Kirche wie Petrus bittere Tränen vergießen.

Trotz alledem habe ich mich nie als Postchristin betrachtet. Ich habe auch anderes als das eben Beschriebene erfahren. Ich habe die Kirche in einer Gruppe von Frauen gesehen, die nicht flohen, die blieben und am Ostermontag zum Grab gingen. Dennoch hat die vorwiegend schlechte Erfahrung mein Bild von der Kirche verändert; sie ist kein Haus mehr für mich, wie das Bild von der Türschwelle suggerierte, sie ist eher ein Zelt für das umherziehende Volk Gottes. Das Zelt ist nicht immer da, wo ich bin, aber letztendlich treffe ich die Zeltleute wieder — auf der Straße oder im Gerichtssaal. Das Heiligste ist weniger ein Gebäude oder eine Institution als ein Ereignis, etwas, das geschieht. Daniel Berrigan benutzte kürzlich in einem Gespräch das Bild eines Schirmes, der uns vor dem kalten Regen schützt. Manchmal öffnet er sich zu langsam, und wir bleiben im Regen stehen. Oft ist er nicht sehr effektiv. Trotzdem, er ist da und ich möchte ihn nicht missen. Am meisten beeindruckt mich aber immer wieder das Bild von der Kirche als einer alten Frau, die in einer Mülltonne nach Essen wühlt — eine unverheiratete Mutter mit krummem Rücken, nicht attraktiv, nicht gesund, von unbestimmbarem Alter — meine ältere Schwester, die ich brauche und die mich braucht. Ich habe den Verdacht, daß die Postchristen sich nicht mit der Dialektik einer religiösen Institution abfinden wollen. Aber genau dieser widersprüchlichen Erfahrung der Kirche als Verräter und der Kirche als Schwester stehe ich gegenüber, und mit ihr habe ich zu leben. Nachchristentum scheint mir wie eine flotte Formel, die der doppelten Erfahrung mit der Kirche übergestülpt, und mit der sie auf das eine reduziert wird, vor allem auf die Kirche von oben. Die Kirche von unten ist dann vergessen und mit ihr das, was die Tradition als »mystischen Leib Christi« identifiziert hat.

Inwieweit können uns diese Überlegungen auch beim Verständnis des Marxismus helfen? Nützt es uns, auf die Kämpfe zwischen der marxistisch-hierarchischen Orthodoxie und ihrer mystischen Häresie zu achten? Wenn ja, dann können wir den Begriff des »Post«marxismus getrost fallen lassen und statt dessen zugeben, daß wir immer noch und in vielerlei Hinsicht in einer vormarxistischen Gemeinschaft von Bürgern leben und denken, in einer Gemeinschaft, die nach Klasse, Rasse und Geschlecht gespalten ist. Wir stecken tief drin in der ökonomischen und geistigen Apartheid, die unser ganzes Leben kennzeichnet. Wir brauchen dringend alle Werkzeuge, die uns da heraushelfen können.

2. Christen in der Schule beim Marxismus: Was wir gelernt haben

auf die frage ob ich marxist sei¹

Täglich nehm ich den hörer zur hand
wähle und spreche
wie anders wäre mein leben
vor der erfindung des telefons
wieviel schlimmer das hiersein
für die frau aus griechenland
wenn sie sonntags zum bahnhof geht

Du hast nicht die frage gestellt
ob ich bellist sei
und aus respekt für alexander g bell
ohne den wir ärmer wären
noch ärmer stell dir vor
nenn ich mich nicht nach ihm

Noch nach dem großen erfinder
aus trier

Ich werde oft ungeduldig, wenn mich Gläubige fragen: »Bist du Marxistin?« Das Beste, was mir dazu einfällt, ist eine Gegenfrage: »Putzt du dir deine Zähne? Ich meine, nachdem man die Zahnbürste erfunden hat ...?« — Wie kann man Amos und Jesaja lesen und nicht Marx und Engels? Das wäre absolut undankbar gegenüber einem Gott, der uns Propheten mit der Botschaft sendet, daß Jahve kennen Gerechtigkeit üben heißt. Müßten wir nicht jedes analytische Werkzeug benutzen, das uns die Ursachen der Ungerechtigkeit begreifbar und gleichzeitig die Opfer der Ungerechtigkeit als die möglichen Kräfte der Veränderung kenntlich macht, die den Bann der Unterdrückung für beide, Unterdrückte wie Unterdrücker, brechen? Können wir es uns leisten, Marx zu ignorieren in einer Zeit, in der jedem aufmerksamen Beobachter des Elends in der Dritten Welt klar sein sollte, daß der Kapitalismus den Hunger weder stillen konnte noch stillen wird? Unser Wirtschaftssystem arbeitet für die Reichen, nicht für die anderen zwei Drittel der Menschheitsfamilie. Sollten wir, die wir in der Tradition von Religion und ihren anthropologischen Annahmen über die Würde des Menschen stehen, nicht wenigstens nach einer historischen Alternative suchen? Das Bedürfnis nach einer gründlichen Analyse kommt aus dem biblischen Glauben an den Gott der Gerechtigkeit. Eine theologische Erziehung, die keinen Bedarf nach ökonomischer Theorie weckt, übt Verrat an ihrem eigenen Zweck. Mittlerweile haben dies immer mehr Christen begriffen. Sie sind in einen Prozeß des gegenseitigen Kennenlernens eingetreten und haben gleichzeitig gelernt, ihre eigene Tradition neu zu begreifen. Sie öffneten sich endlich gegenüber einer der größten geistigen Herausforderungen ihres Glaubens und hörten auf, die Herausforderung als eine Invasion des Feindes in ein friedlich harmonisches Land zu betrachten. Kurz, nach fast einem Jahrhundert des Hasses, der Furcht, des Selbstbetruges, der Verleugnung und Lüge traten sie in einen Dialog ein.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß der Anfang dieses Dialoges nicht in Konferenzsälen stattfand, sondern in fachistischen Gefängniszellen und Kon-

zentrationen, in denen Christen und Marxisten sich trafen, in denen sie Leiden und Hoffnungen, Zigaretten und Neuigkeiten miteinander teilten. Der Dialog unter den Intellektuellen ist — zumindest in Europa, wo er erst Anfang der sechziger Jahre begann — ein Nachzügler. Ein marxistisch-christlicher Dialog hat unter ganz anderen Bedingungen in der Dritten Welt angefangen. Eine Voraussetzung für diesen Dialog ist die historische Erfahrung, daß weder Religion noch Sozialismus sich durch pure Gewalt unterdrücken lassen. In den Ländern des östlichen Europas lebte die Religion nicht nur fort, ihre Bedeutung nahm sogar zu; und der Sozialismus konnte weder durch faschistische Konzentrationslager noch durch CIA-Machenschaften getötet werden. Der Dialog aber war und ist mehr als ein Leben Seite an Seite, er bedeutet Zusammenwachsen, voneinander lernen. In diesem Prozeß der Begegnung lernten Christen nicht nur sozialökonomische Analysen kennen, ihre Theologie selbst durchlief einen Wandlungsprozeß. Wir — und dieses »Wir« schließt eine wachsende Zahl nachdenklicher Christen auch aus dem konservativen Lager mit ein —, wir fingen endlich an, unseren eigenen Beitrag zu den verschiedenen Formen von Unterdrückung zu begreifen. Eine massive Selbstkritik folgte, die manchmal die lähmende Form von Schuldgefühlen annahm. In anderen Gruppen führte der Lernprozeß zu einem Gefühl der Scham — nach Marx ein revolutionäres Gefühl. Christen, vor allem die der Dritten Welt, schlossen sich Befreiungsbewegungen an oder beteiligten sich zumindest an Gruppen, die gegen die brutale Verletzung von Menschenrechten kämpften. Roger Garaudy kennzeichnete die christlich-marxistische Begegnung in den sechziger Jahren als Bewegung »vom Kirchenbann zum Dialog«. In den siebziger Jahren schritt dieser Prozeß dann »vom Dialog zum Bündnis« fort, und für viele von uns geht er heute noch viel weiter: an den verschiedensten Orten entsteht eine neue christlich-sozialistische Identität.

Im Verlauf dieses Prozesses entwickelten Christen einerseits eine zunehmend kritische Haltung gegenüber ihren eigenen Institutionen und Traditionen, andererseits schlugen sie in ihren Befreiungstraditionen tiefere Wurzeln. Wir haben gelernt, unsere Tradition zu benutzen, tun wir es nicht, so benutzt sie uns. Dieser Prozeß war ein wirklicher Dialog, d.h., er war frei von Herrschaft und zielte auf ein gegenseitiges Geben und Nehmen. Wenn ich darüber nachdenke, was wir theoretisch und praktisch gelernt haben, dann würde ich sagen, wir haben — theologisch ausgedrückt — auf eine neue Weise die Bedeutung der Inkarnation kennengelernt. Die Begegnung mit dem Marxismus hat mein christliches Verständnis der historischen und sozialen Dimensionen der menschlichen Existenz vertieft. Wie wir alle wissen, bleibt der christliche Gott meist ein nicht-körperliches himmlisches Wesen außerhalb von Siegen und Niederlagen der Geschichte, erfahren ausschließlich von Individuen für ihr individuelles Glück. Dieser Gott ist ein idealistischer Gott, er hat weder eine körperliche noch eine gesellschaftliche Dimension. Was mit dem Körper, was mit gesellschaftlichen Strukturen geschieht, damit hat dieser Gott ganz sicher nichts zu tun. Durch die Konfrontation mit dem philosophischen Materialismus lernten Christen, die materielle Existenz ernster zu nehmen, und zwar in ihrem zweifachen Sinne von Körper und Gesellschaft. Auf diese Weise rückten

Hunger und Arbeitslosigkeit, der militärisch-industrielle Komplex und seine Konsequenzen für das alltägliche Leben in den Vordergrund theologischer Thematik. Die Menschwerdung Gottes läßt sich nicht länger als ein einmaliges, beendetes Ereignis verstehen, sie ist vielmehr ein fortschreitender Prozeß göttlicher Selbstverwirklichung in der Geschichte. Die marxistische Kritik des Christentums als ein idealistisches und oberflächliches Begreifen der menschlichen Geschichte ließe sich jetzt, ausgehend von einem neuen Verständnis des Fleisch gewordenen Wortes, das Körper und Gesellschaft zugleich meint, neu beantworten. Marxisten verhalfen Christen dazu, die tiefe Diesseitigkeit des christlichen Glaubens, von der Bonhoeffer sprach, besser zu verstehen.

Welche Bedeutung hat dieser Begriff für Christen, die in Ländern des »real existierenden Sozialismus« leben? Diese Christen in der DDR, in Polen oder der Tschechoslowakei haben eine neue Chance, ihren Glauben ohne gesellschaftliche Belohnung und Privilegierung zu leben — im Unterschied zu den kapitalistischen Ländern. Sie erfuhren das Ende der Konstantinischen Ära am eigenen Körper: ihre Privilegien wurden ihnen genommen, ihre Schulen geschlossen, ihre Häuser nicht mehr länger vom Staat erhalten; man entsetzte sie ihrer Steuerermäßigungen und ihres steuer- und arbeitsfreien Einkommens. Am schmerzlichsten war vielleicht, daß die Gesellschaft den Geistlichen keinen Respekt mehr zeugte. Die schmutzige Faust eines Bauarbeiters war angesehener als die lilienweiße Hand eines segnenden Bischofs. Christen sind jetzt nur noch eine Gruppe unter vielen anderen innerhalb der Gesellschaft. Der Dialog ermutigte Christen in Ost-Europa, die historische Verschiebung im Leben nach 1945 in theologischer Perspektive zu betrachten und nicht in einer unkritischen weltlichen Weise, die einzig den Verlust von Macht registriert. Christen begannen zu verstehen, was mit ihnen geschehen war, als sie nun den Palast des Herodes, in dem sie es sich zweitausend Jahre lang hatten gut gehen lassen, verließen und zu Stall und Krippe zurückkehrten. Sie beschwerten sich nicht über diese neue Situation und verleumdeten sie nicht als »Verfälschung« — im Gegensatz zu Radio Free Europe und anderen CIA-unterstützten Einrichtungen. Statt dessen lernten sie in einem immer noch nicht abgeschlossenen schmerzvollen Prozeß zu verstehen und den Vorgang zu akzeptieren. Theologisch lernten sie, zwischen christlichem Glauben und kirchlichen Privilegien zu unterscheiden, zwischen Stall und Palast, zwischen einer reichen und mächtigen Kirche einerseits, die von der Gesellschaft dafür bezahlt wird, Unterdrückung, Militarismus, gesetzliche Diskriminierung zu legitimieren, und einer kleinen, armen und manchmal unterprivilegierten Kirche andererseits, die nur so eine Chance hat, wie Christus zu werden.

Aus dieser Perspektive und diesem Dialog heraus gewannen Christen auch ein neues Verständnis ihrer Kirchengeschichte. Marxisten wie Friedrich Engels und Rosa Luxemburg hatten viel klarere Kriterien als die meisten Kirchenhistoriker entwickelt, um zwischen der Konstantinischen und der apokalyptischen Tradition des Christentums zu unterscheiden. Die Kirchengeschichte folgt einer inneren Dialektik: Auf der einen Seite gibt es die Konstantinische Tradition mit ihrer Betonung des Sündhaften, die Staat und Regenten mit dem Willen Gottes rechtfertigt, da das Volk zu Freiheit und Selbstbestimmung eben

nicht fähig sei. Auf der anderen Seite gibt es die apokalyptische Tradition, die immer dort aufblüht, wo die Massen sich ihrer Macht bewußt werden; in dieser Tradition liegt die Betonung auf dem Sieg über die Sünde durch den Menschensohn. Die Konstantinische Tradition hat alle Formen der Klassenherrschaft — von der Sklaverei bis zur Lohnarbeit — sanktioniert, sie hat der Kirche den loyalen Platz an der Seite der jeweils Herrschenden zugewiesen. Die apokalyptische Tradition aber hat die Erhebungen eines Jan Hus beseelt, ebenso wie heute die christlich-sozialistische Bewegung in Lateinamerika.

Dieser Dialog zwischen Christen und Marxisten erfuhr ein jähes Ende 1968, als die Sowjets in Prag einmarschierten und das unterdrückten, was Dubček den »Sozialismus mit dem menschlichen Gesicht« genannt hatte, so, wie er von vielen Teilnehmern des Dialogs erträumt worden war. Der historische Versuch, Marxismus und Demokratie miteinander zu versöhnen, wurde von einer der imperialistischen Supermächte zermalmt, genau wie dies später durch die Bemühungen der anderen Supermacht in Chile geschah. Zum gleichen Zeitpunkt wurden die aufgeschlossenen und progressivsten Positionen des Zweiten Vatikanischen Konzils verwässert und zurückgezogen. Die katholische Reformbewegung in den Niederlanden wurde unterdrückt, rebellierende Priester versetzt, die Drucklegung radikaler Schriften in katholischen Verlagen verhindert. Paul VI. folgte auf Johannes XXIII. Die Zeit der Hoffnung schien vorüber, alles erstarrte. In der Zwischenzeit aber entwickelten sich andere Formen der Kooperation zwischen Christen und Marxisten. Sie gingen weniger von Intellektuellen, Professoren, Pastoren oder Journalisten aus, als von Menschen, die sich in Widerstandsgruppen rund um die zentralen politischen und sozialen Probleme der westlichen und von ihnen dominierten Länder organisiert hatten: gegen die zunehmende Verschlechterung der Lebensbedingungen in kapitalistischen Gesellschaften, gegen Inflation, Arbeitslosigkeit und ökologische Katastrophe sowie gegen den Vietnam-Krieg und seine offene oder versteckte militärische und finanzielle Unterstützung. Am wichtigsten war vielleicht der wachsende Widerstand gegen die ökonomische Ausbeutung der Länder der Dritten Welt. In den siebziger Jahren fanden sich Marxisten und Christen immer häufiger als Verbündete in verschiedenen Formen des Kampfes wieder.

Dieser Kampf ist wie eine Spirale der Gewalt. Die erste und vorherrschende Form von Gewalt ist die Vorenthaltung eines menschlichen Lebens für die Mehrheit, die abgeschnitten ist von Arbeit, Wohnung, Lebensmitteln, Gesundheit und Erziehung. Die zweite Form von Gewalt ist die Gegengewalt der Unterdrückten. Sie führt zur dritten Form von Gewalt seitens des Staates und der Polizei mit konsequenter Unterdrückung und Abbau der demokratischen Rechte, für die das Volk so lange gekämpft hatte. Diese dritte Form ist heute Kennzeichen einer zunehmenden Zahl lateinamerikanischer Länder: ein Prozeß des schleichenden Faschismus, der mit der Beschneidung demokratischer Rechte wie Meinungs-, Rede-, Presse-, Versammlungs- und Organisationsfreiheit anfängt und in offenem Terror und Folter endet.

Leider greifen Christen nicht in der Phase der Gegengewalt der Unterdrückten in diesen Prozeß ein, obwohl es einige gibt, die Seite an Seite mit ihren marxistischen Genossen in Streikkomitees und Produktionskooperativen arbeiten.

Im allgemeinen greifen Christen erst dann ein, wenn sie sich des offenen wachsenden Faschismus in ihren eigenen Ländern in der dritten Phase der Gewalt bewußt werden. Um ein Beispiel zu nennen, möchte ich an das Friedenskomitee in Chile zwischen 1972 und 1975, dem Jahr seines Verbotes und seiner Auflösung, erinnern. Hier haben hauptsächlich Christen gearbeitet, geführt von Kardinal Silva und Bischof Frenz, die sich für die politischen Gefangenen und sogenannten vermißten Personen einsetzten. Es ist die bittere Wahrheit, daß erst der Faschismus das Bündnis zwischen Christen und Marxisten hervorbringt und nicht die milderen Formen des Kapitalismus, obwohl sie in ihrer Zielsetzung ebenso tödlich sind. Dennoch, neue Bündnisse wurden geschlossen und die Zusammenarbeit war durch den vorangegangenen Dialog und mit seiner Einsicht in den gemeinsamen Kampf erleichtert worden. Überwunden ist heute der unverbindliche, rein akademische Dialog, und der Ort der Begegnung und des Zusammenwachsens von Christen und Marxisten ist eher die Straße, der großstädtische Slum oder auch die Gefängniszelle als der Hörsaal.

Die Menschen, die diese Schule des Kampfes besuchen, schöpfen ebenso aus der christlichen wie aus der marxistischen Tradition. Es wird nicht zuletzt für sie selbst immer schwieriger und unnützer, ihre jeweiligen Motivationen auseinanderzuidividieren und ihre Zielsetzungen in »christlich« oder »sozialistisch« motivierte zu trennen. In vielen Gruppen ist dieser Prozeß bereits weiter fortgeschritten, als die jeweils ererbten Sprach- und Symbolwelten vielleicht nahelegen. Als mich neulich ein Radioreporter aus Arizona danach fragte, ob ich den Kampf der Asyl-Bewegung aus politischen oder aus religiösen Gründen unterstütze, antwortete ich mit der Gegenfrage, ob er denn je die Bibel gelesen habe. Wenn ja, wie könne er dann eine derartige Frage formulieren? War Jesus seiner Meinung nach ein politischer oder religiöser Flüchtling, als er vor Herodes Todesschwadronen nach Ägypten floh? Je mehr ich die Bibel lese, desto weniger verstehe ich derartige Fragen.

Dieses neue Bewußtsein und diese neue Identität treten besonders sichtbar in der Revolution von Nicaragua hervor. Im Kampf um den Sturz des Diktators spielten Christen dort eine enorm wichtige Rolle. Und nicht nur das. Historisch einzigartig ist ihre Teilnahme an der Macht und der Verantwortung für den Aufbau einer neuen Gesellschaft. Die drei Priester, die in der sandinistischen Regierung Ministerposten innehaben, sind nur die auffälligste Erscheinung. Gläubige Katholiken arbeiten in den Medien und Basisorganisationen im ganzen Land für eine gerechtere Gesellschaft. Thomas Borge, Innenminister in Managua, drückte besonders deutlich diesen neuen Geist aus, der über den bloßen Dialog und das strategische Bündnis hinausgeht: »Die Revolution kämpft gegen die Theologie des Todes.« Er weiß sehr gut, daß der Kapitalismus sich nicht allein der Todesschwadronen, der Verminung von Häfen oder der Napalmbomben bedient, sondern auch einer hilfsbereiten Theologie. Wer den Marxismus nie als Lehre verstehen konnte, der erblickt in ihm nur eine Bedrohung für Leben und Eigentum; der braucht eine Theologie, die die Opfer neutralisiert, Hunger und Unterdrückung zum Schweigen bringt und die Hoffnung individualisiert. Wer in diesem Kampf Partei ergriffen hat und sich zu der befreienden Kraft Gottes in der Geschichte bekennt, für den ist ein solch

vormarxistisches Verständnis von Theologie in keiner Weise »neutral«, es ist vielmehr eine »teologia de la muerte«!

3. Marxisten hören Christen zu: Was in Erfüllung gehen wird

Jeder, der an dem von mir beschriebenen Prozeß des Dialogs teilgenommen hat, weiß, daß die Christen lange zögerten, ihre marxistischen Genossen zu kritisieren. Sie bestritten sogar, sie irgendetwas lehren zu können. Die allgemeine Einstellung war: Wir — als Bürgerliche, als Christen, als religiös sozialisierte Personen — haben kein Recht dazu, das Wort zu ergreifen oder unsere eigene Tradition einzubringen. Ich glaube allerdings, daß sich diese Haltung jetzt verändert. Vielleicht, weil wir mittlerweile unseren Verpflichtungen nachkommen und uns damit das moralische Recht erworben haben, als Revolutionäre zu sprechen. Durch einen langen und schmerzhaften Prozeß hindurch haben wir gelernt, unsere Tradition sowohl loszuwerden als auch sie uns anzueignen. Jetzt ist es an der Zeit, nicht nur unseren Beitrag zu etwas Bestehendem zu leisten, sondern auch im Sinne des revolutionären Prozesses Vorschläge zu seiner Verbesserung zu machen.

Ich möchte den so formulierten Anspruch mit zwei verschiedenen Beispielen aus heutigen Kämpfen konkretisieren. Das erste bezieht sich wieder auf die Befreiungsbewegungen in Lateinamerika. Das Blut der Märtyrer bezeugt stärker, als Worte je könnten, die Wirklichkeit historischer Kämpfe. Der Sohn von Felipe und Mary Barreda, zweier Führer der Volkskirche in Estele, Nicaragua, sagte nach der Ermordung seiner Eltern durch die Contras: »Sie waren Revolutionäre, um Christen zu sein. Dank ihres Beispiels weiß ich, daß ich kein richtiger Revolutionär sein kann, ohne Christ zu sein und daß ich kein wahrhafter Christ bin, ohne Revolutionär zu sein.«²

Auch meine persönlichen Erfahrungen in der europäischen Friedensbewegung bestätigen entscheidende Veränderungen in der Beziehung zwischen der weltlichen Linken mit ihrer traditionellen Antireligiosität und der religiösen Linken, die jetzt immer sichtbarer hervortritt. Daß die Friedensbewegung weder aus den Gewerkschaften noch aus den Studentenorganisationen hervorgegangen ist, sondern oftmals — zumindest in der Bundesrepublik und in den Niederlanden — aus Teilen der evangelischen Kirche, ist schlichte Tatsache. Ich spüre, daß bekennende Christen heute weitaus mehr respektiert werden, als noch vor fünf Jahren. Die »Gebildeten unter den Verächtern« haben jetzt, seit kurzem erst, zu unterscheiden gelernt zwischen den Theologien der Befreiung — unter denen auch eine Theologie des Friedens keimt — und den christlich-faschistischen Tendenzen, wie sie die schweigende Mehrheit in den Vereinigten Staaten repräsentiert. Meine Überlegungen über sich verändernde Positionen innerhalb des Marxismus sind aus diesen Kämpfen um Frieden und Gerechtigkeit gewachsen. Ich will hier die Veränderungen innerhalb des Marxismus kennzeichnen, die vielleicht — vielleicht auch nicht — der Teilnahme von Christen an diesen Kämpfen geschuldet sind, auf alle Fälle aber den Prozeß des Zusammenwachsens erleichtern.

Eines der brennendsten Probleme für alle, die mit marxistischem Gedanken-

gut vertraut sind, ist die Suche nach denen, die dazu bereit sind, die Gesellschaft umzugestalten. Ich beschränke mich hier auf die Erste Welt: Wer ist heute das revolutionäre Subjekt, in einer Zeit, in der die Industriearbeiter nicht mehr nur ihre Ketten zu verlieren haben. André Gorz hat diese Frage in seinem »Abschied vom Proletariat« angesprochen. Dieser Abschied von der revolutionären Kraft der Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts enthält eine Kritik des orthodoxen Marxismus und seiner Klassenanalyse. Die neuen sozialen Bewegungen, ob sie feministisch, ökologisch oder pazifistisch sind, ob sie ausgehen von ökonomisch, rassistisch oder geschlechtsspezifisch unterdrückten Menschen, sie stehen quer zu den Klassengrenzen. Auch die Brennpunkte des Kampfes haben sich von Fließband und Fabrik zu Überlebenskämpfen außerhalb des Erwerbsbereiches verschoben, wie z.B. Gesundheit, Kinderbetreuung, Erziehung, Sexualität, Wohnung, Verkehr, Miete, Verbraucherrechte und vieles andere. Die Führer dieser Kämpfe sind nicht mehr nur weiße, männliche, großstädtische Erwachsene. Diese Verschiebung von Schwerpunkten und Trägerschaften hat auch orthodoxe marxistische Parteien erreicht und sie zum »Eurokommunismus« bewegt, der sich hauptsächlich in zwei Punkten von den alten kommunistischen Parteien unterscheidet: zum einen in der Anerkennung des parlamentarischen Wahlsystems als Mittel für einen »friedlichen Weg zum Sozialismus« im Unterschied zur Notwendigkeit einer bewaffneten Revolution; zum anderen in der Aufgabe der »Diktatur des Proletariats« — ein mittlerweile indiskutables Konzept. Diese demokratischen Öffnungen verlangen eine Dezentralisierung der Macht. Und diese Tendenz öffnet marxistisches Denken denen, die eine demokratische Kontrolle über die Staatsmacht nicht aufgeben, sondern auf den ökonomischen Bereich ausdehnen wollen. Weitere Veränderungen sind im Gange, die nicht nur die Parteilinien berühren, sondern die allgemeine politische Kultur. Die vielleicht wichtigste Verschiebung im nachstalinistischen Marxismus ist die neue Bewertung von Kultur. Im heutigen marxistischen Denken kommt es zu einem Wiederaufleben von Gramscis Werk; vor allem sein Begriff des »organischen Intellektuellen«, der im Gegensatz zum Avantgarde-Führer steht, zieht Marxisten verschiedener Richtungen an. Eine neue Betonung liegt jetzt auf kulturellen Mitteln des revolutionären Denkens: Kunst, Musik, Philosophie als Selbstaussdruck des Volkes spielen jetzt eine andere Rolle als im klassischen Marxismus mit seiner notorischen Tendenz zum ökonomischen Reduktionismus.

Im Zusammenhang mit dieser Verschiebung zum Kulturellen änderte sich auch das Verständnis von Religion und wird sich noch weiter ändern. Wenn Lokalreporter, Sozialarbeiter oder Ernährungssachverständige in den Bewegungen heute eine neue Rolle spielen, warum sollte das nicht auch der örtliche Priester oder Pastor tun? Religion ist ein hervorragender Faktor der Volkskultur. Warum sollte dann sie nicht als Vehikel revolutionären Denkens dienen? Allein der nicht-organische Intellektuelle oder Theoretiker fühlt sich der Religion überlegen; allein dieses weiße, männliche, großstädtische, kulturell bürgerliche, gebildete, abstrahierte Wesen betrachtet die Religion als etwas Minderwertiges und verbindet sie mit Geschlecht, Hautfarbe oder allgemein mit voraufgeklärten Phasen der menschlichen Geschichte. Jedes selbstkritische

Verständnis von Marxismus muß heute dagegen zugeben, daß der Atheismus Affinitäten zu einer gewissen Klasse hat, die Vernunft, Leistung, Produktivität und Fortschritt zu hoch veranschlagt. Wenn Marxisten sich nunmehr von diesen traditionellen Positionen abwenden, dann ist dies kein bloß taktisches Manöver, um ein paar nützliche Idioten zu gewinnen. Ich sehe darin eher ein langsames Bewußtwerden der Wirklichkeit einer immanenten Transzendenz im Leben der Menschen. Sie erkennen zunehmend den Zustrom an Kraft von der Quelle des Lebens, traditionell Gott genannt. Was unseren Priestern und Missionaren nicht gelungen ist, nämlich die Bekehrung von Sozialisten zu einem Gott der »Fülle des Lebens« für alle, das könnte den Genossen mit Mit-Opfern im Kampf noch gelingen. Vielleicht haben Christen zum ersten Mal im historischen Kampf der Enterbten die Chance, Gott sichtbarer zu machen, vor allem für jene, die dazu bereit sind, ihr Leben für die geringsten ihrer Schwestern und Brüder zu geben.

Nachdenkliche Marxisten fragen sich heute, ob die historische Verbindung zwischen Marxismus und Atheismus noch notwendig ist. Ob die Aufforderung, Gott, Religion und alles Heilige aufzugeben, nicht auch denen in die Hände spielt, die den Status quo aufrecht erhalten. Reagan und Gorbatschow teilen unter anderem die Auffassung, Religion und Sozialismus seien unvereinbar. Die politische Kultur ihrer Untertanen ist aber mit Sicherheit anders als diese ideologischen Behauptungen — ebenso wie die religiöse Kultur einer größeren Hoffnung und tieferen Liebe. In den siebziger Jahren verkündete Fidel Castro, daß die Revolution nicht gegen oder ohne die Christen stattfinden würde, sondern nur mit ihnen. Am Ende der siebziger Jahre erreichte die Revolution Nicaragua. Was seitdem dort geschehen ist, ist unumkehrbar. Natürlich weiß ich von der Möglichkeit, das nicaraguanische Volk niederzubomben, mit Napalm zu verbrennen, zu verminen, zu vergewaltigen und zu töten. Aber der Geist, der jetzt die Menschen in Nicaragua ergriffen hat, geht weit über das »aufgeklärte Eigeninteresse« eines marxistischen Ethikers hinaus. Sie sind bereit, für die Revolution zu sterben. Ich spüre, daß die rationale Sprache der Theorie den Funken dieses Geistes, der sie leben und — wenn notwendig — sterben macht, nicht ganz fassen kann. Um wirklich zu verstehen, was dort und an so vielen anderen Orten vor sich geht, brauchen wir eine andere Sprache. Sogar hartgesottene Marxisten ahnen etwas von diesem Funken.

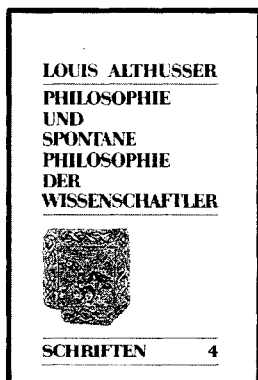
Es wird vielleicht eine Zeit kommen, in der die Theologie des Todes herrscht und ausbeutet, militarisiert und die gesamte Welt samt ihrer Umgebung im Erstschock anzündet. Man wird den Tod dann als wahren Herrscher verehren und ihn anbeten, nicht nur im Pentagon, sondern auch in Neuseeland, El Salvador, den Niederlanden und sonstwo. Der Marxismus wird in dieser Zeit absoluter Destruktion mehr brauchen als eine rationale Theorie. Wir alle brauchen an einem bestimmten Punkt unserer individuellen, nationalen und weltweiten Geschichte etwas jenseits der Kreuzigung. Dies sage ich nicht triumphierend, sondern mit Angst und Zittern. Ich würde mir wünschen, meine marxistischen Freunde könnten mit mir an die Auferstehung der Toten glauben — um weiterzugehen, fortzuschreiten unter dem Schatten der Kreuze um uns herum.

Wenn der Namen von Märtyrern in Kirchen oder öffentlichen Versammlungen gedacht wird, antwortet das Volk in Lateinamerika nach der Nennung der Namen: »presente« — anwesend. »Oscar Romero?« »Presente.« »Ita Ford?« »Presente.« Das ist ein machtvolleres Symbol dieser neuen Identität. Es ist eine Bejahung der Auferstehung — ohne platonischen Überbau. Es ist eine Einladung der christlichen Gemeinschaft an ihre marxistischen Schwestern und Brüder, eine Aufforderung, ihren intellektuellen Atheismus zu überwinden und den Gott des Lebens zu bejahen. Die Zeit dieser Liturgie ist jetzt da. »Karl Marx?« »Presente!«

Aus dem Englischen übersetzt von Gabi Mischkowski

Anmerkungen

- 1 Aus: Dorothee Sölle: fliegen lernen. Gedichte. West-Berlin 1979.
- 2 Vgl. meinen Bericht: The Barredas: A Christmas Legend of Nicaragua. In: Christianity and Crisis, 12/1985.



Louis Althusser Philosophie und spontane Philosophie der Wissenschaftler

Einer der politischen Schlüsseltexte des französischen »Vor-Mai«, der die studentische Wissenschaftskritik entscheidend mitgeprägt hat. Althusser zeigt, daß Wissenschaften und Ideologien keine getrennten Bereiche bilden, daß vielmehr die Wissenschaftlichkeit der wissenschaftlichen Praxis stets Gegenstand eines politischen Kampfes ist. Diese deutsche Erstveröffentlichung eröffnet eine Ausgabe der Schriften Althussters, die theoretisch, politisch und biographisch wichtigen Texte langfristig zugänglich machen soll.

180 Seiten, br., 24,- DM

Volker Schubert

Vergesellschaftung als Vereinzelung

Thesen zum Identitätsbegriff*

Geht man davon aus, daß die anhaltende Konjunktur des sozialwissenschaftlichen Identitätsbegriffs nicht nur eine Modeerscheinung darstellt, so stellt sich die Frage, aus welchen alltäglichen Problemen und Erfahrungen er seine Evidenz bezieht und wie sich diese Probleme gesellschaftstheoretisch begreifen lassen. Wenn von der Identität eines Individuums, von Ich-Identität, von kultureller, nationaler oder weiblicher Identität die Rede ist, werden ganz unterschiedliche Sachverhalte angesprochen, die nur selten in ein klar definiertes Verhältnis zueinander gesetzt werden: die Integration in einen gesellschaftlichen Zusammenhang und die Individualität, die Zugehörigkeit zu einer Gruppe und das Bewußtsein von sich selbst, die Gesellschaftlichkeit eines Individuums und eine individuelle psychische Leistung.

Ich möchte in diesem Beitrag versuchen, anknüpfend an die diesbezügliche sozialwissenschaftliche Terminologie, die Umrisse eines Identitätsbegriffs zu skizzieren, der es erlaubt, den Problemzusammenhang »Identität« sowohl von der historisch-gesellschaftlichen als auch von der psychologischen Seite neu aufzunehmen. Meine Kernthese dabei lautet: Im Identitätsbegriff artikuliert sich implizit ein in der Praxisform der individuellen Reproduktion begründetes historisch-spezifisches Verhältnis der Individuen zu ihrem gesellschaftlichen Zusammenhang, das von ihnen eine besondere Form der Organisation ihrer allgemeinen Orientierungstätigkeit verlangt. Daß der Identitätsdiskurs fast wie von selbst — und oft gegen ausdrücklich geäußerte Intentionen — Widersprüche zum Verschwinden zu bringen droht, wird dabei weniger dem Begriff selbst angelastet, sondern als Resultat der gesellschaftlichen Anforderungsstruktur, auf die er sich bezieht, begreifbar zu machen versucht.

1. Identität — ein soziologischer und ein psychologischer Begriff

Bekanntlich läßt sich jeder Gegenstand zum Zwecke seiner Identifikation einerseits Klassen gleichartiger Gegenstände zuordnen und andererseits in seiner jeweiligen Unverwechselbarkeit bestimmen. Ganz ähnlich kommt auch einem Individuum Identität zunächst dadurch zu, daß es von anderen als Teil gesellschaftlicher Gruppen und als einzelnes identifiziert werden kann. Es ist z.B. einerseits Bürger der Bundesrepublik Deutschland, Hochschulabsolvent, männlich, Lehrer, arbeitslos, Gewerkschaftsmitglied usw.; es hat andererseits einen eigenen Namen, ein Geburtsdatum, eine individuelle Biographie, ein bestimmtes Aussehen und zeichnet sich durch bestimmte Verhaltensweisen und Eigenschaften aus. In der neueren soziologischen Diskussion werden diese bei-

* Der Beitrag knüpft an Überlegungen an, die ich an anderer Stelle ausführlicher dargestellt und belegt habe (vgl. Schubert 1984).

den Seiten des Identifizierungsprozesses — von seinem Ergebnis her — als soziale und persönliche Identität thematisiert (vgl. Goffman 1975). Beide Termini beziehen sich, wenn auch in unterschiedlicher Akzentuierung, zunächst auf das Individuum, wie es sich für andere in unterschiedlichen Handlungskontexten darstellt. Während mit sozialer Identität die Subsumtion von Personen unter Kategorien, ihre Identifizierung durch allgemeine Begriffe gefaßt wird, bezeichnet persönliche Identität die entgegengesetzte kognitive Tätigkeit: das Erkennen und Wiedererkennen einzelner Personen in ihrer Unverwechselbarkeit und Einzigartigkeit (vgl. Reck 1981, 14). Die Identität eines Individuums ist also zunächst Identität für andere, heute nicht zuletzt für die Polizei und die Justiz, für staatliche und private Institutionen, die es ihnen ermöglicht, eine Person zu identifizieren, für ihr Handeln verantwortlich zu machen und zur Rechenschaft zu ziehen.

Damit deutet sich auch schon der grundlegende Unterschied zwischen der Identität eines Individuums und der eines beliebigen Gegenstandes an. Die Individuen müssen sich zu den an sie herangetragenen Identitäten aktiv verhalten; sie müssen sich mit ihnen identifizieren oder ihnen gegenüber selbst aktiv Stellung beziehen. Insofern sind mit jeder Identität immer auch Erwartungen an ein Individuum und Anforderungen verbunden. Es soll sich gemäß seiner sozialen Identität — als Lehrer, Gewerkschaftsmitglied usw. — verhalten, und es soll seine persönliche Identität wahren und für andere als einzelnes mit den entsprechenden individuellen Merkmalen, Eigenschaften, Verhaltensweisen identifizierbar bleiben. Soziale Identitäten sind (entgegen manchen mißverständlichen Formulierungen in der Literatur) keineswegs willkürlich gesetzt oder nur normativ bestimmt. Die berufliche Identität z.B. bezeichnet eine durch die Arbeitsaufgaben und die Arbeitssituation innerhalb bestimmter gesellschaftlicher Verhältnisse mehr oder minder klar strukturierte soziale Identität, auf die ein Individuum eingehen muß, wenn es seine Teilhabe an dem entsprechenden gesellschaftlichen Zusammenhang nicht gefährden will. Auch in einer persönlichen Identität artikulieren sich in diesem Sinne gesellschaftliche Anforderungen, allerdings nicht solche, die sich auf das Individuum als Funktionsträger, als Mitglied einer Gruppe von Menschen o.ä. beziehen, sondern auf das Individuum als Individuum, das zumindest in dieser Gesellschaft jederzeit eine Biographie vorweisen, sich legitimieren und verantworten können muß. Wer seine persönliche Identität verleugnet oder gar fälscht, wird sich nicht nur unglaubwürdig machen, sondern u.U. sogar juristisch (etwa als »Hochstapler«) belangt werden.

Erikson, der den Begriff der Ich-Identität wesentlich geprägt hat, spricht von ihr als einem Prozeß, »der im Kern des Individuums 'lokalisiert' ist und doch auch im Kern einer gemeinschaftlichen Kultur« (1974, 18) und der »sowohl ein dauerndes inneres Sich-Selbst-Gleichsein wie ein dauerndes Teilhaben an bestimmten gruppenspezifischen Charakterzügen umfaßt« (1966, 124). Offenbar geht es ihm bei diesem Konzept darum, den — in den Worten von Galperin (1980, 185) — »althergebrachten Solipsismus der bürgerlichen Psychologie« zu überwinden, um auch der sozialen Realität »als einer durchdringenden Aktualität« (Erikson 1974, 20) in der psychologischen bzw. psychoanalyti-

schen Interpretation gerecht werden zu können. Allerdings gelingt ihm dies nur, indem er — in stark biologisierender Betrachtungsweise (vgl. dazu z.B. Bilden 1977, 49f.) — von einer prinzipiellen Übereinstimmung von individueller Entwicklung und gesellschaftlichen Verhältnissen ausgeht (einer Übereinstimmung, deren Brüchigkeit auch er immer wieder eingestehen muß) und indem er das Individuum und seine Identität recht umstandslos an *einen* gesellschaftlichen Zusammenhang bindet. Damit verfehlt er aber gerade das, was er z.T. selbst und was vor allem andere Autoren nach ihm als charakteristisch für die Ich-Identität herausgearbeitet haben: daß nämlich der einzelne hier ein »dauerndes Sich-Selbst-Gleichsein« relativ unabhängig von seinen verschiedenen, wechselnden gesellschaftlichen Partizipationen herstellen muß.

Dagegen geht Krappmann (1971), ähnlich wie Habermas (vgl. z.B. 1973), gerade von den Widersprüchen und Diskrepanzen zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Anforderungen und Erwartungen — wie sie sich in der persönlichen Identität und den verschiedenen sozialen Identitäten eines Individuums artikulieren — aus, die den einzelnen erst einen Handlungs- und Interpretationsspielraum eröffnen, den sie nach Maßgabe ihrer eigenen Ansprüche und Bedürfnisse für die Etablierung und Aufrechterhaltung einer eigenen individuellen Autonomie nutzen können und, wenn sie ihre Identität sichern wollen, letztendlich auch müssen. Während Identität für Erikson wesentlich eine Eigenschaft darstellt, die ein Individuum mit der Integration in eine Gesellschaft kraft seiner Zugehörigkeit zu einer gesellschaftlichen Gruppe erwirbt, begreift Krappmann sie als eine, angesichts divergierender Erwartungen anderer und ständig wechselnder biographischer Aufgaben, stets aufs neue zu erbringende individuelle Balance-Leistung.

Ottomeyer nimmt einige zentrale Argumente der Kritischen Psychologie auf, wenn er gegenüber dem gesellschaftstheoretisch etwas vagen Interaktionsbegriff von Krappmann und anderen Autoren aus dem Umkreis des Symbolischen Interaktionismus auf die grundlegende Bedeutung der (unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen vielfach »abgeschnittenen«) »Koorientierung der Perspektiven in kooperativ-produktvermittelten Zusammenhängen« (Ottomeyer 1980, 164) im Prozeß der Bildung und Aufrechterhaltung von Ich-Identität aufmerksam macht (ein Aspekt, der bei Erikson immerhin am Rande berücksichtigt wird). Identität erscheint bei Ottomeyer als ein allgemein-menschliches Vermögen, das sich in der durch andere vermittelten, kooperativen Auseinandersetzung mit Natur und »Umwelt« herausbildet und nur insofern von der Spezifik der gesellschaftlichen Produktionsweise tangiert wird, als es der Kapitalismus zunehmend »unterdrückt, verstümmelt, aber nicht völlig unerfahrbar macht« (Ottomeyer 1980, 163). Es läßt sich jedoch zeigen, daß die für uns selbstverständlich gewordene Anforderung, eine individuelle oder Ich-Identität auszubilden, nicht in allen Gesellschaftsformen gleichermaßen existiert. Es gab und es gibt z.T. heute noch Gesellschaften, die eine Ich-Identität nicht kennen oder ihr zumindest nicht die Bedeutung zumessen, die sie heute für uns hat (vgl. etwa Wulff 1972, Müller 1977 oder Böhm 1983). Die »elementaren Synthetisierungsleistungen« (Ottomeyer 1974, 87) bei der Integration von sozialer Identität bzw. von verschiedenen sozialen Identitäten

und persönlicher Identität obliegen hier, soweit sie überhaupt eine Aufgabe darstellen, nicht dem einzelnen Individuum, sondern der Gemeinschaft, ihren Riten, Traditionen usw.

Ein Begriff des historisch-spezifischen Verhältnisses der Individuen zu ihrem gesellschaftlichen Zusammenhang, das dem Identitätskonzept zugrundeliegt, ist zugleich auch Voraussetzung für ein angemessenes Verständnis der psychologischen Seite des Problemzusammenhangs »Identität«. Denn wenn es richtig ist, daß die psychische Entwicklung beim Menschen wesentlich als Aneignungsprozeß gefaßt werden muß, der vor allem vom anzueignenden Gegenstand — also im umfassendsten Sinn: von den jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen und den in ihnen als individuelle Entwicklungsaufgaben vergegenständlichten menschlichen Fähigkeiten, Tätigkeitsformen, Bedürfnissen usw. — präformiert ist (vgl. Leontjew 1973), so muß zunächst nach den spezifischen gesellschaftlichen Verhältnissen gefragt werden, die eine Formierung der Individuen in der Form der individuellen Identität (mit diesem Terminus kennzeichne ich hier und im folgenden die besondere historisch-gesellschaftliche Anforderungsstruktur) allererst notwendig und möglich machen, bevor dann — in einem zweiten Analyseschritt — die psychische Gestalt näher untersucht werden kann, in der diese Anforderungsstruktur von den Individuen (als Ich-Identität) konkret realisiert wird.

2. Individuelle Reproduktion und die Form der individuellen Identität

Die Entwicklung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft bringt nicht nur veränderte und sukzessive auch erhöhte Qualifikationsanforderungen im Bereich der gesellschaftlichen Arbeit mit sich, sondern darüber hinaus auch eine ganze Reihe von Aufgaben und Anforderungen, die sich auf die Organisation des Gesamtprozesses der alltäglichen Lebenstätigkeit und die Wahrnehmungs- und Denkweisen, das Selbst- und Weltverständnis der Individuen beziehen. In der Terminologie der »politischen Ökonomie des Ausbildungssektors« gesprochen: Die kapitalistische Produktionsweise verlangt nicht nur, daß die Arbeitskraft als Ware Gebrauchswert für das Kapital besitzt, sondern setzt zugleich auch voraus, daß der Besitzer dieser Ware sie und sich selbst als Individuum eigenständig erhalten und reproduzieren kann. Als »freier Eigentümer seines Arbeitsvermögens, seiner Person« (MEW 23, 182), kann der »doppelt freie Lohnarbeiter« (vgl. ebd., 183), der außerhalb des Arbeitsverhältnisses auf sich allein gestellt ist, seinen gesellschaftlichen Zusammenhang nur mehr über den Austausch von Ware und Geld vermitteln; seine Reproduktion fällt nicht mehr unmittelbar mit der des Gemeinwesens zusammen, sondern muß von ihm individuell organisiert werden. Das Verhältnis der Individuen zu ihrem gesellschaftlichen Zusammenhang verändert sich damit grundlegend. Die persönlichen Abhängigkeiten vorbürgerlicher Gemeinwesen sind sachlichen, unpersönlichen Abhängigkeiten gewichen, in denen sich die einzelnen auf sich allein gestellt zurechtfinden müssen. Damit gewinnen sie eine neue, selbständige Stellung gegenüber der Gesellschaft. Ihre Lebenserhaltung wird zu einer individuellen Aufgabe, die sie vom Gemeinwesen trennt oder zumindest nicht mehr

naturwüchsig mit ihm zusammenbindet. Vom Standpunkt der individuellen Reproduktion (die freilich nur *eine* zentrale Praxisform unter anderen Praxisformen darstellt) tritt so der gesellschaftliche Zusammenhang »dem einzelnen als bloßes Mittel für seine Privatzwecke entgegen, als äußerliche Notwendigkeit« (Marx 1953, 6). Der »vereinzelte einzelne« (vgl. ebd.) muß sich als »selbständiges Zentrum der Zirkulation« (ebd., 322) gegenüber dem gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang formieren, um die für seine Lebenserhaltung unerläßliche Teilhabe an verschiedenen gesellschaftlichen Zusammenhängen (Markt, Arbeit, aber auch Geselligkeit, Freundschaft usw.) individuell sichern und gestalten und seinem Leben von sich aus Form und Kontinuität verleihen zu können.

Daher gehören zu den notwendigen »Qualifikationen zur individuellen Reproduktion« nicht nur Kenntnisse über die wichtigsten Bereiche des gesellschaftlichen Lebens, Fertigkeiten wie Rechnen, Lesen, Schreiben, allgemeine kognitive und kommunikative Fähigkeiten zur Analyse verschiedener Situationen, zur situationspezifischen Anwendung gesellschaftlicher Normen usw., vorausschauendes Denken, Planungsfähigkeit für den individuellen Lebensbereich, Empathie und Verhaltensweisen wie Konkurrenz und Egoismus (vgl. dazu Auernheimer 1977 und 1980 sowie Auernheimer u.a. 1979), sondern auch und vor allem das Vermögen, selbständig eine Ordnung des eigenen Lebens herzustellen und eine unmittelbar nicht gegebene Konstanz und Kontinuität in die Beziehungen zur »Außenwelt« und zu sich selbst zu bringen. Insofern stellt die in dieser Gesellschaft für alle Individuen verbindliche Praxis der individuellen Reproduktion den Bezugsrahmen dar, der die Ausbildung individueller Identität allererst möglich und notwendig macht.

3. Ich-Identität: Orientierung in Orientierungsgrundlagen

»Die psychische Tätigkeit ... ist ihrer allgemeinsten und ihrer hauptsächlichsten Lebensfunktion nach nichts anderes als eine orientierende Tätigkeit. Bei den aktiven Lebewesen wird sie zur führenden Tätigkeit, da das Wichtigste und Schwierigste im Verhalten darin besteht, sich in den Handlungen erfordernden Umständen richtig zu orientieren und danach diese Handlungen richtig zu orientieren.« Mit dieser These hat Galperin (1980, 195) versucht, die Frage nach der Spezifik der psychischen Tätigkeit, ihrem »operativen Inhalt« (ebd., 189) neu und umfassend zu beantworten und damit die erkenntnisleitenden Auffassungen der »kulturhistorischen Schule« zu präzisieren. Orientierungstätigkeit in diesem Sinne ist keineswegs auf erkennende Tätigkeit beschränkt; auf die Untersuchung der Situation »folgen die Wertung ihrer verschiedenen Objekte ..., die Klärung der möglichen Bewegungsrichtung, das Abschätzen der eigenen Handlungen und schließlich die Steuerung der Handlungsausführung« (ebd., 112). Bedürfnisse, Gefühle und Wille sind so gesehen verschiedene Formen der Orientierungstätigkeit. »Bedürfnisse bedeuten nicht nur Stimuli zum Handeln im äußeren Milieu, sie bestimmen auch die selektive Beziehung gegenüber den Objekten des Milieus im voraus und zeichnen die allgemeine Richtung der Handlungen auf das vor, woran es dem Subjekt mangelt

und wonach es ein Bedürfnis empfindet« (ebd., 113). Ganz ähnlich begreift Galperin Gefühle als »Orientierung mit Affektcharakter« und den Willen als Form der Orientierung »in Situationen, in denen weder eine intellektuelle noch eine affektive Wertung ausreichend ist« (ebd., 114). So wenig Orientierungstätigkeit also ausschließlich kognitiv ist, so wenig ist sie immer bewußte Tätigkeit. Bewußtsein, »die Empfindung der eigenen psychischen Tätigkeit«, ist »keine allgemeine Eigenschaft der psychischen Prozesse«; »viele im seelischen Leben bleibt ... außerhalb der Grenzen der Selbstbeobachtung, es wird nicht bemerkt, obgleich es unzweifelhaft als Widerspiegelung der objektiven Situation und des ablaufenden Prozesses beteiligt ist« (ebd., 62). Anders als das Tier berücksichtigt der Mensch bei seiner Orientierungstätigkeit freilich »nicht allein die Wahrnehmung der Gegenstände, sondern auch die von der Gesellschaft angesammelten Kenntnisse über sie, und nicht nur ihre natürlichen Eigenschaften und Beziehungen, sondern auch ihre soziale Bedeutung und die gesellschaftlichen Formen der Beziehung zu ihnen« (ebd., 172). Die Orientierungstätigkeit bezieht sich hier auf die historisch-gesellschaftliche Umwelt, die den Individuen zur Aneignung aufgegeben ist (vgl. Leontjew 1973).

In der damit knapp skizzierten theoretischen Perspektive läßt sich, wie ich meine, auch die psychologische Seite des Problemzusammenhangs »Identität« neu begreifen. Wenn die Form der individuellen Identität eine historisch-spezifische Anforderungsstruktur beschreibt, so läßt sich die psychische Formierung der Individuen gemäß dieser Anforderungsstruktur als Ergebnis der Auseinandersetzung mit einem bestimmten Komplex von Orientierungsaufgaben fassen. Ich-Identität (die Form der individuellen Identität in ihrer »psychologischen Wirklichkeit«) wäre demnach eine besondere Form der Organisation der allgemeinen Orientierungstätigkeit.

Wie läßt sich nun aber diese besondere Form als psychischer Prozeß denken und was macht ihre je individuelle Spezifik aus? — Um diese Frage beantworten zu können, möchte ich Galperins Analyse der Orientierungstätigkeit um einen von ihm selbst in anderem Zusammenhang formulierten Gesichtspunkt erweitern. Wie jede Tätigkeit braucht auch die Orientierungstätigkeit so etwas wie einen »Plan« und ein »Ziel«; sie setzt eine »mehr oder weniger klare Festlegung von Aufgaben« voraus: »Untersuchung der Situation, Bestimmung des aktuellen Bedürfnisobjekts, Klärung des Weges zum 'Ziel', Kontrolle und Korrektur, das heißt, Regulierung der Handlung während der Ausführung« (Galperin 1980, 85). Anders gesagt (und hier nehme ich einen Begriff auf, den Galperin in seiner lerntheoretischen Konzeption geprägt hat — vgl. Galperin 1969): jede Orientierungstätigkeit braucht Orientierungsgrundlagen. Diese Orientierungsgrundlagen müssen nicht unbedingt bewußt sein — »Plan« und »Ziel« der Orientierungstätigkeit können sich als Bedürfnisse, Wünsche, unbewußte Strebungen usw. äußern —, aber sie sind unerläßlich für die Orientierungstätigkeit. Alle Individuen verfügen mithin über einen Vorrat von kognitiven oder affektiven, bewußten oder nicht-bewußten Orientierungsgrundlagen, die sie sich im Laufe ihres Lebens in der Auseinandersetzung mit verschiedenen Aufgaben in verschiedenen gesellschaftlichen Zusammenhängen angeeignet haben und die sich dementsprechend jeweils auf bestimmte Situationen,

Aufgaben, Verhaltensanforderungen usw. beziehen. Mit der Anforderung, individuelle Identität auszubilden und aufrechtzuerhalten, sieht sich das Individuum nun zusätzlich mit der Aufgabe konfrontiert, jenseits solcher, auf einzelne gesellschaftliche Handlungszusammenhänge bezogener Orientierungsgrundlagen ein *System von Orientierungsgrundlagen* zu konstruieren, das den Gesamtzusammenhang seines Lebens betrifft. Denn um sich in wechselnden sozialen Partizipationen als »einheitliche Zentrale« formieren und behaupten zu können, braucht es relativ einheitliche Bezugspunkte für seine individuelle Orientierung — Ziele, Perspektiven, ein »Bild« von sich selbst und seiner Stellung im gesellschaftlichen Zusammenhang —, die ein »Gefühl« von relativer Einheitlichkeit im Handeln und Erleben und eine einigermaßen konstante Beziehung zu sich selbst und den eigenen Reproduktionsinteressen überhaupt erst begründen können. Diese Orientierung in Orientierungsgrundlagen bezeichnet den eigentlichen Inhalt der psychischen Tätigkeit »Ich-Identität«.

Psychologisch läßt sich Ich-Identität also als eine besondere Form der Organisation der allgemeinen Orientierungstätigkeit begreifen, die gleichermaßen prozessuale und relativ statische Elemente umfaßt: die *Fähigkeit*, vermittels innerer Tätigkeit die in verschiedenen Lebensbereichen angeeigneten Orientierungsgrundlagen selbständig zu ordnen, zu hierarchisieren und in einem einigermaßen festgefügteten, bei Bedarf gleichwohl veränderbaren System von Orientierungsgrundlagen zu zentrieren, das als verhältnismäßig stabilisierte *Eigenschaft* erst das »Gefühl« einer inneren Kontinuität verbürgen kann.

Entscheidend für eine konkrete Ich-Identität — für das Maß an Selbstbehauptung, das sie ermöglicht, für die Art der Grenzen, die in ihr anderen Dingen und Menschen, Gedanken und Gefühlen gegenüber abgesteckt sind, usw. — ist, *welche* Inhalte in ihr *wie* angeordnet sind. Insofern stellen Ich-Identitäten stets auch Kampfplätze unterschiedlicher gesellschaftlicher und politischer Anforderungen, Ansprüche, Interessen und der damit verbundenen Orientierungen dar, die die Individuen zumindest soweit ausgleichen (balancieren, ignorieren, verarbeiten, verdrängen usw.) müssen, wie dies zur Aufrechterhaltung ihrer individuellen Zurechnungsfähigkeit und Selbstverantwortlichkeit notwendig ist.

4. Der Zusammenhang von Individuum und Gesellschaft als Problem des »vereinzelten einzelnen«

Wenn heute von Identität, Identitätsbildung, Identitätskrise oder Identitätsverlust, von sozialer (beruflicher, kultureller, nationaler usw.) oder persönlicher Identität die Rede ist, so sind damit im Kern offenbar Probleme angesprochen, die alle mit der Selbstidentifikation des Individuums als gesellschaftlichem Wesen zusammenhängen. Die Identifikation des Individuums als Teil des gesellschaftlichen Zusammenhangs, eine zunächst gesellschaftliche Aufgabe, ist mit der Entwicklung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft zunehmend zu einer Aufgabe des Individuums geworden. Das Identitätsproblem hat sich im historischen Prozeß gewissermaßen psychologisiert. Der Zusammenhang von Individuum und Gesellschaft wird zum Problem des »vereinzelten einzelnen«.

Der Begriff der *Form der individuellen Identität* faßt diesen Sachverhalt als historisch-spezifische Anforderungsstruktur: Die Individuen müssen von sich aus eine unmittelbar nicht gegebene Konstanz und Kontinuität in ihr Handeln, Denken und Erleben bringen, um ihren unentbehrlichen Zusammenhang mit der Gesellschaft von sich aus herstellen oder zumindest sichern zu können. In seiner ganzen Schärfe stellt sich das Problem aus der Perspektive all derer, die noch — als Jugendliche ohne Lehrstelle, als Berufsanfänger ohne Arbeitsplatz usw. — oder wieder — als Arbeitslose — von relevanten (den in dieser Gesellschaft relevantesten) gesellschaftlichen Zusammenhängen ausgeschlossen bleiben: Sie sind »gesellschaftliche Wesen«, die sich ihre Gesellschaftlichkeit erst erkämpfen müssen. — Das Konzept der *Ich-Identität* versucht zu verstehen, wie die Individuen mit dieser Anforderungsstruktur psychisch zurechtkommen: vermittelt eines — so lautete meine These — übergreifenden Systems von Orientierungsgrundlagen, das sich auf eine (abstrakte) Gesamtheit tatsächlicher und möglicher gesellschaftlicher Partizipationen eines Individuums bezieht.

Daß die Sicherung des Zusammenhangs von Individuum und Gesellschaft und die Identifikation des Individuums im gesellschaftlichen Zusammenhang wesentlich zu einer Aufgabe des Individuums selbst geworden ist, bedeutet allerdings nicht, daß damit die gesellschaftlichen Identifizierungen bedeutungslos geworden wären. Die sozialen Identitäten eines Individuums und die damit verbundenen Orientierungen bilden bis heute zumindest *eine* zentrale Grundlage für die Konstruktion von Ich-Identität. Ebenso wie die persönliche Identität liefern sie wichtige, wenn nicht entscheidende Orientierungen, die von den Individuen als Basis oder als »Material« für die Konstruktion eines übergreifenden Systems von Orientierungsgrundlagen genutzt werden können. Auch hier befinden sich die vom Prozeß der gesellschaftlichen Arbeit Ausgeschlossenen in einer besonders schwierigen Situation. Denn mit dem Zugang zu diesem zentralen Bereich des gesellschaftlichen Lebenszusammenhangs bleiben ihnen nicht nur wichtige gesellschaftliche Identifizierungen und Möglichkeiten für die Herausbildung entsprechender Orientierungen verschlossen, sondern zugleich eine entscheidende Dimension gesellschaftlicher Wirklichkeit, in dem sich die konkreten Ich-Identitäten, die jeweiligen Formen, sich in Orientierungsgrundlagen zu orientieren, in der kooperativen Auseinandersetzung mit konkreten Aufgaben bewähren können, sich überprüfen und mit Wirklichkeitserfahrung anreichern lassen usw. Die Selbstidentifikationen bleiben so häufig ohne inhaltlichen Bezug, in — im Marxschen Sinne — »bornierten« Familien- und Verwandtschaftsverhältnissen befangen (vgl. auch Wulff 1980), an gängigen Moden oder abstrakten Idealen orientiert und pendeln womöglich haltlos zwischen Gefühlen wie »Ohnmacht und Größenwahn« (Bernhard Lasahn) hin und her. Schließlich besteht auch die Gefahr, daß immer mehr Individuen — mangels zugänglicher Alternativen in ihrem sozialen Zusammenhang — in vermeintlich »ursprünglichen« sozialen Identitäten Zuflucht suchen: etwa in ihrer »Männlichkeit« (als einer ideologisch formierten Artikulationsform geschlechtlicher Identität), im Nationalismus und Fremdenhaß (»nationale Identität«) oder gar im Rassismus. Die Anfälligkeit von Jugendli-

chen für neo-faschistische Machenschaften ist dafür nur ein besonders drastisches Indiz.

All dies gilt freilich — wenn auch im allgemeinen wohl in abgeschwächter Form — für tendenziell alle Individuen in dieser Gesellschaft. Denn immer mehr Individuen sind von Arbeitsplatzverlust zumindest bedroht; immer mehr traditionelle Bindungen werden zerstört (man denke etwa an die erzwungene regionale Mobilität); für immer mehr Individuen wird ihr Verhältnis zu gesellschaftlichen Zusammenhängen offenbar derart prekär, daß sie sich nurmehr durch einen völligen Rückzug in die Privatsphäre zu helfen wissen (was allerdings ihre Lage schließlich noch problematischer macht); für immer mehr Individuen stellt die Aufgabe, Ich-Identität auszubilden und angesichts vielfältiger struktureller Abhängigkeiten aufrechtzuerhalten, ganz offensichtlich eine Überforderung dar. Auf der anderen Seite bietet eben diese Aufgabe und die mit ihr verbundene Möglichkeit individueller Selbstbestimmung auch heute noch Chancen individueller und gesellschaftlicher Emanzipation, die nicht zuletzt auch politisch immer wieder durchgesetzt werden müssen. Vor allem Frauen sind bis heute häufig gezwungen, ihren Anspruch, sich als Individuen in ihrer Stellung zum gesellschaftlichen Zusammenhang selbst zu definieren und eine eigene, eine Ich-Identität auszubilden und zu behaupten, selbst erst aktiv — individuell oder im gemeinsamen (politischen) Handeln — zur Geltung zu bringen. Die vorgegebenen sozialen Identifikationen, die die Frauen auf eine bestimmte »weibliche Identität« festlegen wollen, erscheinen hier als Hindernisse, die einer bewußten eigenen Selbstidentifikation im Weg stehen. Ganz ähnlich sehen sich viele Ausländer, die bei uns leben und arbeiten, zumal jugendliche, bei ihrem Bemühen, sich als Individuen in dieser Gesellschaft eigenständig zu definieren und selbst zu entscheiden, welche »kulturelle Identität« sie für die Konstruktion eines eigenen übergreifenden Systems von Orientierungsgrundlagen nutzen wollen, durch vorgängige soziale Identifikationen (eben als »Ausländer«) behindert. — Ob die *eigene* individuelle Identität den Individuen tatsächlich neue Handlungsmöglichkeiten erschließt und in ihrem Interesse genutzt werden kann, hängt allerdings davon ab, inwieweit in der Auseinandersetzung um diese Identität neue tragfähige *gesellschaftliche* Identifikationen mit den entsprechenden Orientierungen entwickelt werden können. Denn wo solche übergreifenden gesellschaftlichen Orientierungen und Perspektiven fehlen, wird die individuelle Emanzipation fast unweigerlich in der Privatform erstarren, und die Ich-Identität früher oder später zu bornierter Ich-Eingeschlossenheit gerinnen, die nur um den Preis rigider Ausgrenzung alles »Fremden« aus der einmal erreichten Selbstidentifikation bestehen kann. Freilich kann dies weniger den Individuen angelastet werden als einer Gesellschaft, die die einzelnen immer wieder auf sich selbst zurückwirft.

Literaturverzeichnis

- Auernheimer, Georg, 1977: Mündigkeit und Allgemeinbildung als Erziehungsanforderungen der bürgerlichen Gesellschaft. In: Demokratische Erziehung 3, 291-304
- ders., 1980: Die Vergesellschaftung der Erziehung. In: Karl-Heinz Braun (Hrsg.): Materialistische Pädagogik. Beiträge zu ihren Grundlagen und Gegenstandsbereichen. Köln, 35-55

- Auernheimer, Georg, Wolfgang Böhnke, Günter Dörr, Volker Schubert, 1979: Reproduktionsqualifikation als eine Determinante von Pädagogik und Bildungspolitik. Zur kategorialen Erfassung von Entwicklungen im Bildungsbereich unter besonderer Berücksichtigung der Sonderpädagogik. In: 30 Jahre Bildungspolitik. Argument-Sonderband 38. West-Berlin, 88-109
- Bilden, Helga, 1977: Das unhistorische Subjekt. Zur Kritik sozialisationstheoretischer Grundkonzepte. Weinheim, Basel
- Böhm, Thomas, 1983: Verinnerlichung des Anderen. Der strukturelle Konnex von Moral, Identität und Herrschaft. Frankfurt/M., New York
- Erikson, Erik H., 1966: Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze. Frankfurt/M.
- ders., 1974: Jugend und Krise. Die Psychodynamik im sozialen Wandel. Stuttgart, 2. Aufl.
- Galperin, Pjotr J., 1969: Die Entwicklung der Untersuchungen über die Herausbildung geistiger Operationen. In: H. Hiebsch (Hrsg.): Ergebnisse der sowjetischen Psychologie. Stuttgart, 367-405
- ders., 1980: Zu Grundfragen der Psychologie. Köln
- Goffman, Irving, 1975: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt/M.
- Habermas, Jürgen, 1973: Stichworte zur Theorie der Sozialisation. In: ders.: Kultur und Kritik. Verstreute Aufsätze. Frankfurt/M.
- Krappmann, Lothar, 1971: Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen. Stuttgart
- Leontjew, Alexejew Nikolajew, 1973: Probleme der Entwicklung des Psychischen. Frankfurt/M.
- Marx, Karl, 1953: Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie (Rohentwurf). Berlin/DDR MEW = Karl Marx/Friedrich Engels: Werke. Berlin/DDR 1956ff.
- Müller, Rudolf Wolfgang, 1977: Geld und Geist. Zur Entstehungsgeschichte von Identitätsbewußtsein und Rationalität seit der Antike. Frankfurt/M., New York
- Ottomeyer, Klaus, 1974: Soziales Verhalten und Ökonomie im Kapitalismus. Vorüberlegungen zur systematischen Vermittlung von Interaktionstheorie und Kritik der Politischen Ökonomie. Gaiganz
- ders., 1980: Gesellschaftstheorien in der Sozialisationsforschung. In: Klaus Hurrelmann, Dieter Ulich (Hrsg.): Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim, Basel, 161-193
- Reck, Siegfried, 1981: Identität, Rationalität und Verantwortung. Grundbegriffe und Grundzüge einer soziologischen Identitätstheorie. Frankfurt/M.
- Schubert, Volker, 1984: Identität, individuelle Reproduktion und Bildung. Probleme eines aneignungstheoretischen Konzepts von Vergesellschaftung als Vereinzelung. Gießen
- Wulff, Erich, 1972: Psychiatrie und Klassengesellschaft. Zur Begriffs- und Sozialkritik der Psychiatrie und Medizin. Frankfurt/M.
- ders., 1980: Drogen, Sprache, Arbeit. In: Das Argument 120, 194-199



**FRAUEN:
ERFAHRUNGEN
MYTHEN
PROJEKTE**

Frauen: Erfahrungen - Mythen - Projekte
Hrsg. v. Anna Maria Stuby

Lebenserfahrungen von Frauen im 19. Jh.; Probleme der Mythologisierung des Weiblichen im Bild der Sirene; neue Trends in den feministischen Theoriedebatten in den USA und in der feministischen Theaterszene in England. Fragen einer feministischen Perspektive im Unterricht (mit Textvorschlägen). Beiträge von C.Gdaniec, C.Harzig, M.Hellinger, D.Landry, A.M.Stuby, M.Vicinus, M.Wandor u.a.

Gulliver 18, AS 133
17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

José Manuel Ruiz-Marcos

Bericht aus Nicaragua: Die »Dengue«-Epidemie

Schon zehn Tage nach meiner Ankunft in Managua, am 28. August, wurde ich von diesem Mosquito heimgesucht, ein kleiner Solidaritätsbeitrag für die 500000 Managua-Bewohner, die in den letzten Wochen dieser Krankheit zum Opfer fielen. »La quebradora« nennt man sie hier, den Knochenbrecher. In seiner »milderen Form« sah er bei mir so aus: Ein Schmerz im Rücken, als hätte man eine Bohrmaschine daran angesetzt, Rötungen an den Armen, Schüttelfrost, Fieber, Durchfall.

Von der zweiten Phase des »dengue« waren nur 200 bis 300 Nicaraguenser betroffen, zwei Dutzend von ihnen starben. Dem Vernehmen nach sind wir alle, die die mildere Form hinter uns haben, glückliche Kandidaten für die zweite Phase, die tödlich verlaufen kann; aber irgendwie muß man ja sterben. Und natürlich geht es nicht ohne Kampf in Nicaragua. Weder vor den Contras noch vor Reagan noch vor dem Dengue sind wir bereit, widerstandslos zu kapitulieren!

Die Krankheit wird nicht von Mensch zu Mensch übertragen, sondern verläuft immer so: Ein Mosquito saugt das Blut eines Kranken. Nach sechs Tagen kann er die Krankheit durch seinen Stich übertragen und so weiter.

Wie ist diese Krankheit nach Nicaragua gekommen? Auf natürlichem Wege? Die Dengue-Mosquitos, die mit den Überträgern der Malaria übrigens nichts zu tun haben, fliegen nur in einem Umkreis von 100 Metern. Bewegten tun sich leider die bereits Erkrankten, die dann von noch »gesunden« Mosquitos gestochen werden können; darum gibt es in Managua Stadtviertel mit vielen und andere, benachbarte, ohne Krankheitsfälle. (Ich wohne übrigens in Reparto Héroes del Bocay, zwischen den Vierteln von San Judas und Altagrafia. Diese letzteren gelten als die Managua-Viertel mit überproportional vielen Dengue-Fällen ...)

Die gefährliche Phase des Dengue, »Dengue hemorrágico« genannt (Dengue mit Blutungen), kann den Kranken in ein Schock-Stadium bringen, aus dem er nicht mehr erwacht. Alle Kranken, die vor diesem Stadium eingeliefert wurden, sind auf improvisierten Intensivstationen gerettet worden.

Kubanische Ärzte leiten die Aufklärung der Bevölkerung, sie ist, wie diese Maßnahmen in Nicaragua immer, sehr umfassend: Presse (mit ganzseitigen »comics«, die den Menschen auf der Straße sowohl die Gefahren als auch die Vorsichtsmaßnahmen sehr nahe bringen), Fernsehen und Radio sind daran beteiligt. Die Kubaner haben eine große Erfahrung auf dem Gebiet, seit die Krankheit auch in Kuba grassierte, und zwar im Jahre 1981. Man vermutete damals einen chemisch-bakteriologischen Angriff der USA gegen das »erste freie Territorium in Lateinamerika«. In Nicaragua spricht auch einiges für diese Annahme: Einmal die Tatsache, daß diese Krankheit hier bisher unbekannt war, zum zweiten der Umstand, daß alles wahrscheinlich in San Carlos begann, unweit von Costa Rica und den Contra-Gebieten. Schließlich spricht für

diese Annahme die unbestrittene Tatsache, daß die USA bereit sind — nach eigenen Worten —, jedes Mittel anzuwenden, um die Sandinisten zu stürzen. Bisher haben sie Mittel angewandt, die nicht weniger unmoralisch und feige waren (Verminung der Häfen, Ermordung von Kaffeepflückern, von Lehrern und von Gesundheitsbrigadisten, die die Kinder gegen Polio impfen wollten). Für den Feind hätte diese Methode dazu noch den »Vorteil«, daß sich die Verbreitung der Krankheit durch die Luft oder über den Landweg schwer nachweisen läßt.

Also: Zu der Dürre, die in diesem Winter Nicaragua riesigen Schaden gebracht hat (»Ein schlechter Winter ist fast wie ein Sommer«, lautet ein für deutsche Ohren unfäßbarer Slogan der Aufklärungskampagne, um die Menschen zur sparsamen Verwendung von Wasser zu motivieren), zu den täglichen Verwüstungen des Krieges (11 000 Tote in vier Jahren, 240 000 Menschen ohne Unterkunft, 5 000 Verschleppte, 321 Schulen und 50 Gesundheitszentren zerstört, dazu Maschinen und Baumaterial vernichtet. In seiner Rede vor der UNO am 21. Oktober hat Präsident Ortega die Schäden auf 1 500 Millionen Dollar beziffert), zu den sinkenden Preisen der Exportprodukte Kaffee und Baumwolle kommt noch diese Seuche, die den Teil der Bevölkerung, der nicht zur Armee eingezogen wurde, arbeitsunfähig macht und auch die Verteidigung gefährden könnte.

Die Anstrengungen der Regierung sind riesig, hier zeigt sich noch einmal der Wunsch und der Mut zu überleben. Woher kann sie die immensen Mittel nur beschaffen? Tausende von »Gesundheitsbrigadisten« durchkämmten Anfang September alle Stadtviertel, später im Oktober wieder, und verteilten in den Haushalten je zwei Päckchen mit einem Desinfizierungsmittel mit Langzeitwirkung (Abate) — das eine für den Wasserbehälter des Klos und das andere für das Spülbecken, eine Einrichtung, ohne die ein nicaraguensisches Haus kein solches wäre. Denn die Dengue-Mosquitos sind furchtbar bürgerlich sauber und legen ihre Eier nur in klarem, sauberem Wasser ab.

Dann flogen über uns, zunächst fünf Tage in der Woche, später nur noch dreimal wöchentlich, Flugzeuge mit ihren Tanks voll Insektizid, das sie ganz gezielt über allen Stadtteilen versprühten. Die Volksaufklärung sagt, dieses Mittel sei für Menschen unschädlich, ich bemühe mich in einer Art privater Gegen- oder Ergänzungsaufklärung einigen klarzumachen, daß wir nur viel stärker und größer sind und daß diese Flüge mit der Todesbrühe uns leider nicht zum guten Gedeihen verhelfen.

Nun, die Maßnahmen gingen weiter, man rückte uns noch näher auf die Pelle. Sprühwagen gingen durch die Straße und besprühten einmal die eine Häuserseite, einmal die andere. Und wieder kamen die famosen »Gesundheitsbrigadisten«, diesmal mit Masken vor dem Gesicht, als wären sie von der ETA, besuchten alle Häuser und mit Anlagen, die sie auf dem Rücken trugen, besprühten sie noch einmal das Haus, erst von außen, dann auch das Hausinnere und hinterließen oft einen weißen Staubfilm und einen Gestank, der angeblich nur den Fliegen Angst machen sollte. Durch Zeitungen und das Fernsehen, in Schulen und Universitäten werden die Menschen angehalten, ihren Stadtteil sauber zu halten. Diese Aktion, die sich nicht mehr mit chemischen

Mitteln durchführen läßt, trägt leider nur spärliche Früchte. Managua hat zur Zeit ungefähr 900000 Einwohner, ein Drittel der Bevölkerung ganz Nicaraguas! Die meisten Zugezogenen waren früher Bauern in einem fast unbesiedelten Land, gewohnt, alles, was zu Hause störte, einfach um die nächste Ecke zu kippen. Dies tun sie in der Großstadt weiter.

Wir sind also sehr sauber, enorm desinfiziert. An unseren Grenzen bedroht uns Reagan, im Umkreis von 100 Metern der Dengue, aber wir sind stolz, in einem Land zu leben, das einem Giganten die Stirn bietet und noch an Menschenwürde, Gerechtigkeit und Recht glaubt. Ich schrieb gestern anlässlich der Rede Daniel Ortegas in der UNO: »Wenn ein Terrorist auf mich abzielte, so würde ich mich fürchten.« Nun, dieser Terrorist ist das mächtigste Land der Erde — der Gedanke kann einem das Blut in den Adern gefrieren lassen. Bei der Hitze von ständig 30 Grad hier in Managua ist dies nicht mal so schlecht.



Frauen - Weiblichkeit - Schrift
 Hrsg. v. R.Berger, M.Hengsbach, M.Kublitz,
 I.Stephan und S.Weigel

Die Beiträge setzen die Diskussion um eine »Feministische Literaturwissenschaft« (dokumentiert in AS 120) fort. In einem methodischen Abschnitt (»Weiblichkeit und Schrift«) werden strukturalistische und diskurstheoretische Ansätze diskutiert, um »Weiblichkeit« nicht nur in der thematischen Struktur von Texten, sondern auch in der Schreibweise offenzulegen; dies wird in zwei problemorientierten Abschnitten (zum Konzept der »Androgynität« und zur »Krankheit Frau«) vertieft. Literatur im historischen Prozeß NF.14, AS 134 17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Interventionen

Intellektuelles Lumpenproletariat oder: Alles Flametti

»Das Geschimpfe verhüllt in der Politik die völlige Prinzipienlosigkeit, die Hilflosigkeit, die Ohnmacht, die wütende Ohnmacht der Schimpfenden. Weiter nichts.«

Lenin, *Über die politische Bedeutung des Geschimpfes* (Zur Frage der Einheit), LW 20, 382

Auf dem Philosophiekongreß der DDR von 1984 hat Robert Steigerwald diese Zeitschrift zusammen mit der *Düsseldorfer Debatte* laut Kongreßprotokoll¹ folgendermaßen beschimpft: »Diese Art 'intellektuelles Lumpenproletariat' erweist sich mit seinen Vorbehalten gegenüber dem Sozialismus und seiner Abstinenzhaltung zum Leninismus als 'schlimmer' als das Lumpenproletariat.« (285)

Das war etwa gleichzeitig mit der Herausgabe des Bandes »Krise des Marxismus oder Krise des *Argument*?«, in dessen Vorwort die Herausgeber, zu denen Steigerwald gehört, versichern: »Wir vergessen keinen Augenblick die *Gemeinsamkeiten* mit Herausgebern und Mitarbeitern des 'Arguments' in der bundesdeutschen Linken ...« (6)

Es ist, als hätte Steigerwald die Formulierung beim Buchstaben genommen, indem er das, was er in der bundesdeutschen Linken keinen Augenblick vergißt, in der deutschdemokratischen Öffentlichkeit und im Beisein der Vertreter der mit der DDR verbündeten Länder rasch vergessen hat. Angesprochen auf diese anscheinende Doppelzüngigkeit — korrekte Formen nach außen², »stalinistische« intern —, erklärte Steigerwald: »Ich habe die Formulierung vom 'intellektuellen Lumpenproletariat' gebraucht, und das war ein Fehler. Ich wiederhole: das war ein Fehler!«

Was ihn dazu bewegt hat? Dem *Argument* hält er vor, eine Stellungnahme von J. Schleifstein erst ein halbes Jahr nach Eingang³ und einen Brief von L. Peter nicht veröffentlicht zu haben. Ferner nennt er zwei Artikel aus der *Debatte* und einen mit dem Namen Flametti gezeichneten Artikel aus den *Modernen Zeiten* (MOZ), von dem er geglaubt habe, einer der drei Herausgeber von *Argument-Sonderband 100* (»Aktualisierung Marx«⁴) stecke dahinter. Alles Flametti ...

Wir dokumentieren einen Auszug aus dem Steigerwald-Referat (wo Feminismus, Wissenschaft und marxistische Erneuerungsversuche, wie das *Argument* sie zu verbinden sucht, ein denkwürdiges Echo erhalten) und einen Brief von Thomas Neumann, dem Mitherausgeber der *Düsseldorfer Debatte*, zum Beitrag von J. Schleifstein in *Argument 154*. Schleifstein war gefragt, ob er auf Neumann antworten wolle, lehnte aber ab.

W.F.H.

Anmerkungen

- 1 Sozialismus und Frieden. Humanismus in den Kämpfen unserer Zeit. — VI. Philosophiekongreß der DDR vom 17.-19.10.1984. Berlin (DDR) 1985.
- 2 In den letzten Monaten gab es eine ganze Reihe öffentlicher Streitgespräche zwischen Steigerwald und mir, die nicht unfair geführt wurden.
- 3 Zu Protokoll gegeben: Auf meine damalige Bitte, auch in den *Marxistischen Blättern* antworten zu dürfen, wo Schleifsteins Text teils veröffentlicht, teils referiert worden war, erhielt ich nicht einmal mehr eine Absage. Öffentliches Erwidernsrecht ist so nötig wie Atemluft.
- 4 Herausgegeben von Detlev Albers, Elmar Altvater und W.F. Haug.

Robert Steigerwald: Intellektuelles Lumpenproletariat

»Schließlich ging Steigerwald auf die Tatsache ein, daß im Alltagsbewußtsein der Menschen die Erscheinungen, die Einzelheiten, die persönlichen Erlebnisse, die individuellen Erfahrungen, die Resultate von Erziehung und Bildung, die Emotionen ein »Weltbild« formen, das oftmals keinen wissenschaftlichen Charakter habe. Natürlich entstehe dann in solchen grundsätzlichen Fragen wie der der Systemauseinandersetzung eine Anschauung, die weder das Wesen des Imperialismus noch das des Sozialismus erfaßt, aber die Urteilsbildung bestimmt. Folglich werde die »Ost-West«-Auseinandersetzung in einer Weise reflektiert, als handele es sich um Kontrahenten gleicher sozialökonomischer Qualität. Eine derart unwissenschaftliche Denkweise werde in Publikationsorganen der BRD, wie zum Beispiel 'Argument' oder 'Düsseldorfer Debatte', noch kultiviert, indem sie mit einem 'linken' Mäntelchen umhangen und mit Szientismus, Feminismus, 'authentischem Marxismus' und anderen Begriffen attraktiv gemacht wird. Diese Art 'intellektuelles Lumpenproletariat' erweist sich mit seinen Vorbehalten gegenüber dem Sozialismus und seiner Abstinenzhaltung zum Leninismus als 'schlimmer' als das Lumpenproletariat.«

Thomas Neumann: Brief an J. Schleifstein

Im *Argument* 154 findet sich in dem von Dir verfaßten Aufsatz, *Antwort an W.F. Haug*, auf Seite 863 ein Absatz über die *Düsseldorfer Debatte*. Ich weiß und gehe davon aus, daß es nicht zu den Angewohnheiten des Parteivorstandes der DKP gehört, öffentlich getane Aussagen gegebenenfalls auch öffentlich zu korrigieren. Nur der guten Ordnung halber, wie man so sagt, schreibe ich ein paar Bemerkungen dazu. Da können wir also lesen, die Gründer der *Debatte* seien aus der Partei ausgeschieden und dadurch sei Euch, besonders durch das »Ausscheiden des sehr begabten Lyrikers Peter Maiwald, ein echter Verlust« widerfahren. Was soll man denn nun dazu sagen?

Beginnen wir damit, daß Peter Maiwald nicht ausschied, sondern, wie Dir selbstverständlich bekannt ist, aus der Partei mit der Begründung ausgeschlossen wurde, er habe als Initiator oder Mitinitiator der *Düsseldorfer Debatte* sich an der Etablierung einer »partei feindlichen Plattform« beteiligt. Natürlich verstehe ich, daß im Kontext Deiner Antwort an Haug, in der es schließlich um den Nachweis geht, die DKP sei diskussionsbereit und kritikempfindlich, die Wahrheit Deine Argumentation etwas schal gemacht hätte. Aber wir wollen doch beide nicht übersehen, daß die DKP just zu der Zeit, in der Dein *Argument*-Aufsatz erschien, sich schon wieder den Verlust eines Lyrikers zufügte.

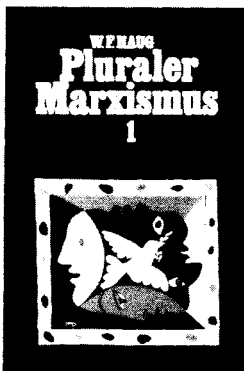
Roman Ritter wurde soeben mit der Begründung aus der DKP entfernt, als »Mitautor der Zeitschrift *Düsseldorfer Debatte*« aufgetreten zu sein, »obwohl die Partei unter anderem in einem Artikel in der UZ vom 29.9.84 die Unvereinbarkeit einer Mitarbeit an dieser Zeitschrift mit der Mitgliedschaft in der DKP festgestellt hat«. Das stimmt nun zwar wiederum in der Sache nicht, einen solchen Beschluß gibt es nicht, für die Entfernung Roman Ritters aber hält es her. Nehmen wir an, daß Dir diese Neuigkeit noch nicht vertraut war, es geschah immerhin im fernen München. Vertraut ist Dir aber mit Sicherheit die aus der nahen DDR kommende Botschaft von Robert Steigerwald, der schon 1984 auf dem VI Philosophiekongreß vorgetragen hatte, die Autoren der *Debatte*, und in einem Aufwaschen wurde auch gleich das *Argument* demselben Vorwurf ausgesetzt, seien »geistiges Lumpenproletariat«; und das reichte ihm noch nicht, er fügte noch hinzu, diese Bagage beider Zeitschriften sei »schlimmer als das Lumpenproletariat«. S.284f. (...) Das Protokoll vermerkt außerdem, dieser Beitrag sei der »abschließende Höhepunkt der Vormittagssitzung« des Arbeitskreises 10 mit dem Titel »Humanismus und Antihumanismus« gewesen.

Als Mitglied der Geschichtskommission der DKP oder gar mehr, ich weiß es nicht,

wirst Du sicher noch Gelegenheit zur Vereinheitlichung der Sprachregelung für diesen Fall bekommen. Wenn es soweit ist, wird es uns ebenfalls interessieren zu erfahren, worauf Ihr Euch bei der Verurteilung der *Debatte* insgesamt einigen werdet. Denn wir haben ja schon andere als die von Dir im *Argument* vorgetragenen Anschuldigungen gehört. Du schreibst, wir hätten gegen den Willen der DKP ein »Privatunternehmen« gegründet. Die UZ schrieb gelegentlich, die *Debatte* sei ein Organ des Dritten Wegs. Damals gab es die Zeitschrift noch nicht, wie immer, war die UZ ihrer Zeit ein wenig voraus. Später dann schrieb sie, die Initiatoren der Zeitschrift hätten schon vor ihrer Gründung »innerhalb der DKP eine Plattform gegen die Positionen der Partei zu entwickeln« versucht (2.1.85). Damals waren wir allesamt bei der inzwischen verschiedenen Deutschen Volkszeitung frei bzw. fest beschäftigt; die also muß sich nun auch postum dem Vorwurf der Fraktionierung aussetzen. Usw., usf.

Die Auswahl an Rubrizierungen, in die wir uns einreihen können, ist also groß — Lumpenproletariat oder echter Verlust, Fraktion oder Privatunternehmen, Dritter Weg oder Linkes Sektierertum u.v.m. Wie froh können wir sein, daß Du in unserem Fall noch nicht, wie im Fall des *Arguments* Dich genötigt siehst, an die »Nazizeit« zu denken (S.859f. der »Antwort an W.F. Haug«). Wir schicken der Redaktion dieser Zeitschrift dennoch eine Kopie dieses Briefes zur Information.

Viel Erfolg bei der weiteren Arbeit an der Geschichte.



Wolfgang Fritz Haug
Pluraler Marxismus
Bd. 1

In diesem Sammelband geht es um die Erneuerung des Marxismus. Ausgangspunkt sind der Polyzentrismus und die unterschiedlichen Ausprägungen innerhalb einzelner Gesellschaften. Die Texte wollen dazu beitragen, die »Dialektik des Marxismus« zwischen Gewerkschaften, Partei/en, Wissenschaft und Staat zu lernen; eine Konzeption »Struktureller Hegemonie« unter den unterschiedlichen gesellschaftlichen Kräften zu entwickeln; die Zusammenhänge zwischen dem »Marxismus und den Drei Welten« neu zu durchdenken.

270 S., Ln. 28,-; br. 19,50 DM
 (Bd. 2 und 3 in Vorbereitung)

Marianne Wurth

Versuch, den Tagtraum zu rehabilitieren*

1. Frauen, Tagträume, Widerstand

Frauen und Widerstand? Spontan fallen mir die Namen Rosa Luxemburg, Sophie Scholl, Winnie Mandela ein. Aber die historische Entwicklung zeigt, daß politischer Widerstand bis heute weitgehend eine Domäne *männlicher* Zivilcourage geblieben ist. Ist das weibliche Geschlecht also, sozusagen ab ovo, das angepaßtere? Oder gibt es spezifische, vielleicht weniger spektakuläre, vielleicht unterbewertete Widerstandsformen, mit denen vorrangig Frauen aktiv werden? — Dieser Gedankenhintergrund liefert den Ausgangspunkt für *Frigga Haugs* Versuch, den *Tagtraum* als eine besondere, im Alltäglichen gründende, über diesen Alltag aber hinausweisende *Dimension weiblichen Widerstandes* zu begreifen. Dabei stützt sie sich auf Beispiele weiblicher Tagträume, d.h. auf Tagtraumtexte, die von den jeweiligen Produzentinnen aufgeschrieben wurden.

Von der Qualität dieser Tagträume wurde Frigga Haug offenbar völlig überrascht: Die Frauen reproduzieren in ihren Phantasien platte kulturindustrielle Denk- und Wertmuster, sie malen Szenen aus, deren Ähnlichkeit zum Groschenroman, zur Kolportage der billigsten Sorte, verblüffend ist. Daher wirken die erzählten Frauentagträume wie Dokumente einer vom Leben im »schlecht Vorhandenen« (vgl. Bloch 1959, 167ff.) beschädigten Phantasie, die sich nicht wirklich über Zwangsverhältnisse erhebt, sondern darin verhaftet bleibt; indem sie Herrschaftsstrukturen nicht negieren, sondern sich nur eine günstigere Position in diesen imaginieren, entwerfen die Frauen »*Träume für Unterdrückung*« (Haug 1984, 693). Aufrichtig beschreibt Frigga Haug ihre erste Reaktion auf den »Alptraum dieser Träume« (690) als ein Gefühl von Lähmung und Entsetzen (688). Schließlich aber distanziert sie sich von der Versuchung, die Tagträume — »in der Nachfolge der Kritischen Theorie« (694) — mit adornoeskem Pessimismus zu verdammen: Sie formuliert — allerdings vage — das Ziel, »die Tagträume widerständig zu überführen« (697), und sie erwägt die Bearbeitung der Träume im Kollektiv, um sich gemeinsam ihrer zu bemächtigen, anstatt sich ihnen hinzugeben. Ihr Programm einer »Tagtraumkultur« steht aber in einem Licht von Halbherzigkeit, zumal die Idee, man solle Frauen den *Verzicht* auf das Tagträumen nahelegen, nur aufgegeben wird, weil Frigga Haug ihn als unrealistisch einschätzt. Ihr enthusiastischer Ausgangsgedanke — Tagträume könnten ein weibliches Widerstandspotential sein — kommt letztlich nicht an gegen die Enttäuschung darüber, daß Frauen nicht »anders« tagträumen: solidarischer, kritischer, politischer, emanzipatorischer ...

2. Weibliche Tagträume und das »Prinzip Hoffnung«

»Tagträumen heißt Überschreiten« — so lautet der Grundgedanke der Tagtraumtheorie Ernst Blochs. Danach haben in aller Abgeschiedenheit ausgemal-

* Replik auf Frigga Haugs Aufsatz »Tagträume — Dimensionen weiblichen Widerstands« (*Das Argument* 147, 681-698)

te *private* Tagträume und Weltverbesserungsträume, *politische* Tagträume (vgl. Bloch 1959, 102ff.), die über den Sektor des Privaten hinausgehen und gegebenenfalls zum Material künstlerischer oder philosophischer Produktivität werden, einen gemeinsamen Nenner: sie sind *allesamt* »Träume eines besseren Lebens« (ebd., 3); als solche bauen sie »Hoffungsstraßen« in die Zukunft. Mit anderen Worten: Die Intention, sich über das »schlecht Vorhandene« zu erheben, bessere Alternativen zu antizipieren, letztlich: die »Intention auf ein Vollkommenes« (ebd., 110), auf ein Endziel (»Heimat«), verbindet, nach Bloch, den flüchtigen privaten Tagtraum mit einer ausgearbeiteten philosophischen Weltverbesserungsphantasie. Wie freundlich Bloch den Tagträumen zugeneigt ist, mag man im übrigen daran ermesen, daß er für sein Hauptwerk, das »Prinzip Hoffnung«, zunächst den Titel »dreams of a better life« vorgesehen hatte.

Unweigerlich fragt man sich, weshalb Frigga Haug auf ihrer Suche nach einer produktiven Tagtraumtheorie nicht auf die Philosophie Blochs, die mit den Tagträumen so offen sympathisiert, zurückgreift. Einen Schritt in diese Richtung unternimmt sie durchaus, aber der Versuch, die Beispiele weiblicher Tagträume in den Horizont der Blochschen Tagtraumtheorie einzubetten, schlägt fehl. Vor dem Hintergrund einer Theorie, die vom Tagtraum enthusiastisch die Antizipation einer besseren Welt erwartet, nehmen sich die zitierten Tagtraumtexte seltsam aus. Frigga Haug registriert diese Diskrepanz »mit so etwas wie triumphierender Beklemmung« (690), und sie schließt daraus, »daß Bloch von Männern schrieb, nicht von Menschen« (690). — Dieser »Befund der 'Männlichkeit' der Blochschen Visionen« (690) hat mich — obwohl selber weiblichen Geschlechts und obwohl ich, wie Frigga Haug von der Kritischen Theorie herkommend, die Philosophie Blochs weiß Gott kritikwürdig finde — überrascht und motiviert, die einschlägigen Textstellen unter diesem Blickwinkel nachzulesen.

Der erste Teil des »Prinzip Hoffnung« ist »Kleinen Tagträumen« gewidmet, die Bloch zusammenstellt und ausmalt, so daß ein ganzer Katalog der wachen Wunschphantasien entsteht: Träume des Kindes, des Jugendlichen, des Erwachsenen, des gealterten Menschen usw. Bloch zeigt hier viel Sinn für Details und Verständnis für alltägliche Regungen, z.B. für Kinderträume vom Großwerden. Auf die Idee, zwischen männlichen und weiblichen Träumen zu unterscheiden, kommt er allerdings nicht. Aber durch die Hintertür schleicht sich dennoch eine Art Geschlechtsspezifität ein: daß Momente männlicher Sozialisation und Erfahrungsweise in seinen Tagtraumbeispielen überwiegen (daß man also in gewissem Sinne vom »Befund der 'Männlichkeit' der Blochschen Visionen« ausgehen kann), trifft zu und ist nur natürlich. Es liegt daran, daß Blochs Tagtraumtheorie durchsetzt ist vom Material der *eigenen* Träume, auf das er wie Freud in seiner »Traumdeutung« (1900) zurückgreift. So gesehen, ist Frigga Haugs »Befund« nicht ganz von der Hand zu weisen.

Es ist jedoch etwas anderes, wenn sie behauptet, »daß Bloch von Männern schrieb, nicht von Menschen« (690), daß er die Gleichung »Mann = Mensch« (vgl. 690) aufgestellt habe. Damit wird angedeutet, daß Bloch nur Männerträume anerkenne, daß er Frauen gewissermaßen aus dem »Prinzip Hoff-

nung« ausgrenze: »Sobald Bloch überhaupt von Frauen redet, schrumpfen die Wünsche... Wo er Knabenträume von edlen Taten, verbotenem Glück erinnert, heißt es weiter: 'Mädchen ändern pikant Namen und Frisur'« (690). Diese Kritik halte ich für verfehlt. Ich möchte diese Textstelle, die in meiner Textausgabe anders lautet, einmal im Zusammenhang zitieren und zugleich einen Passus hervorheben, der mir bedeutungsvoll erscheint. Bloch spricht hier von den Träumen Jugendlicher:

»Haß gegen den Durchschnitt erfüllt in dieser Zeit fast alle ... Die junge Gans will sich verbessern, der junge Flegel spuckt auf häuslichen Muff. Mädchen arbeiten an ihrem Vornamen herum wie an ihrer Frisur, sie machen ihn pikanter als er ist, und *erlangen dadurch den Start für ein geträumtes Anderssein*. Jüngliche treiben auf ein edleres Leben, als es gegebenenfalls der Vater führt, auf ungeheuerliche Taten zu.« (Bloch 1959, 24f.)

Die Gleichung »Mann = Mensch« kann ich hier nirgends entdecken. Im Gegenteil, ich denke, daß Bloch deutlich bemüht ist, sich auch in Mädchenträume hineinzudenken. Man mag einwenden, daß das den »Jünglingen« zugeschriebene Treiben vielversprechender klingt, daß Bloch in bezug auf Knabenträume enthusiastischer ist. Wenn er aber Mädchen eine Beschäftigung mit Namen und Frisur zuspricht, dann ist das durchaus kein Indiz für ein »Schrumpfen« der Wünsche!

Ich möchte daran erinnern, daß Bloch einen Tagtraumtext nicht einfach beim Wort nimmt, daß er vielmehr eine Theorie *symbolischer Tagträume* entwirft. Symbole betrachtet Bloch als »Spiegel für das noch nicht Gewordene« (vgl. Bloch 1930, 293), er delegiert an das Symbol, das in seiner Theorie stets als *Vollkommenheitssymbol* auftaucht, die Funktion, einen utopischen Endzustand »aufblitzen« zu lassen (vgl. Bloch 1959, 337). Im übrigen geht Bloch von der *Arbitrarität der Tagtraum-Symbole* aus: Die im Tagtraum zutage tretenden Wünsche und Ziele können auf Außenstehende nichtig wirken — wie z.B. der Wunsch eines tagträumenden Kindes, »Schaffner oder Zuckerbäcker« zu werden (vgl. Bloch 1959, 21). Derartiges steht — wie eben das Spiel mit Namen und Frisur — stellvertretend für ein »geträumtes Anderssein«, für die Utopie eines allumfassend Gutgewordenen. Eine derart allgemeine Symboltheorie ist sicher nicht unproblematisch (vgl. Adorno 1960, 144), aber darum geht es an dieser Stelle nicht. Mir geht es darum, daß Bloch durchaus nicht nur »von Männern schrieb« (vgl. Haug, 690), daß nach Bloch auch die zitierte Mädchenphantasie sehr wohl geeignet ist, das »ganz Andere« zu antizipieren. Blochs Hoffnungsprinzip verlangt ja gerade, nichts auszugrenzen, alles einzugemeinden, auch das Unscheinbarste, und es auf potentielle Spuren eines utopischen Gehaltes abzuklopfen. Die Befürchtung, Frauentagträume fänden im »Prinzip Hoffnung« keinen Platz, ist daher unbegründet. Dieser Eindruck konnte im übrigen nur entstehen, weil Frigga Haug die weiblichen Tagtraumtexte beim Wort nimmt, anstatt sie, wie Bloch es vorschlägt, als symbolträchtige Mitteilungen, die einer *Interpretation* bedürfen, zu lesen.

3. Hermeneutik des Tagtraumes

Mit der Feststellung, daß Blochs Tagtraumtheorie sich sehr wohl auf Frigga Haugs Beispiele weiblicher Tagträume anwenden läßt, ist aber noch nicht viel

gewonnen. Es bleibt zunächst zu prüfen, ob die Blochsche Philosophie überhaupt ein geeignetes Instrumentarium für den Umgang mit Tagträumen (von Frau und Mann) anbietet. M.E. kommt man, wenn man mit Tagträumen wissenschaftlich arbeiten will, um eine eingehende Tagtraum-Textanalyse, die ihrerseits auf eine — soweit ich sehe, bislang noch nirgends formulierte — *Hermeneutik des Tagtraumtextes* aufbaut, nicht herum. Blochs Philosophie des Noch-Nicht liefert zwar einen theoretischen Hintergrund, mit dem sich eine potentielle Antizipationsfunktion des Tagtraums fassen läßt, dieser Ansatz stößt aber an selbstgesetzte Grenzen, wenn Bloch — in der Absicht, sich gegen Freuds »retrospektive« Wissenschaft abzuschotten (vgl. Bloch 1919, 118f.; 1959, 155) — jegliche Regressionsfunktion des Tagtraumes hartnäckig leugnet. Das geht m.E. an der Realität vorbei. Andererseits liefert die vergangenheitsorientierte Freudsche Theorie kein rechtes Instrumentarium, mit dem eine Antizipationsfunktion des Tagtraums handhabbar würde.

Eine Hermeneutik des Tagtraums wird dennoch kaum ohne den Rückgriff auf die Freudsche Theorie auskommen. Zwar kann sie sich nicht mit den dürftigen Sätzen zufriedengeben, die Freud explizit dem Tagträumen widmet, weiterführend ist aber Freuds Überlegung, der Tagtraum sei dem Nachttraum *analog* (vgl. Freud 1900, 438, Anm.). Geht man konsequent von einer Analogie der verschiedenen Traumformen aus, eröffnet man sich die Möglichkeit, Freuds auf das nächtliche unbewußte Träumen zugeschnittene »Traumdeutung« auf den Tagtraum zu übertragen. Ich möchte im folgenden zeigen, wie dieses Verfahren aussehen könnte.

Ein Traum ist, nach Freud, ein Text, der eine manifeste und eine latente Bedeutungsebene aufweist. Im Prozeß der sogenannten Traumarbeit, primär einem Symbolisierungsvorgang, werden die unbewußten Traumgedanken in den manifesten Trauminhalt, den man nach dem Erwachen erinnert, transformiert. Die Deutung des Traumes besteht in nichts anderem als dem Versuch, diesen Prozeß rückgängig zu machen, d.h. in umgekehrter Richtung von der manifesten symbolträchtigen Traumoberfläche auszugehen und die latenten Textaussagen dahinter aufzuspüren.

Überträgt man diese Überlegungen auf den Tagtraum, so ergibt sich die Konsequenz, daß sich eine Hermeneutik des Tagtraumtextes auf die Analyse der Textform und der in diesen vielschichtigen Text eingewobenen Symbole konzentrieren muß. Die Arbeit mit den wachen Phantasien hat folglich die Formulierung einer geeigneten *Symboltheorie* zur Voraussetzung. Hier ist jedoch ein Punkt erreicht, an dem man, wie ich meine, über die Freudsche Theorie hinausgehen muß. Denn nach Freud dient die Traumsymbolik lediglich der Entstellung und Verschleierung unliebsamer unbewußter Wünsche der individuellen Vergangenheit. Diese Symboltheorie kritisiert Ernst Bloch zurecht als retrospektiv (vgl. Bloch 1959, 61, 145). Blochs Alternativentwurf einer Theorie rein prospektiver Tagtraumsymbole, die, gleichsam losgelöst von der Vergangenheit, die Zukunft offenbaren, gerät gleichwohl wenig überzeugend. Die Absicht, sich von Freud abzugrenzen, verführt Bloch zu einer Theorie, die die Vergangenheit undialektisch ausgrenzt. Also ist man hier gezwungen, über Freud *und* Bloch hinauszugehen.

In seinem »Versuch über Freud« beschreibt Paul Ricoeur ein Symbol als den »Ort der Identität von Progression und Regression« (1969, 504). Konstitutiv für das Symbol ist demnach ein beweglicher Überschuß an Sinn, der es ermöglicht, Wünsche der Vergangenheit und Erwartungen an die Zukunft auf ein und dasselbe Symbol zu vereinen. Ricoeur geht des weiteren davon aus, daß jedes Symbol einen verborgenen Sinn zugleich andeutet und verbirgt, mithin eine Entstellungs- und eine Offenbarungsfunktion in sich vereint. Mit diesen Überlegungen formuliert er, obwohl er sich mit keinem Wort auf Bloch bezieht, geradezu eine Synthese der Symboltheorien Blochs und Freuds. Konstruktiv ist Ricoeurs Ansatz auch in bezug auf das Verständnis und die Handhabung des Tagtraums, denn aus seiner Symboltheorie ergeben sich grundsätzliche und praktisch umsetzbare Konsequenzen für die im Rahmen der Tagtraumdeutung unerläßliche Symbolinterpretation: regressiv-progressiv überdeterminierte sowie zugleich sinnverschleiende und sinnoffenbarende Symbole erfordern einen Blick (des Interpreten) zurück, in die Vergangenheit, und einen Blick nach vorn, in die Zukunft; die Deutung der Symbole muß archäologisch-ausgrabende und teleologisch-sinnschaffende Momente vereinen (vgl. Ricoeur 1969, 470).

Die von Freud angesprochene »Zeitmarke« des Tagtraums (vgl. Freud 1908, 217), deren Bearbeitung Frigga Haug zurückstellt (vgl. 696), gerät damit in den Mittelpunkt einer Hermeneutik des Tagtraumtextes. Die Brauchbarkeit dieser abstrakten Überlegungen ist zweifellos am Material konkreter Tagtraumtexte zu prüfen. Ich denke aber, daß ich eine Theorie der Tagtraum-Hermeneutik nicht einfach an die von Frigga Haug veröffentlichten Frauentagträume anlegen kann; dieses Vorgehen käme allenfalls für literarische Tagträume in Frage. Ob in einem empirischen Tagtraum regressive oder progressive Momente überwiegen, läßt sich nur unter *Einbeziehung der Gesamtpersönlichkeit* des Tagtraumproduzenten entscheiden (vgl. Pohlen/Wittmann 1980, 78f.). Daher gehört die Tagtraumdeutung in den Rahmen des psychoanalytischen Gesprächs oder in eine ähnlich schützend abgeschirmte Umgebung. Einer öffentlichen Diskussion — ich erinnere daran, daß Frigga Haug die »Bearbeitung von Träumen im Kollektiv« erwägt (697) — möchte ich diese nur anvertrauen, wenn auszuschließen ist, daß die durch Interpretation gewonnenen Erkenntnisse zum Nachteil der Betroffenen gereichen. Wer seine Tagträume offenlegt, macht sich verletzlich.

4. Phantasie und Realität

Frigga Haug neigt letztlich dazu, die Hoffnung, im Tagtraum Widerstandsdimensionen zu entdecken, resignierend aufzugeben. Der Versuch, den Tagtraum — zumindest partiell — zu rehabilitieren, kann nicht bei der Frage stehenbleiben, wie der Traumtext zu lesen sei, sondern er muß die Frage nach den *Beziehungen zwischen Phantasie und Realität* ins Zentrum der Debatte rücken.

Hier stehen sich konträre Positionen gegenüber: Einerseits wird das Tagträumen als *Flucht* aus der Realität in den »Naturschutzpark« der Phantasie (vgl. Freud 1917, 387) begriffen, als *Kompensation* erlittener Frustration, an-

dererseits als *Einübung* in die Realität (Probehandeln) und schließlich als aufsässiges *Überschreiten* des Gegebenen — mit dem Ziel, ein Traumbild zu entwerfen und dieses in der Realität einzulösen, hierzu notfalls das Gegebene umzugestalten (Bloch). Die Funktionen des Tagträumens reichen mithin — darüber besteht in der Literatur weitgehend Einigkeit — von der Antriebsabsorption bis zum entgegengesetzten Pol der Aktivierung; zur wachen Phantasie gehören regressive, eskapistische und affirmative Aspekte ebenso wie progressive Aspekte von Antizipation, Aufsässigkeit und *Widerstand* (vgl. z.B. Katzenberger 1969).

Schwierigkeiten, aber auch große Chancen ergeben sich nun daraus, daß man bei jedem Tagtraum von einer *Verschränkung* regressiver und progressiver Phantasieaspekte auszugehen hat (vgl. Pohlen/Wittmann 1980, 76ff.); d.h., daß Tagträume stets zur Affirmation tendieren, daß der Verdacht, sie seien z.B. kulturindustriell korrumpierbar (vgl. Adorno/Horkheimer 1969), stets angebracht ist; d.h. aber zugleich, daß Phantasien der sozialen Anpassung immer wieder entgleiten. Unfreiwillig erzeugt gerade die Kulturindustrie ein Protestpotential, wenn sie Phantasien eines persönlichen Glücksanspruches erzeugt und kontinuierlich wachhält, aber eben *nie befriedigt*. Dieses Potential findet im Tagtraum ein Refugium. Insofern sehe ich im Tagtraum eine *Dimension von Widerstand*, nur möchte ich diese nicht geschlechtsspezifisch fassen. Ich gestehe zu, daß die Handhabung dieser Widerstandsdimension auf immense Probleme stößt, denn der widersprüchliche Charakter der Tagträume sperrt sich bislang erfolgreich gegen Versuche, Kriterien für eine Entflechtung der affirmativen und aufständischen Aspekte zu entwickeln — die Voraussetzung, um praktisch mit ihnen umgehen zu können.

Aber vielleicht ist es auch die Philologin in mir, die von einer Hermeneutik des Tagtraumtextes zunächst mehr erwartet; möglicherweise gibt die Analyse der Tagtraumsymbolik genaueren Aufschluß über latente widerständige Phantasieschichten, die sich hinter der klischeedurchsetzten Tagtraumboberfläche verbergen.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Th.W., 1960: Blochs Spuren. In: ders., Noten zur Literatur II. Frankfurt/M.
 Adorno, Th.W., und M. Horkheimer, 1969: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt/M.
 Bloch, E., 1919: Ein Essay des Vorbewußten nach vorwärts: das noch nicht bewußte Wissen. GA 10, Frankfurt/M.
 ders., 1930: Die Zauberflöte und Symbole von heute. GA 9, Frankfurt/M.
 ders., 1959: Das Prinzip Hoffnung. GA 5, Frankfurt/M.
 Freud, S., 1900: Die Traumdeutung. GW II/III.
 ders., 1908: Der Dichter und das Phantasieren. GW VII
 ders., 1917: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW XI
 Haug, F., 1984: Tagträume — Dimensionen weiblichen Widerstands. In: Das Argument 147, 681-698
 Katzenberger, H., 1969: Der Tagtraum. Eine phänomenologische und experimentelle Studie. München.
 Pohlen, M., und L. Wittmann, 1980: »Die Unterwelt bewegen«. Versuch über Wahrnehmung und Phantasie in der Psychoanalyse. Frankfurt/M.
 Ricoeur, P., 1969: Die Interpretation. Ein Versuch über Freud. Frankfurt/M.

Kongreßberichte

Otto Kirchheimer-Symposium

13. bis 15. November 1985 in West-Berlin

Otto Kirchheimer (1905-1965), dem zu seinem 80. Geburtstag ein Symposium galt, das Ossip K. Flechtheim, Wolfgang Luthardt und Alfons Söllner am Fachbereich Politische Wissenschaft der Freien Universität Berlin organisierten, gehörte zu den begabtesten jungen Staats- und Verfassungstheoretikern der Sozialdemokratie in Weimar. Er publizierte u.a. in Rudolf Hilferdings »Gesellschaft«, vor allem mit der Schrift »Weimar — und was dann?« (1930), einer knappen historisch-materialistischen Skizze der ersten deutschen Republik, wurde er bekannt. Drei Jahre später, im Sommer 1933, wurde Otto Kirchheimer vom NS-Regime vertrieben und ging zunächst nach Paris, wo er für das von Max Horkheimer geleitete »Institut für Sozialforschung« und für französische Zeitungen arbeitete. Die Analyse des NS-Systems blieb in den folgenden Jahren das beherrschende Thema, als er, nunmehr (seit 1937) in den USA, einige wichtige Aufsätze in der »Zeitschrift für Sozialforschung« publizierte. In der zweiten Hälfte des Weltkriegs gehörte er zu den vertriebenen deutschen Linksintellektuellen, die in den brain trusts der US-Regierung eine Arbeitsmöglichkeit fanden, die ihnen gleichzeitig Herzensangelegenheit war: die Analyse des NS-Systems und die Planung für ein demokratisches Nachkriegsdeutschland. Nach Kriegsende begann er eine akademische Laufbahn als Politikwissenschaftler und erhielt 1955 eine Professur an der New School of Social Research in New York, 1961 an der Columbia University. Sein Hauptwerk, die »Politische Justiz«, erschien im gleichen Jahr (in deutscher Übersetzung 1965). Versuche, ihn auf einen deutschen Lehrstuhl zu berufen, fanden 1965 ein Ende, als Kirchheimer kurz nach seinem 60. Geburtstag einem Herzinfarkt erlag.

Die erste Sektion des Symposiums befaßte sich mit »Konstituierung, Entwicklung und Niedergang der Weimarer Verfassung«. *Michael Schneider* (Bonn) skizzierte zunächst aus geschichtswissenschaftlicher Sicht Widersprüche zwischen Verfassungsinhalten und politisch-ökonomischen Rahmenbedingungen der ersten deutschen Republik. Bei aller objektiven Zwangslage, in der sich die Sozialdemokratie befunden habe, sei doch für die Zeit nach 1918 eine Unterschätzung des Handlungsspielraums durch den »Rat der Volksbeauftragten« zu konstatieren.

Kirchheimers Kritik von 1930, die Weimarer Verfassung sei der Grundentscheidung (Kapitalismus-Sozialismus) ausgewichen und weise kein »Aktionsprogramm« auf, sei aus heutiger Sicht zu differenzieren. Die Reichsverfassung habe durchaus auf einem Konzept basiert, das allerdings schwer zu verwirklichen und gesellschaftlich kaum verankert gewesen sei.

Daran anschließend befaßten sich *Wolfgang Luthardt* (West-Berlin) und *Rüdiger Voigt* (Siegen) mit Kirchheimers Analyse am Ende der Weimarer Republik. Das Spannungsgefüge zwischen Verfassung und politisch-gesellschaftlicher Entwicklung sei für diesen sozialdemokratischen Theoretiker stets nur auf der Grundlage der Demokratie für lösbar gehalten worden, während er real die Deformation und Erosion der Legalordnung, das immer häufigere Ausspielen bürokratischer gegen rechtsstaatliche Prozesse, die Entwicklung »bonapartistischer Elementen«, beobachten mußte.

Auch *Joachim Perels* (Hannover) wählte das Spannungsverhältnis von Verfassungs- und Machtverhältnissen als Ausgangspunkt seiner Betrachtung der Kirchheimerschen Analyse: 1. Otto Kirchheimer habe die normativen Elemente der Weimarer Verfassung sehr ernst genommen. Gerade hier liege eine gewichtige Differenz zur Theorie Carl Schmitts; 2. Kirchheimer sei nicht bei der Verfassungsexegese stehengeblieben, sondern habe die überaus gründliche immanente Betrachtung jeweils mit »Ideologiekri-

tik« an konservativen Verfassungskommentaren verbunden; 3. die Verfassungsanalyse sei mit illusionsloser Untersuchung der politischen und sozialen Klassenbeziehungen verknüpft worden.

Die zweite Sektion beschäftigte sich mit »Souveränität und Pluralismus in Faschismus und Demokratie«. *Richard Saage* (Göttingen) konzentrierte sich auf die faschismustheoretischen Bemühungen Kirchheimers von 1935 bis 1941 und hob hervor, daß für diesen Vertragsfreiheit durch die starke wirtschaftliche Konzentration nicht mehr allgemein gegeben und deshalb »technische Rationalität« auch nur für die Herrschenden rational gewesen sei: nicht »Doppelstaat«, sondern »Unrechtsstaat«! Gegen den Totalitarismusansatz habe sich die Analyse von Kirchheimer insofern gewandt, als er durch die vom Staat abgekoppelten Oligarchien (Monopolkapital, Großgrundbesitz, Partei, Armee) eine ständige Tendenz zur Dezentralisation des Rechts erblickt habe.

Die von Saage angesprochenen Dezentralisierungstendenzen bildeten den Rahmen für das Referat von *Hans Mommsen* (Bochum), der deutlich den Ausgangspunkt von der Theorie des Staates auf die Analyse der nationalsozialistischen Bewegung verlegte. Der Nationalsozialismus müsse begriffen werden als nicht regenerierungsfähiges »System im Verfall«, das von der »parasitären Zersetzung« der übernommenen Institutionen des Weimarer Staates und preußischer Traditionen gelebt habe. Die Funktion der Ministerialbürokratie habe darin bestanden, durch »Abmilderung« phantastischer nationalsozialistischer Pläne diese praktisch zu ermöglichen (Beispiel: Judenverfolgung). Die These, daß die Beschaffenheit des NS-Systems nicht vom Staat her zu analysieren sei, könne deshalb keinesfalls als Freispruch für den bürokratischen Beamtenapparat mißdeutet werden.

Ulrich K. Preuß (Bremen) behandelte anschließend die »Politische Justiz im demokratischen Verfassungsstaat« und betonte im Geiste von Otto Kirchheimer zunächst, daß politische Justiz nicht notwendig ungerechte Justiz sein müsse (Beispiel: Nürnberger Prozesse), aber eben auch nicht lediglich ein formales Verfahren sein könne, das als »Scheinjustiz« bezeichnet werden sollte. Bei der »politischen Ächtung und Rechtswährung« sei gerade ihr verdeckter und verschleierter Charakter zu kritisieren, der politische Justiz öffentlicher Diskussion entziehe.

Hans-Peter Schneider (Hannover) setzte in seinem sehr informativen Referat eben an dieser Problematik an und zeichnete ein bedrückendes Bild von der Arbeitsweise und mangelhaften Kontrolle des administrativen Verfassungsschutzes in der Bundesrepublik.

Die letzte Sektion ließ sich von Kirchheimers Impulsen zur Erforschung von Parteiensystem und Parlamentarismus inspirieren. *Kurt Sontheimer* (München) hob vor allem die nicht nur in der Entdeckung, sondern auch in der begrifflich gelungenen Fassung schöpferische Leistung für Kirchheimers »Catch-all-Parties« (»Allerweltparteien«) hervor.

Joachim Raschke (Hamburg) untersuchte »historischen Kontext und Perspektiven der neuen sozialen Bewegungen/Grünen Partei« in der Bundesrepublik. Er ging davon aus, daß eine Integrationsgrenze der Volksparteien erreicht und eine neue Konstellation der »nachindustriellen Gesellschaft« aufgekommen sei, in der die Grünen eine zusätzlich zur sozialen und konfessionellen Konfliktlinie vorhandene Spaltung anzeigten, die dauerhaft sei, auch wenn damit noch nichts über die Zukunft der Grünen als Partei ausgesagt werde. — Eine Veröffentlichung der durchweg interessanten Referate des Symposiums ist, mit Unterstützung der Stadt Heilbronn u.a. Einrichtungen, geplant.

Axel Schildt (Hamburg)

The Role of Information in the Realization of the Human Rights of Migrant Workers

2. Experten-Meeting des UNECSO-Projektes, 23. bis 26. September 1985 in Bradford, Großbritannien

Wurden 1983 auf der Eröffnungskonferenz in Tampere, Finnland, als Schwerpunkt die politischen Rahmenbedingungen für Immigranten und nationale Lageberichte diskutiert (vgl. *Argument* 142, 868), so standen im Mittelpunkt dieser zweiten Konferenz Forschungsvorhaben und -ergebnisse einzelner Studien der Teilnehmer.

Mittlerweile sind 22 Wissenschaftler aus 14 Staaten an dem Projekt beteiligt. Untersucht werden in den verschiedenen länderspezifischen sub-studies folgende Gebiete: 1. Das Image der Immigranten in den dominanten Massenmedien, 2. Medienproduktionen der Immigrantengruppen, 3. Technologische Neuerungen und Informationspolitik und deren Nutzung in bezug auf Minderheiten, 4. Planung einer internationalen Bibliographie.

Die Auseinandersetzungen zu diesen Themenbereichen waren nicht nur international, sondern auch interdisziplinär: Medienwissenschaftler, Sozialwissenschaftler und Literaturwissenschaftler waren zusammengekommen. Es gab weniger Kontroversen um methodische Fragen als Diskussionen um Ergebnisse und die daraus zu ziehenden politischen Konsequenzen. Da die Teilnehmer mit zwei Ausnahmen (Jugoslawien, Finnland) aus Immigrationsländern in Europa bzw. Kanada und Australien kamen, wurde vor allem aus dem Blickwinkel der Aufnahmeländer diskutiert. Einigkeit bestand darin, daß dem Informationsbedürfnis der Immigranten — bezogen auf die Situation in den Herkunftsländern als auch in den Aufnahmeländern — nur unzureichend entsprochen wird. Hier haben sich die staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen ihrer Verantwortung, wie sie etwa in der KSZE-Schlußakte formuliert ist, bisher weitgehend entzogen. Es gibt nur wenige muttersprachliche Sendungen in Rundfunk und Fernsehen. Überwiegend wird in den Massenmedien ein negatives Bild der Immigranten erzeugt, staatliche Stellen haben bei der Planung und Durchführung ihrer Informationspolitik die Minderheiten wesentlich als Empfänger von Rechtsvorschriften und Verhaltenserwartungen im Blickfeld. Als Teil der einheimischen Bevölkerung mit eigenen kulturellen Bedürfnissen werden die Immigranten weitgehend ignoriert.

Andererseits entwickelt sich z.B. in der BRD eine relativ ausgeprägte Immigrantenkultur, wozu eigene Periodika, Zeitschriften, Immigranteliteratur u.a. gehören. Diese bildet ein Gegengewicht zur herrschenden Tendenz des Verschweigens oder der Sensationspresse.

Auch in den neuen elektronischen Medien stecken Möglichkeiten alternativer Entwicklungen. Die Teilnehmer aus Norwegen berichteten von einem Projekt, das den Immigranten die Produktion eigener Videos ermöglichen soll, die über einen Kabelkanal von Interessenten abrufbar sein werden. Diese und weitere Ideen, die in Bradford ausgetauscht wurden, zeigen, daß die kulturelle Szene in den Immigrationsländern in Bewegung ist.

Zwei Problemkomplexe waren auf der Tagung von besonderem Interesse: die Frage nach der Funktion der Wissenschaftler im beschriebenen politischen Kontext sowie das Verhältnis zwischen eingewanderten Minderheiten und historischen Minderheiten (z.B. den Basken) in bezug auf kulturelle Rechte etc.

Es waren Äußerungen zu hören, die die Wissenschaftler als ziemlich machtlos darstellten, was deren unmittelbare Einflußnahme auf die Verbesserung der Situation der Immigranten betrifft. Zugleich überwog jedoch die Einschätzung, daß internationale Forschungen wichtige Beiträge zur Lagebeschreibung seien.

Als notwendig wurde die klare Definition der Position der Wissenschaftler über die Prinzipien der KSZE-Schlußakte angesehen. Vor diesem Hintergrund sollten die Wis-

senschaftler in ihrem jeweiligen Land versuchen, die Ergebnisse ihrer Forschungen an die Öffentlichkeit zu bringen. Begrenzt bleibt der Wirkungsrahmen der Wissenschaftler durch fehlende finanzielle Mittel.

Weiter wurde die Schwierigkeit diskutiert, den Forschungsgegenstand in weltweiter Perspektive zu definieren. Legt man auch Einwandererstatus und abweichende Nationalität der betreffenden sozialen Gruppe zugrunde, so gibt es doch zahlreiche Überschneidungen zur Problematik traditioneller Minderheiten. Diese Überschneidungen bestehen in bezug auf Unterdrückung der jeweiligen Muttersprachen, der Verweigerung von kulturellen Rechten (z.B. Autonomie) u.a. Als wichtige Anregung wurde vorgeschlagen, das Studium traditioneller Minderheiten für die Erforschung der Probleme eingewanderter Minderheiten zu nutzen.

Zur Verbesserung der Arbeitseffektivität des UNESCO-Projektes wurde eine internationale Bibliographie geplant. Sie soll als Informationsquelle Politikern, Wissenschaftlern und Immigrantengruppen dienen. Gleichzeitig soll sie ein Hilfsmittel für Entscheidungsträger sein, indem sie in kurzen Übersichtsartikeln den Forschungsstand einzelner Themenkomplexe vermittelt. Auch dieses Sub-Projekt ist finanziell leider noch nicht abgesichert.

Das UNESCO-Projekt ist weiterhin offen für interessierte Wissenschaftler und staatliche Institutionen. Insbesondere wird um Mitarbeit von Immigrantengruppen gebeten, damit die Mediensituation auch aus ihrer Sicht dargestellt werden kann. Eine Abschlußkonferenz findet Ende 1988 statt. Alle Interessierten erhalten Auskünfte und Informationsmaterialien bei: Taisto Hujanen, Dep. of Journalism and Mass Communication, University of Tampere, P.O. Box 607, SF — 33101 Tampere 10, Finnland.

Hans-Dieter Grünefeld (Oldenburg)

Europäische Konferenz gegen Rassismus

Challenging Racism; Theory, Practice and Politics. 29. und 30. November 1985 in Noordwijk

Am 29. und 30. November 1985 fand in den Niederlanden eine europäische Konferenz gegen Rassismus statt, die von der *Stichting Studia Interetnica* organisiert worden war, einem Forschungsinstitut, das sich mit dem Ziel gegründet hat, die Selbstbestimmung ethnischer Minderheiten im Wissenschaftsbereich durchzusetzen. Bislang, so Leiter *Ruts Mual*, wurde von Weißen über Schwarze geforscht. Diese Forschungen beeinflussen die politischen Entscheidungen. Obwohl die Niederlande sich vor acht Jahren zur »multikulturellen Gesellschaft« erklärt und ein Gesetz zur Wahrung der religiösen, sprachlichen und kulturellen Autonomie der Minderheiten erlassen haben, sind diese immer noch Objekte von Wissenschaft und Politik. In der *Studia Interetnica* sind nur Wissenschaftler/innen aus ethnischen Minderheiten organisiert. So waren auf dieser Konferenz die Weißen einmal nur Zuhörer/innen und Diskussionsteilnehmer/innen. Referent/innen waren in England, den Niederlanden und Frankreich lebende Einwanderer. Insgesamt waren auf der Konferenz etwa 200 Personen.

Zu Beginn wandte sich *Chris Mullard*, Professor für »race-relations« an der Universität von Amsterdam und einer der Leiter des Instituts, entschieden gegen die Begriffe »Freundschaft« und »Harmonie«. Sinngemäß sagte er: Wir müssen den Begriff der Freundschaft fallen lassen und durch den Begriff Kampf ersetzen. Wir sind Kämpfer gegen Rassismus, Kämpfer für Gleichberechtigung in Wissenschaft und Politik. Auf der Tagesordnung stehe eine Analyse, die die gemeinsame Grundlage aller Unterdrückungsformen begreife. Die Kämpfe gegen Sexismus, Rassismus und »Classism« müßten zusammengeführt werden. In der Wissenschaft müsse eine neue, anti-rassistische Sichtweise durchgesetzt werden: »Nicht die Minderheiten sind das Problem, das Problem ist der Rassismus.«

In den folgenden Beiträgen wurden rassistische Strukturen in verschiedenen wissenschaftlichen und politischen Bereichen untersucht: *Wilfried Campbell* behandelte den Effekt rassistischer Haltungen in Kommunikationsprozessen (Positionierung und Selbstpositionierung von Minderheiten als minderwertig); *Özden Kutluer-Yalem*, die Ausbildungsprogramme für türkische Frauen leitet, zeigte, warum diese Programme an den Bedürfnissen der Frauen vorbeigehen bzw. sie überfordern: Da immer davon ausgegangen wird, daß die Minderheiten das Problem sind, nicht die Gesellschaft, in die sie integriert werden sollen, erscheinen sie als defizitär. Ihre besonderen Fähigkeiten werden auf diese Weise nie zur Kenntnis genommen. *Horace Lashley* zeigte, wie Schwarze im höheren Bildungswesen stereotypisiert werden, und Gajendra Verma führte den Ethnozentrismus von Intelligenztests vor, die in den USA und in England eine wichtige Rolle für den Bildungsweg der Schüler spielen: Um zu zeigen, daß Tests nicht objektives Wissen messen, sondern bestimmte, u.a. kulturbedingte Sichtweisen voraussetzen, haben schwarze Psychologen einen Test konstruiert, bei dem weiße Kinder im Durchschnitt schlechter abschnitten als schwarze. *Jocely Barrow* und *Dorett Mc Auslan* analysierten den Nutzen und die Gefahren der Präsenz von Schwarzen in politischen Gremien: Häufig handelt es sich um Gremien, die die Regierung beraten, deren Rat aber nicht gehört wird. Ohne ständigen Kontakt mit der schwarzen »community« besteht zudem die Gefahr, zum/zur Alibi-Schwarzen zu werden, weil von seiten der Weißen fortwährend Versuche unternommen werden, eine Spaltung zwischen dem/der guten, intelligenten / einsichtigen Schwarzen und dem angeblich ungebildeten, unwilligen Rest herbeizuführen.

Als am zweiten Tag die Zeit für Arbeitsgruppen gekürzt werden sollte, rebellierten die Frauen gegen die (ausschließlich männlichen) Organisatoren: Sie bräuchten die Arbeitsgruppe, um ihre eigenen Fragestellungen zu präzisieren, um Kontakte untereinander aufzunehmen und die Erfahrungen zwischen den Frauen, die in verschiedenen Ländern in verschiedenen wissenschaftlichen und politischen Bereichen arbeiten, auszutauschen. Im übrigen sei die Arbeitsgruppe auch nötig, um das Verhältnis der Frauen zur Studie *Interetnica* zu klären, denn das Institut sei eine reine Männerorganisation. Die Arbeitsgruppen fanden statt, und in der Frauengruppe wurden die Forderungen an das Institut diskutiert und beschlossen: Die Hälfte des Leitungsgremiums muß mit Frauen besetzt werden. Frauen sollten nicht einen eigenen Bereich bekommen, sondern in allen wissenschaftlichen Bereichen vertreten sein. Frauenforschung soll die bestehenden Initiativen und Arbeitszusammenhänge von Frauen unterstützen und sie nicht wiederum zum Objekt einer Forschung von oben machen. Einig waren sich alle, daß frau in diesem Institut mitarbeiten wolle. Im Gegensatz zu den weißen Feministinnen sei es für sie klar, daß sie *mit* ihren Männern arbeiten müßten, daß sie »ihre« Männer verändern müßten, weil sie beide, Männer wie Frauen, vom Rassismus betroffen seien. Als die Forderungen der Frauen im Plenum vorgetragen wurden, gab es eine breite Zustimmung. *Chris Mullard* gab zu, daß die *Studia Interetnica* eine sexistische Organisation sei. Sollte sich das auf der nächsten Mitgliedervollversammlung, auf der die Forderungen der Frauen diskutiert würden, nicht ändern, wolle er austreten.

Zum Schluß eine Anmerkung: Wenn ich von Schwarzen schreibe, entsteht bei den Leser/innen vielleicht der Eindruck, es habe sich nur um Einwanderer schwarzer Hautfarbe gehandelt. Das wäre falsch, denn der Begriff »blacks« bezeichnete dort alle diejenigen, die nicht zu den Urbewohnern der europäischen Länder gehören und vom Rassismus betroffen sind. Während hier noch weitgehend versucht wird, die Kulturen der Minderheiten zu unterdrücken, sind die Regierungen in England und den Niederlanden schon »weiter«: Sie unterstützen kulturelle Aktivitäten in der zum Teil begründeten Hoffnung, die ethnischen Minderheiten zu spalten. Dagegen und gegen die Aufteilung nach Einwanderern mit und ohne englischen/niederländischen Paß setzen diese bewußt den Begriff »blacks« als vereinheitlichendes Konzept. So fragte mich eine Gesprächs-

partnerin von den Philippinen, ob ich eine Weiße sei, was mich zunächst verblüffte, weil man/frau mir das ja »ansieht«. Dies als Denkanstoß für hiesige Diskussionen, die darum kreisen, ob wir in der Bundesrepublik ein relevantes Rassismus-Problem haben, da die hier lebenden, inzwischen Einwanderer gewordenen Migranten nicht schwarz sind, zu über 90% keinen deutschen Paß haben, nicht als Einwanderer hierher gekommen sind usw.

Nora Rätzel (Hamburg)

Erwerbsarbeit — Fallstrick oder Lebensperspektive?

Konferenz des Bundesverbandes der Juso-Hochschulgruppen und der Arbeitsgemeinschaft Sozialdemokratischer Frauen. 25. bis 27. Oktober 1985 in Düsseldorf

Feministinnen decken die gesellschaftliche Bedeutung der in Privatform erledigten Hausarbeit auf; die CDU wirbt mit der Aufwertung dieser weiblichen Tätigkeiten. In diesem Spannungsrahmen fand die Konferenz statt. Aus Geldnöten mußte sie, was die Anzahl der Frauen betraf, bescheiden ausfallen, nur hundert konnten eingeladen werden. Der erste Abend galt ausschließlich den eigenen Erfahrungen in der Familie. *Inge Wettig-Danielmeier*, *Ruth Winkler* und *Ingrid Strobl* diskutierten zu dem Thema »Arbeit aus Liebe oder die Abtreibung der Frauenfrage: das Thema Hausarbeit«. In einem politischen Rahmen über individuelle Angelegenheiten sprechen zu *können*, hatte für die einzelnen etwas befreiend Disziplinloses; die Debatte wurde im Plenum heftig fortgeführt.

Annette Kuhn und *Frigga Haug* bildeten unter dem traditionellen Titel »Frauen(arbeit) als konstitutiver Teil des Kapitalismus oder Nebenwiderspruch?« ein Podium, von dem neue Impulse ausgehen sollten. Obwohl A. Kuhn von einem *funktionalen* Verhältnis zwischen Hausarbeit und Kapital ausging und F. Haug eher die *fesselnde Wirkung* der Hausarbeit für die Frauen analysierte, dominierten die einigenden Punkte: Beiden ging es darum, diese »typisch weiblichen Tätigkeiten« unter dem Aspekt von neu und politisch zu begründenden Lebensweisen zu diskutieren. Beide sahen in der momentan geführten Diskussion um die Alternative *entweder* Erwerbsarbeit *oder* befriedigende Lebensweisen die Weichen falsch gestellt. F. Haug entwickelte die Hausarbeitsdebatte — wenigstens — skizzenhaft so weiter, daß durch sie die Frage nach der Struktur der kapitalistischen Gesellschaft gestellt werden konnte.

Die Fragen der individuellen und der gesellschaftlichen Reproduktion ließen sich so erstmalig zusammenstellen (vgl. dazu auch F. Haug »Zeit der Privatisierungen?« in diesem Heft). In den Arbeitsgruppen (es gab insgesamt vier zur sozialen Sicherung, zur Lebensperspektive von Akademikerinnen, zu Arbeits- und Lebensorganisationen) wurde diese Problemstellung weiterverfolgt. Begeisterung entwickelte sich vor allem dort, wo über die notwendigen, aber eben auch punktuellen Forderungen, wie die für gleichen Lohn, mehr Kindergärten usw., hinausdiskutiert wurde und ein utopischer Zugriff auf alle Bereiche der Gesellschaft reflektiert werden konnte. Als erster praktischer Schritt wurde die Notwendigkeit eines Kongresses herausgearbeitet, auf dem Frauen aus allen Parteien und autonomen Gruppen über die Durchsetzung einer umfassenden Quotierung, Geldmittel, Stellen usw. betreffend diskutieren sollten (vgl. auch den Kongreßbericht über die österreichischen Frauen in *Argument* 154). Kornelia Hauser (Hamburg)

Software-Ergonomie '85

ACM/JAO. 24. bis 25. September 1985 in Stuttgart

Die Software-Ergonomie ist ein relativ junger Bereich der EDV, der in den letzten fünf bis zehn Jahren sprunghaft an Bedeutung gewonnen hat, nicht zuletzt wegen der enormen Ausweitung des Kreises der Benutzer von EDV-Systemen vom Experten bis hin zum Home-Computer-Besitzer. Ein Vertreter des Marktführers IBM sagte, IBM sähe

sich zunehmend gezwungen, dem Problembereich Software-Ergonomie mehr Aufmerksamkeit zu widmen, da dieser Faktor inzwischen bei der Kaufentscheidung von potentiellen Anwendern manchmal Preis-Leistungs-Kriterien überwöge.

Die Software-Ergonomie-Tagung, getragen vom German Chapter der Association of Computing Machinery (ACM) in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für Informatik und dem Fraunhofer Institut für Arbeitswirtschaft und Organisation (IAO), war die zweite dieser Art in der BRD. Wie der Tagungsleiter, Prof. *H.-J. Bullinger* vom Fraunhofer Institut, mehrfach mit offensichtlichem Stolz kundtat, stammten 70% der Tagungsteilnehmer aus der Industrie, in erster Linie aus den Forschungs- und Entwicklungsabteilungen der Computerhersteller, z.T. aber aus den Bereichen Produktion und Marketing. Die restlichen 30% waren v.a. Wissenschaftler aus dem universitären Bereich sowie von privaten Forschungsinstitutionen, die Grundlagenforschung betreiben; ein kleiner Teil (vorwiegend aus West-Berlin) arbeitete in gewerkschaftlich orientierten und/oder finanzierten Projekten mit arbeitssoziologischer Akzentuierung.

Die Tagung war, von einer anderthalbstündigen Podiumsdiskussion abgesehen, im wesentlichen als »Vortragstagung« konzipiert. Die einzelnen Vorträge dienten der »Ausstellung« der eigenen Forschungs- und Entwicklungsaktivitäten. Sie waren Angebote zu einer interdisziplinär ausgerichteten Koordination der in den einzelnen Institutionen betriebenen Projekte. Das Bemühen um die Einleitung und die Vermittlung von ersten Kontakten war spürbar eines der Hauptanliegen der Organisatoren. Dabei fand der Informationsaustausch vornehmlich außerhalb der Hörsäle in Form der »Visitenkartenzirkulation« statt. In den Sitzungen, deren Themen und Referenten mehr kritisch-gewerkschaftlich orientiert waren, wurde die Redezeit der Referenten von 30 auf 20 Minuten eingeschränkt, um Zeit für Diskussionen zu schaffen, die dann auch tatsächlich aufkamen. Gerade diese Veranstaltungen wurden vorwiegend von Studenten und Hochschuldozenten besucht, Vertreter der Industrie waren kaum zu sehen.

Da vorwiegend Industrievertreter teilnahmen, gab es zwei Schwerpunkte bei der Bewertung software-ergonomischer Problemstellungen: a) die Software-Ergonomie sollte durch verständlichere, ansprechendere, schneller zu begreifende Bedienbarkeit und Organisation der Anwendungsprogramme und -geräte eine effizientere, rationellere Abwicklung der Arbeitsaufgaben ermöglichen; und b) durch die »benutzerfreundliche« Gestaltung der Software sollten Akzeptanzprobleme vermindert, der Widerstand der Benutzer (d.h., in erster Linie der Angestellten der Unternehmen, die EDV-Systeme einführen und anwenden) verringert werden.

Dieser letzte Punkt — die Beseitigung von Akzeptanzproblemen — demonstriert Probleme gerade der gewerkschaftsorientierten Arbeit auf diesem Gebiet. Denn die Einführung von EDV-Systemen bedingt, wie in den Vorträgen von *G. Cyraneck* und *K.-H. Röddiger* (beide TU Berlin) dargelegt wurde, in den meisten Fällen eine Isolierung der Angestellten durch Reduktion der kooperativen Arbeitsbereiche und durch Übertragung der Koordination der Arbeitsabläufe in mehr oder weniger großem Umfange an das System, was wiederum eine Reduzierung sowohl der arbeitsbezogenen wie der informellen Kommunikation der Kolleg(inn)en bewirkt. Hier droht aus diesem Grunde Gefahr für die gewerkschaftliche Arbeit, für solidarisches Verhalten überhaupt in solchen Betrieben.

Wie die Konsequenzen dieser technischen Neuerungen sich weit über das unmittelbare Umfeld des Arbeitsplatzes hinaus auswirken, so muß auch die gewerkschaftliche Strategie in Zukunft in größerem Maße auch die gesamt- und außerbetriebliche Umgebung berücksichtigen. Dies gilt um so mehr, als computerbedingte »Heimarbeit« in zunehmendem Maße den Betriebszusammenhang lockern und die Zugänglichkeit der Beschäftigten für gewerkschaftliche Aktivitäten erschweren wird.

A. Tepper (Gesellschaft für Mathematik und Datenverarbeitung) untersuchte die Bedingungen, unter denen die Benutzer solcher Systeme an den Entscheidungs- und Ge-

staltungsprozessen teilnehmen können, am Beispiel der Einrichtung eines »Bürgeramtes« bei der Stadtverwaltung in Unna. Nicht die Betroffenheit an sich löse die stärkste Motivation zur Beteiligung aus, sondern ein positives »Bedürfnis« nach Beteiligung, das wiederum von vielfältigen Faktoren wie Aufstiegs- und Qualifikationserwartung, Kommunikationsbedürfnissen usw. abhängt.

Wenn man auch diese Feststellungen Teppers aufgrund methodischer Unklarheiten mit Vorsicht behandeln sollte — »Beteiligung« wurde quasi absolut gesetzt und als nicht weiter zu analysierender Maßstab für die Beurteilung der Handlungen der Beschäftigten angewendet, ohne Rücksicht auf Grundlage, Form, Inhalt und Zielsetzung der »Beteiligung« —, geben sie doch bedenkenwerte Hinweise über die Motivationsstruktur der Angestellten in solchen Bereichen, die bei der gewerkschaftlichen Strategieentwicklung nicht außeracht gelassen werden dürfen.

Ein weiterer interessanter Aspekt der Software-Ergonomie ist die Anlehnung der Gestaltung und Vermittlung von EDV-orientierten Tätigkeiten an die überkommene Erfahrungswelt des Benutzers. So werden z.B. bei modernen Büroverwaltungssystemen oft nicht »Dateien katalogisiert«, »gelöscht« (oder gar »files catalogued«, »deleted«) usw., sondern es werden »Dokumente«, »Notizzettel« in »Ordnern« abgeheftet oder in »Ablagekörben« abgelegt. Diese Dinge sind durch Piktogramme am Bildschirm dargestellt und der Benutzer berührt mit einer Art »elektronischem Kugelschreiber« die betreffenden »Gegenstände«. Aus Unternehmenssicht wird, neben den Akzeptanzvorteilen, mit der Verringerung der Ausbildungs- und Adaptionkosten für solche Systeme geworben. N. Streitz (Institut für Psychologie der RWTH Aachen) wies jedoch auf die Unzulänglichkeiten derartiger metaphorischer Repräsentationen hin, wenn es um Leistungen des Systems geht, die den alten Abläufen gegenüber völlig neuartig sind. Die Konsequenzen für die Beziehungen des Arbeitenden zum Arbeitsmittel und zum Arbeitsgegenstand, für Kompetenz- und Qualifikationsstrukturen wie auch für die Symbolhaftigkeit der Sprache in solchen Handlungszusammenhängen wären sicher lohnende Bereiche für weitere Forschung.

Graham Macfarlane (Tübingen)

BdWi-Fachtagung Gentechnologie

6. und 7. Dezember 1985 in Köln

Der Zeitpunkt für die Tagung war gut gewählt: Im September hatte Bundesforschungsminister Riesenhuber angekündigt, der chemischen Industrie für Freilandversuche mit genetisch manipulierten Mikroorganismen sowie für die Überschreitung der 10-Liter-Sicherheitsgrenze im Rahmen der Wirkstoffproduktion Sondergenehmigungen zu erteilen. Riesenhuber geht mit dieser Demarche ein erhebliches politisches Risiko zugunsten der Industrie ein, denn mit derartigen Sondergenehmigungen übernimmt der BMFT die Verantwortung für bislang vollkommen unerforschte Risiken, die beispielsweise in den USA seit mehreren Jahren die Gerichte beschäftigen. Darüber hinaus berührt sein Vorhaben die Kontrollkompetenzen der Überwachungsbehörden der betroffenen Bundesländer. Schwerer wiegen dürfte jedoch noch die Tatsache, daß Riesenhuber sowohl den Bericht der interministeriellen Ethikarbeitsgruppe (Benda-Kommission) als auch das Votum der Enquetekommission »Chancen und Risiken der Gentechnologie« des Deutschen Bundestages übergeht und in Kauf nimmt, beide Gremien und ihre Auftraggeber zu brüskieren.

Diese politische Zuspitzung spielte in der Diskussion mehrerer Arbeitsgruppen eine wichtige Rolle. Dagegen wurden die Plenarveranstaltungen eher bestimmt von der Kontroverse zwischen den Gastgeberern als Befürwortern der Gentechnologie und Kritikern, die sich auf naturphilosophische Positionen beriefen oder Zweifel an den Sicherheitsvorkehrungen sowie der wissenschaftspolitischen Organisation der Gentechnologie äußerten. In den Arbeitsgruppen ging es vorrangig um Fragen der Sicherheit am Arbeitsplatz

in Labor und Betrieb, um Effekte auf dem Arbeitsmarkt sowie die Weiterqualifizierung der Beschäftigten. Die Forschungspolitik der Bundesregierung wurde einer kritischen Analyse unterzogen unter dem Aspekt möglicher öffentlicher Kontrolle der Gentechnologie und ihrer weiteren Entwicklung. Außerdem wurden die Anwendungsmöglichkeiten in der Medizin (präinatale Diagnostik, Pharmaka) geprüft, die bevorzugt zur Legitimation des forcierten Ausbaus gentechnischer Forschungseinrichtungen und Produktionsstätten herangezogen werden. Ein weiteres wichtiges Thema war die militärische Mißbrauchsmöglichkeit genetisch manipulierter Mikroorganismen als biologische Waffe.

Die Tagung hat deutlich gemacht, daß es an wissenschaftlich stichhaltigen Kenntnissen über die Risiken der Gentechnologie und entsprechender großtechnischer Produktionsanlagen fehlt. Die bisherigen Sicherheitsrichtlinien beziehen sich auf ein längst überholtes Stadium der Forschung. Vor allem die Abschottung gentechnologischer Arbeiten in außeruniversitären, maßgeblich von der Industrie beeinflussten Forschungszentren stellt die Chancen öffentlicher Planung und Kontrolle in Frage. In mehreren Arbeitsgruppen wurde die Notwendigkeit einer zentralen Planungs- und Überwachungsinstanz für die Gentechnologie erkannt; Einigkeit über deren konkrete Befugnisse konnte jedoch nicht erzielt werden.

Außerdem zeichnet sich eine neue Wissenschaftsentwicklung ab. Im Gegensatz zu schwammigen Begriffen wie z.B. »soziale Beherrschbarkeit« oder »Technikbegleitforschung« tauchte immer wieder der Begriff einer »Technikfolgeforschung« auf, die anhand konkreter Projekte wie etwa den Freilandversuchen, die chemischen, biologischen, medizinischen und sozialen Probleme und Auswirkungen der Gentechnologie in interdisziplinären Forschungseinrichtungen untersuchen müsse. Der komplexe Charakter solcher Ermittlungen deutet auf eine weitere notwendige Integration von Natur- und Sozialwissenschaften hin, wie sie sich schon — mit unterschiedlichem Erfolg — in der Automationsforschung und dem Projekt »Humanisierung der Arbeit« seit längerem abzeichnet. Referate und Vorträge der Tagung werden vom BdWi als Materialienband herausgegeben.

Sigurd v. Ingersleben (West-Berlin)

Gesellschaft und Vernunft

3. Ernst-Bloch-Tage. 8. bis 9. November 1985 in Tübingen

Im Jahr des 100. Geburtstages von Ernst Bloch hatten das Sozialistische Büro Offenbach und eine unabhängige Tübinger Vorbereitungsgruppe zu den Dritten Ernst-Bloch-Tagen geladen. Vor rund 500 Teilnehmerinnen und Teilnehmern eröffnete *Reinhard Brunner* die Veranstaltung mit einer marxistischen Kritik am kapitalistischen Fortschrittsdenken und dessen Sachzwanglogik. Er forderte dazu auf, aus der aktuellen politischen Auseinandersetzung um Irrationalismen und Mythen in der partikularisierten alternativen Bewegung eine positive Utopie zu formulieren und die Frage nach einer möglicherweise notwendigen neuen Vernunft zu diskutieren.

Im Zentrum der abendlichen Eröffnungsveranstaltung stand der ausgezeichnete Vortrag des Genfer Philosophen und Literaturwissenschaftlers *Manfred Frank*. Der Schelling-Spezialist war erst kürzlich für den neu errichteten Ernst-Bloch-Gastlehrstuhl nominiert worden, den der Suhrkamp-Verlag aus Anlaß des 100. Geburtstages von Ernst Bloch der Tübinger Philosophischen Fakultät gestiftet hatte. Frank wandte sich in seinem Beitrag der nicht nur von linken Vernunftkritikern aufgestellten Frage zu: Brauchen wir einen neuen Mythos? Über eine auf mehr als zwei Jahrhunderte ausgreifende ideen- und literaturgeschichtliche Betrachtung gelangte er in der Darstellung einer »Dialektik von Entmythologisierung und Aufklärung« zu einer eindeutig negativen Antwort und plädierte vielmehr für ein geschärftes Bewußtsein gegenüber den Leistungen der Frühromantiker, die unter expliziter Abgrenzung von Positionen der »Gegen-Vernunft« das Postulat einer »Mythologie der Idee der Vernunft« erhoben hätten. Frank bezog

sich auf die reaktiven Kritiken Schellings und Schlegels an der »analytischen Vernunft« der Aufklärung. Schelling habe schon sehr früh die Schwelle zur Moderne markiert, indem er im bürgerlichen Staat der Trikolore, den er begrüßte, zugleich die Gefahr einer »Vernunftmaschine« und eines »Räderwerkes gegen die Menschen« erkannt habe.

Der aktuellen Kontroverse über gesellschaftliche Legitimationskrisen sei mit einer bloßen Ablehnung des Mythos jedoch nicht geholfen, es gehe vielmehr um ein mit Blochschem Handwerkszeug vollzogenes Durchforsten der Tradition des Mythos. Bedauerlicherweise wurde Franks sorgfältig differenzierendes mythenkritisches Mosaik kaum von den Teilnehmern aufgegriffen. Der Heidelberger Pädagoge *Micha Brumlik*, Mitarbeiter der *Links*-Redaktion, setzte sich dagegen außerordentlich spitz und provokativ mit dem neuen Irrationalismus innerhalb der Linken und der neuen sozialen Bewegungen auseinander. Er sah in dem aufblühenden Mythologisieren eine bestimmte Form alltäglicher Realitätsbewältigung und eine nicht gemeisterte Enttäuschung über empfundene Niederlagen seit der APO bis zum »Deutschen Herbst«. Brumlik trat für eine »politische Strategie auf der Basis der Aufklärung« ein. Er warnte vor einer »Verschiebung nach rechts« unter dem Deckmantel der »Wiederverzauberung der Aufklärung« und der »trügerischen Sicherheit selbstgestifteter Religion«. Das Mitglied des Sozialistischen Büros bestand auf der Trennung von Mythos und Wissenschaft sowie von Politik und Religion. Die Anerkennung des Bedürfnisses nach Mythos und Religion dürfe nicht mit der Anerkennung der Wahrheit ihrer Inhalte verwechselt werden. Für die Befriedigung dieser Bedürfnisse seien Kunst, Erotik und Religion zuständig, nicht aber die Politik und deren Realitätsprinzip. Aufklärung habe sich zwar einzugestehen, daß sie ängstige und Identitäten verunsichere, sie dürfe dem Mythologisieren jedoch keinen Schritt nachgeben. Schließlich sei nicht die Aufklärung das Zerstörerische, sondern die Verhältnisse illegitimer Herrschaft. Seinem Aufruf, die Aufklärung wieder materialistisch zu gestalten, fügte er trotz peinlichen Berührtseins im Auditorium Zitate des »Aufklärers Marx« hinzu. Nach Brumlik brauche man keinen neuen Mythos, sondern die Anstrengung des Begriffs und der Wissenschaft.

In den neuen mythischen und religiösen Bewußtseinsformen wollte der Tübinger *Winfried Thaa* den »Widerstand gegen eine herrschaftliche Formierung der Gesellschaft« und gegen einen zerstörerischen Fortschritt erkennen. Der ehemalige Organisator der Ersten Ernst-Bloch-Tage (1978) zum Thema »Marxismus und Naturbeherrschung« wehrte sich heftig gegen Brumliks Ausführungen (»Der Marxismus hat sich in einigen wichtigen Punkten diskreditiert«). Er sah u. a. in der »Erotisierung der zwischenmenschlichen Beziehungen« ein »Kennzeichen der Moderne«. Für Thaa hat die Linke Schwierigkeiten, Ziele gesellschaftlicher Entwicklungen zu formulieren: »Ich wollte mit der Geschichtsphilosophie Blochs nichts mehr anfangen wollen.« Die »instrumentelle Vernunft« zerstöre die Einheit von fortschreitender Technik und fortschreitender Moral. Unter deutlicher Abgrenzung zu Brumlik insistierte Thaa darauf, daß die Aufklärung nur zu retten sei, indem sie auf ihre Schranken reflektiere und den Verlust ihrer Selbstgewißheit zur Kenntnis nehme. — Die Grenzlinie zwischen Befürwortern und Kritikern des Projektes Aufklärung zog sich auch durch die Arbeitsgruppen der Tagung. Denen, die die bürgerliche Gesellschaft marxistisch weiterentwickeln wollten, standen nicht nur die vernunftskritischen Anhänger der »Strategie der Minderheit« (Lyotard) aus dem Tübinger Konkursbuchverlag gegenüber. Der Verlust einer allgemeinen gesellschaftskritischen Vernunft wurde von letzteren gefeiert, von ersteren befürchtet. Die Gemeinde Blochiana ist mehrfach gespalten. Wer frühere Bloch-Tage erlebt hatte, den mußte die Wandlung des geistigen Klimas und die »Wende des Zeitgeistes« erschrecken. Die Zahl der materialistisch streitenden Aufklärer war zusammengeschmolzen und gab sich keine sonderlich große Mühe, den Verfechtern der »nouvelle philosophie« zu begegnen. Die Suche nach emanzipatorischer Vernunft ist vorläufig vertagt. Wolf Schröter (Tübingen)

Die deutsche Literatur nach 1945 im Urteil des Auslandes

6. und 7. Juli 1985 in West-Berlin

Vor viel zu kleinem Publikum fand im Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft des Fachbereichs Germanistik der FU Berlin ein um so bedeutenderes Colloquium zur Nachkriegsliteratur statt. Anlässlich des 40. Jahrestages des 8. Mai sollte durch Blick von außen die »kulturelle Identität der Deutschen« sichtbar werden. Die Ausklammerung osteuropäischer Perspektiven wie auch der DDR-Literatur könnte unter beiden Gesichtspunkten — dem des Blicks von außen und dem des Identitätsproblems — motiviert werden, aber vielleicht war die Eingrenzung auf die Rezeption westdeutscher Literatur im westlichen Ausland doch eine angemessene Antwort auf einen Revanchismus, den es auch in der Literaturwissenschaft gibt.

Alle Referate bewiesen, wie sehr die Aufnahme der westdeutschen Literatur von den jeweiligen sozialgeschichtlichen und insbesondere politischen Bedingungen abhängt. Politische Interessen dominieren eindeutig die im engeren Sinne literarischen Maßstäbe. So ergeben sich vor allem Gattungs- und Phasenverschiebungen gegenüber dem Ursprungsland. Dessen literarisches Leben entscheidet jedoch über die Autoren, die überhaupt rezipiert werden.

Brigitte Pucinelli beschrieb die französische Rezeption von westdeutscher Literatur zur Vergangenheitsbewältigung: Während bis 1948 vor allem die antifaschistische Autobiographie der Opfer und Widerstandskämpfer aufgenommen wurde sowie die Spätwerke von so unterschiedlichen Repräsentanten eines »guten Deutschland« wie Th. Mann, Plivier, Seghers und Wiechert, setzten sich gleichzeitig die mit Faszination gelesenen, »interessanten«, »bösen« Deutschen Ernst Jünger und Ernst von Salomon durch. Dieses ambivalente Deutschlandbild fand Mitte der 50er Jahre seinen Ausdruck in der Anerkennung jener »jungen« Prosa, die vom Standpunkt des unter der Diktatur leidenden Individuums geschrieben wurde und in Vorbehalten gegen die Perspektive des individuellen Erlebnisses, wenn man die Gestaltung des Ganzen vermißte, z.B. bei den nur als Talent gewerteten Heinrich Böll oder Hans Werner Richter. Der Erfolg von Günter Grass und Uwe Johnson schien 1960 die Nachkriegszeit zu beenden: Ihre erzählerischen Relativierungstechniken setzten nicht nur das Gut-Böse-Schema außer Kraft, sondern kündigten an, daß der politische Maßstab der Vergangenheitsbewältigung für die Rezeption westdeutscher Literatur in den Hintergrund treten würde.

In Italien — so Guiseppa Bebilacqua — behinderten die Nachwirkungen der faschistischen Förderung des Deutschunterrichts bis in die 50er Jahre die Rezeption deutschsprachiger Literatur; die auf den antifaschistischen Widerstand zurückgehende Hegemonie eines fortschrittlich orientierten Klassizismus, der sich vor allem an Georg Lukács geschult hatte, führte dazu, daß in der italienischen Kritik Werke wie Koeppen »Tod in Rom« der Schmidts »Leviathan« weder ein großes noch günstiges Echo fanden, obwohl sie — wie »fast alles« — relativ schnell übersetzt worden waren. Erst die ethisch-politische Haltung von Uwe Johnsons »Jakob Abs« wurde für breitere italienische Leserkreise zum Medium der Wiederverständigung mit dem literarischen Deutschland.

Der infolge der Unterentwicklung des Buchmarkts traditionelle Vorrang des gesprochenen Wortes in Griechenland und die einschneidende Politisierung aller kulturellen Interessen durch den Bürgerkrieg (1945-1948) ließ erst Brechts 1952/53 aufgeführten »Kreidekreis« den Bann über die deutsche als Naziliteratur brechen. Wie heute in vielen Ländern der Dritten Welt wurde Brecht als »brüderlicher Kampfesgruß eines Genossen aus dem Ausland« inszeniert. Theophilos Frangopoulos verwies darauf, daß die Obristen 1967-1974 vergeblich mit einem totalen Verbot Brechts die Lehre aus der Erfahrung der 50er Jahre ziehen wollten: Zuckmayers »Hauptmann von Köpenick« und Weiss' »Popanz« erfüllten eine analoge antifaschistische Funktion.

Wie in Griechenland, wo die »Blechtrummel« erst 1985 übersetzt wurde und ohne Er-

folg blieb, so bildete auch in Großbritannien der Kanonisierung des Stückeschreibers Brecht als *des* deutschen Nachkriegsautors den Wendepunkt. Colin Russ stellte dar, wie bis dahin deutsche Literatur abgelehnt wurde, indem man auf die unbewältigte Vergangenheit verwies und auf den schwerfälligen, schwülstigen, metaphysischen oder langweiligen Charakter dieser Literatur. Die Aufführung des »Kreidekreises« durch das Berliner Ensemble in London 1956 widersprach mit Witz, Takt und als Ensembleleistung wenigstens teilweise diesem Bild von »teutonic efficiency«. Rhys Williams entwarf ein kritisches Bild der institutionellen Mechanismen, die die Rezeption westdeutscher Literatur in Großbritannien bestimmen. Erstens sind akademische Literaturwissenschaft und Literaturkritik soweit voneinander getrennt, daß noch 1968 in Oxford deutsche Literatur 1930 endete. Die 500 britischen Germanisten rezensieren grundsätzlich keine übersetzte Gegenwartsliteratur — in ihrem halboffiziellen Organ haben sie die Möglichkeit zur Besprechung von Gegenwartsliteratur überhaupt abgeschafft; sie übersetzen sie auch nicht. Der zweite Mechanismus sorgt dafür, daß britische Leser von US-amerikanischen Übersetzungen abhängig sind. Während an Schulen und Universitäten ein anachronistisches System redigierter Texte herrscht, setzen US-amerikanische Verlage und deren Übersetzer ihre Auswahl westdeutscher Autoren durch, z.B. Böll und Grass. An zwei Beispielen aus Ralph Mannheims »Blechtrommel«-Übersetzung zeigte Williams, daß es noch keine brauchbare Übersetzung von Grass ins Englische gibt: Mannheim fälschte die bei Grass zu findende Relativierung des Verlustes der »Heimat« um in eine Drohung gegen die Volksrepublik Polen auf der Linie des Kalten Krieges.

Wie sehr ideologische Motive die Rezeption bestimmten, belegte Volkmar Sander an dem Bild, das die »New York Times« von deutscher Literatur nach 1945 entwarf. Bis in die späten 60er Jahre wurde von der Korrespondentin das Lob deutscher Innerlichkeit gesungen, ohne daß je die Gruppe 47 in ihr Blickfeld trat. Volker Wehdeking ergänzte mit Phasen und Namen das ökonomische und politische Bild: Verspätungen und Vereinigung von Stereotypen bestimmten die Auswahl, wenn nacheinander bis 1965 Brecht, bis 1975 Hesse und seither Grass, Böll und neuerdings Fassbinder zu den wichtigsten deutschen Autoren wurden und sich so das Interesse an Faschismus und Krieg, am Antimaterialistischen und am Dämonischen sowie an deutschen Stoffen mit Hollywood-Klischees ablösten.

Helmut Peitsch (West-Berlin)

Kulturarbeit und Ästhetik

Tagung des Club Voltaire und der Gesellschaft für politische Ökologie. 19. bis 20. Oktober 1985 in Tübingen

Die Tagung markiert eine neue Phase im Kampf alternativer Kultureinrichtungen um öffentliche Anerkennung und Mittel. Nach hart erarbeiteten Erfolgen auf kommunaler Ebene wird die Diskussion um einen neuen, erweiterten Kulturbegriff nun verstärkt auch auf Landes- und Bundesebene geführt. Die Kulturzentren und Initiativen sind dabei massiven Angriffen konservativer Kulturideologen ausgesetzt, die die Pfründe der hochsubventionierten Elitekultur verteidigen und den kulturellen Wert der alternativen Praxis bestreiten. Wie *Eckard Holler* (Tübingen) im Einleitungsreferat erläuterte, ist der äußere Zwang zur Profilierung nicht der einzige Grund für das Interesse der alternativen Kulturarbeiter am Thema Ästhetik/Kulturtheorie. Auch weil nach innen hin (z.B. bei der Veranstaltungsplanung und Nachwuchsförderung) anspruchsvoller gearbeitet werden soll, werden ästhetische Qualitätskriterien relevant. Wieweit eine »alternative Ästhetik« ausführbar ist und wie sie kulturtheoretisch fundiert werden kann (Holler erteilte gleich zu Anfang der Kritischen Theorie und ihrem »elitären Kunstbegriff« eine Absage), war die zentrale Frage, über die rund fünfzig Kulturarbeiter, Kulturpolitiker und Wissenschaftler aus dem Bundesgebiet und West-Berlin diskutierten.

Dieter Kramer (Marburg) steckte das Feld der Diskussion um die »künstlerische Qualität« ab. Er wandte sich sowohl gegen den bürgerlichen Agnostizismus, der ästhetische Qualität zur individuellen »Geschmackssache« erklärt, wie gegen Versuche, die Qualität künstlerischer Produkte in außerästhetische (z.B. politische) Kategorien aufzulösen. Kramer warnte weiter davor, in der Auseinandersetzung mit der offiziellen Kulturpolitik auf »kulturellen Pluralismus« abzuheben und sich mit einem »Homeland« für die alternative Kultur abspesen zu lassen. Er insistierte auf einer Kulturtheorie, welche die Gesamtheit der Gesellschaft und »relative Einheit der Kultur« in den Blick nimmt. In didaktisch vorbildlicher Weise referierte anschließend *Karin Priester* (Münster) über die Kulturkonzeption Antonio Gramscis. Gramscis bekannte These, daß sich der westeuropäische Kapitalismus nur überwinden läßt, wenn zuvor in mühsamem »Stellungskrieg« die »kulturelle Hegemonie« errungen ist, verleiht der Arbeit der soziokulturellen Zentren eine eminent politische Bedeutung. Priester hob Gramscis Festhalten am Leninismus hervor und wandte sich gegen die Vereinnahmung seiner Ideen durch die Sozialdemokratie (Glotz auf der Volksuni West-Berlin und dem Gramsci/Luxemburg Kongreß in Hamburg).

Während es Karin Priester mit Gramsci noch einigermaßen gelang, Bezüge zur Praxis der alternativen Kultureinrichtungen herzustellen, waren die beiden folgenden Beiträge von *Klaus Scherpe* (West-Berlin) und *Karl-Heinz Götze* (Bremen/Nizza) über die »Ästhetik des Widerstands« von Peter Weiss diesbezüglich äußerst hermetisch. Beide Referenten mochten den Roman nicht vorschnell für praktische Fragestellungen ausgeschlachtet sehen und weigerten sich, die »Ästhetik des Widerstands« auf ein Strategiepapier linker Kulturpraxis zu reduzieren. *Peter Schmandt* (Tübingen), der am Abend mit einer Arbeitsgruppe von Kunststudenten anhand von Lichtbildern Peter Weiss' Interpretation des »Floß der Medusa« erläuterte, sah in dieser Haltung die Gefahr, daß Weiss als eine Art »Goethe des Argument-Verlags« aufs Piedestal gehoben und die wünschenswerte »respektlose Auseinandersetzung« mit ihm erschwert wird. *Diether Dehm* (Frankfurt) beklagte die Distanz der Linken zur populären Unterhaltungskunst und plädierte für eine neue »Populärästhetik«, die freilich zu unterscheiden sei von einem opportunistischen Populismus. In der anschließenden Diskussion trat ein Dissens klar hervor, der sich bereits bei den Weiss-Vorträgen angedeutet hatte und die Frage betrifft, welche Bedeutung der Volkskultur (die bei Weiss weitgehend ausgeklammert ist, aber bei Gramsci eine zentrale Rolle spielt) als Anknüpfungspunkt für eine fortschrittliche Kulturkonzeption zukommt. Besonders die anwesenden Hochschulvertreter versuchten (u.a. mit der These vom »gesunkenen Kulturgut«), die Bedeutung der Volkskultur zu relativieren. Mit dem Togliatti-Zitat, »Um die bürgerliche Kultur zu zerstören, müssen wir erst einmal auf ihrer Höhe gestanden haben«, machte auch Karin Priester deutlich, daß sie in der kritischen Aneignung des bürgerlichen Kulturerbes den primären Anknüpfungspunkt sieht. Wie vor ihm Diether Dehm, analysierte auch *Dieter Herms* (Bremen) aktuelles Kulturgesehen. Am Beispiel eines Gedichts des Chicano-Poeten Alurista und Produktionen der »San Francisco Mime Troupe« versuchte er, Elemente der »Zweiten Kultur« im Sinne Lenins herauszuarbeiten. Die Brauchbarkeit der »Zwei-Kulturen-Theorie« blieb auf der Tagung umstritten. Vor allem von den Kulturtheoretikern aus dem Umfeld der Sozialdemokratie wurde ihr Wert bezweifelt. Der Begriff »Zweite Kultur« sei zu eng für die Komplexität der bürgerlichen Kulturgesellschaft (Dehm) und verfehle gerade das Moment der relativen Einheit der Kultur (Kramer).

Mit Interesse erwartet wurde der Beitrag von *Joachim Lux* vom Schauspielhaus Köln. Solange in den öffentlichen Haushalten die Mittel für Kultur nicht allgemein erhöht werden, bedeutet jede Forderung der alternativen Kultureinrichtungen einen Angriff auf den Fördertopf der etablierten Einrichtungen wie Theater und Oper. Lux warb für ein »anarchistisch-provokantes« Theater und kritisierte den Mangel an ästhetischen Experi-

menten und kontroversen Stoffen bei den alternativen Theatergruppen, deren miserable Produktionsbedingungen er sich freilich nicht zum Problem machte. »Lust an Veränderung«, »Konfliktbereitschaft« und »Selbstkritik« sei vor allem bei den Etablierten zu finden, so seine These. *Thomas Vogel* vom Südwestfunk, der von zwanzig eingeladenen Medienleuten als einziger den Weg in den Club Voltaire fand, vermißte bei den alternativen Kultureinrichtungen die »offensive Auseinandersetzung« mit den Medien. Die alternative Kultur lasse »ihre« Rundfunkleute vielfach »im Regen stehen« und verzichte auf die vielen Möglichkeiten der Einflußnahme (von der »organisierten Resonanz« auf bestimmte Sendungen durch Schreiberclubs bis hin zur Wahl der Rundfunkräte), die die etablierte Kultur zu ihrer Absicherung nutze.

Die Tübinger Tagung konnte nicht viel mehr als eine Terrainsondierung sein. Weitere Veranstaltungen dieser Art sind nötig, bevor es den Kulturpraktikern gelingen kann, für ihre Praxis eine schlüssige Theorie zu finden. Die professionellen Kulturtheoretiker, so mein Eindruck, müßten über die Praxis der alternativen Kultureinrichtungen noch viel mehr wissen, bevor sie sie im Licht ihrer Theorien zu interpretieren vermögen. Die Beiträge der Tagung sollen demnächst publiziert werden (zu beziehen von: Club Voltaire e. V., Haagasse 26b, 7400 Tübingen). Fritz Fleischer (West-Berlin)

Kongreßankündigungen

Frieden mit der Nato?

12. und 13. April 1986 in Köln

»Bisher ist die NATO für die Friedensbewegung weitgehend ein Tabu. Einzelne (Rüstungs-)Maßnahmen werden zwar teilweise vehement kritisiert, aber über das sie organisierende Bündnis wird grundsätzlich nicht gesprochen. Dies allein wäre und ist Grund genug, endlich eine öffentliche Diskussion um die NATO zu beginnen. Mit dem Kongreß soll in der Friedensbewegung eine größere Debatte um die NATO begonnen werden. Hauptanliegen ist dabei der Beginn einer fundierten Strategiedebatte und nicht die Vereinheitlichung auf bestimmte Anti-NATO-Positionen. Die verschiedenen Teile der Friedensbewegung sind aufgerufen, sich mit ihren Positionen an der klärenden und aufklärenden Diskussion um den Stellenwert der NATO zu beteiligen.

Deshalb rufen wir auf zum Diskussions-Kongreß: 'Frieden mit der NATO?' am 12. und 13. April 1986 in Köln!«

Der Koordinationskreis Kongreß: Bundeskonferenz unabhängiger Friedensgruppen (BuF) — Bundesverband Bürgerinitiativen Umweltschutz (BBU) — Comision Anti-OTAN Madrid — Demokratische Sozialisten (DS) — Friedensliste — Göttinger AK gegen Atomenergie — Grün-Alternative Liste Hamburg — Gruppe Internationaler Marxisten (GIM) — Initiative »Kein Frieden mit der NATO — Raus aus der NATO« — Kommunistischer Bund (KB) — Kommunistische Jugend Deutschlands (KJD). Als Beobachter arbeiten mit: Bundes-AG Frieden der »Grünen«.

Nähere Informationen: Kongreß »Frieden mit der Nato?«, Bürgerzentrum Alte Feuerwache, Melchiorstr. 3, 5000 Köln 1

III. Lateinamerikanisches Symposium und IX. Internationale Begegnung des Netzwerks Alternativen zur Psychiatrie

17. bis 21. Juni 1986 in Managua, Nicaragua

Eingeladen und zur Mitarbeit aufgefordert sind alle Personen und Institutionen in Lateinamerika und Europa, die sich einer selbstkritischen und befreienden Praxis im Be-

reich der psychischen Gesundheit verpflichtet fühlen. Bewußt wurde als Veranstaltungsort Nicaragua gewählt. Die alltäglichen Bemühungen dort im psychosozialen Sektor sind im Begriff, Maßstäbe zu setzen für die Verwirklichung eines integralen Gesundheitswesens für die gesamte Bevölkerung (in Lateinamerika), unter aktiver Beteiligung des Volkes. Das Forum bietet die Möglichkeit des Austausches von Erfahrungen und Theorien auf dem Hintergrund eines sich wirklich vollziehenden sozialen und ökonomischen Umwälzungsprozesses. Für Referate und Diskussion sind bislang folgende thematische Schwerpunkte geplant:

1. Psychische Gesundheit und soziale Bewegungen in Lateinamerika (gedacht ist hier an einen Erfahrungsaustausch anhand regional spezifischer Maßnahmen und Programme, besonders unter dem Aspekt möglicher Beteiligung von Betroffenen).

2. Psychosoziale Versorgung in Lateinamerika (hier soll der Schwerpunkt auf die Unterschiede in der psychosozialen Gesundheitsversorgung je nach historischen, gesellschaftlichen und kulturellen Bedingungen gelegt werden).

3. Geschichtliche Zeugen der Psychiatrie und gegenwärtige Praxis in Europa (Irrenhaus tradition u.a.).

4. Theoretische Grundlagen für eine neue Praxis.

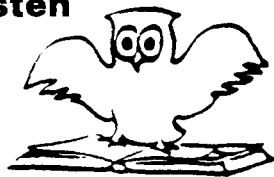
Es wird um die Zusendung weiterer Vorschläge für die inhaltliche Gestaltung des Symposiums gebeten. Informationen und Anmeldung (letzteres an beide Adressen!) bei: Dr. Horacio Riquelme, Psychiatrie Universität Hamburg, Martinstr. 52, 2000 Hamburg 20, und Dr. Mario Florez Ortiz, Pesp. Nac. de Salud Mental, Ministerio de Salud, Managua, Nicaragua.

7. Berliner Volksuni

Das kopflustige Lernfest zu Pfingsten

16. bis 19. Mai 1986

Vorträge, Workshops, Diskussionen,
Theater, Filme und Konzerte



Zu den Brennpunkten sozialer Auseinandersetzungen:

Aushöhlung des Streikrechts: Angriff auf die Kampfkraft der Arbeiterbewegung

Umstrittene Gewerkschaftsstrategie: Ordnungsmacht oder Gegenmacht

Einwanderungsland Bundesrepublik: neuer Rassismus?

Europa zwischen den Großmächten: Atomstreitmacht oder atomwaffenfreie Zone

»Alternative« Mythen: Zerstörung der politischen Handlungsfähigkeit?

Aufbrüche in der Frauenbewegung

Rechte Zukunftsbilder — linke Hilflosigkeit?

Treffen der sozialen Bewegungen: Erneuerung der Solidarität

Konzert für ein freies Südafrika

Informationen und Programmbuch im Volksuni-Büro:
Dominicusstraße 3, 1000 Berlin 62, Telefon: 030/784 44 40

Besprechungen

Philosophie

Hinkelammert, Franz J.: Die ideologischen Waffen des Todes. Zur Metaphysik des Kapitalismus. Edition liberación, Freiburg (Schweiz), Münster 1985 (330 S., br., 42,- DM) Noch bevor in den westlichen Industrienationen »Reagonomics« und »Thatcherism« bekannt wurden, war Lateinamerika zum Experimentierfeld des Monetarismus geworden. Der Befreiungstheologe Hinkelammert, der von 1963 bis zum Militärputsch 1973 Professor in Chile war und seit 1976 Professor für Ökonomie in Honduras und Costa Rica ist, analysiert die Theorien der Trilateralen Kommission und des Monetarismus, die beiden wirtschaftspolitischen Hauptlinien des gegenwärtigen Kapitalismus, und deren Gemeinsamkeit mit der Soziallehre des »Papismus«. Er arbeitet heraus, wie verhängnisvoll sich diese drei Faktoren in Lateinamerika auswirken und sucht mit Hilfe des Marxismus und der Idee des Urchristentums nach einem Ausweg.

Die Politik der 1973 von D. Rockefeller gegründeten Trilateralen Kommission gilt als eine Variante des Keynesianismus. Die Kommission bestand aus einer amerikanischen, europäischen und japanischen Abteilung und setzte sich hauptsächlich aus hohen Politikern, Unternehmern und Gewerkschaftern zusammen. Der zentrale Begriff der Trilateralen, die Interdependenz, beinhaltet die internationale Arbeitsteilung als objektiven Prozeß und die transnationalen Unternehmen und internationalen Banken als diesen Prozeß antreibende Kraft. Bei der Theorie der Trilateralen sieht Hinkelammert die Problematik darin, »daß sie völlig auf eine Analyse der nationalen Bedingungen für die Einfügung in die internationale Arbeitsteilung verzichtet, diese Analyse durch die Einführung der quasi mythischen Wesenheit der Interdependenz ersetzt und damit die nationalen Interessen zurückstellt« hinter die der Multis und Banken (115). Eine Unterwerfung unter die im Interesse der Trilateralen stehenden Interdependenz bedeutet jedoch »die Vermehrung der extremen Armut und die systematische Verletzung der liberalen Menschenrechte« (115).

Durch die den liberalen Teil des Kapitalismus abdrängende neoklassische Wirtschaftstheorie der Chicago-Schule mit ihrem Repräsentanten Friedman ergibt sich eine »radikale Veränderung des Begriffes der wirtschaftlichen Rationalität« (83). Während Marx sich noch »mit einer politischen Ökonomie konfrontiert (sieht), die — wenn auch sehr heuchlerisch — das Leben des Menschen als ihr Ziel bejaht« (83), schließt diese die Erörterung des Problems der menschlichen Bedürfnisse aus zugunsten von »Präferenzen«, die »ein Prozeß von Auswahl und Berechnung (sind), die man vornimmt, um seine Ziele zu erreichen« (83). Die damit verbundene totale Freiheit der Wirtschaft bedeutet für Hinkelammert die »absolute Reduktion aller menschlichen Phänomene auf eine Warenstruktur« (88) und damit auch die Freiheit zu töten, die »in dem Maße ein Töten-Sollen (ist), wie diese Rationalität als Norm behandelt wird« (98).

Hinkelammert dehnt die Marxsche Kapitalkritik aus und setzt einen neuen Schwerpunkt, indem er seine Kritik religiös artikuliert. In erster Linie bezieht er sich dabei auf die paulinische Lehre, die in der Liebe zum Geld den Verlust des Glaubens und die Orientierung auf den Tod sieht. Die Liebe zum Geld hat dieses zum neuen Gott erhoben: »im bürgerlichen Denken erscheint immer ein zentrales Andachtsobjekt, das dem Räderwerk Ware, Geld, Markt und Kapital gleichzusetzen ist« (133). Aus ihm leitet sich die Moral ab, die eine paradoxe »Demut« gegenüber dieser höchsten Macht verlangt.

Nach Hinkelammert agiert die katholische Kirche mit ihrer Soziallehre ideologisch in dieselbe Richtung, da sie »das kapitalistische Privateigentum zum Eckstein der Glaubensorthodoxie« und »zum Willen des Schöpfers« erklärt hat (197): »Die Gefahr (des

Hochmutes) ist bei den Armen am größten, (der sie) schließlich dazu bringt, die Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu fordern. Wenn sie dieser Versuchung des Hochmuts verfallen, beseitigt sie der Eigentümer aus Liebe und Demut.« (253) Die Bejahung des Privateigentums läßt die Kirche die Augen vor den kapitalbedingten Ursachen der Armut schließen: »Mit Recht wurde von den Armen gesagt, sie könnten sich nicht verteidigen. Vom Proletariat heißt es nun, es darf sich nicht verteidigen ...« (211) Deshalb wird »die Kreuzigung zum Schlüssel des Christentums. Das Christentum wird zur frohen Botschaft von der Kreuzigung und vom Tod.« (229)

Auf der Grundlage der Kritik der drei »Fronten« entwickelt Hinkelammert mit der Theologie der Befreiung ein völlig neues, christliches Verständnis von Ökonomie und Gesellschaft, das »kein Eigentumssystem mehr aus der göttlichen Offenbarung« (216) ableitet. Der Weg zu diesem Ziel ist der Glaube und die Nächstenliebe. Er ergibt sich aus einer christlichen Botschaft, deren Zentralbegriff die Auferstehung ist. Denn »die Auferstehung ist der Beweis dafür, daß sich Gott für (die) Verwirklichung (der realen und materiellen Erde) einsetzt« (271).

Hinkelammert konkretisiert diese Utopie mit Hilfe des historischen Materialismus und der marxistischen politischen Ökonomie, da diese »bereits einen auf den menschlichen Bedürfnissen basierenden Subjektbegriff entwickelt« haben (217). Praktisch bedeuten diese Erkenntnisse für den Autor den »Klassenkampf, den ein Subjekt auf sich nehmen muß.« (308)

Das Buch liest sich passagenweise wie vom Tonband abgeschrieben, enthält einige überflüssige Wiederholungen und ist z. B. in der Aufnahme der Marxschen Religionskritik nicht immer hieb- und stichfest. Dennoch ist es wegen seines reichhaltigen Informations- und Diskussionsmaterials ein Arbeitsbuch, das nicht nur in Lateinamerika neue Akzente setzen könnte.

Stephan Beermann (West-Berlin)

Girardi, Giulio: Fé en la revolución, revolución en la cultura. (Glaube in der Revolution, Revolution in der Kultur). Editorial Nueva Nicaragua-Ediciones Monimbó, Managua 1983 (78 S., br., 60,- ¢)

Dieses Büchlein greift zwei charakteristische Aspekte der nicaraguanischen Revolution auf: ihre kulturelle Dimension und die breite Beteiligung der Christen an ihr. Den Grund, warum beides in Europa nur mit Skepsis aufgenommen wird, sieht Girardi in Nicaraguas Antikapitalismus und in den schlechten Erfahrungen mit anderen »gescheiterten« Kulturrevolutionen (Deutschland, China ...); hinzu komme die perverse Tendenz der Politik, Kultur zu instrumentalisieren. Warum soll es in Nicaragua auf einmal alles anders gehen? Europäern scheint es nahezu blasphemisch, zu behaupten, Politik könne »den Glauben wiederbeleben«. Böse Erinnerungen an ominöse Allianzen zwischen Thron und Altar werden geweckt. Verständlich also, wenn Europäer sich nur schwer in die nicaraguanischen Verhältnisse einfühlen können.

Die nicaraguanische Revolution will ihr kulturelles Projekt nicht darauf beschränken, daß die Massen sich der bestehenden bürgerlichen Kultur bemächtigen; sie nähert sich vielmehr den Vorstellungen Bogdanovs an, daß die Kultur vom Standpunkt des Proletariats umgewandelt werden soll. Nach dem Sieg am 19. Juli 1979 gelten Liebe sowie politische und kulturelle Kreativität als Eigenschaften des »neuen Menschen«. Die Alphabetisierungskampagne trägt zu einem neuen nationalen Bewußtsein bei, das erstmals in der Geschichte des Landes durch die allgemeine Verbreitung des geschriebenen kulturellen Erbes möglich wird. Es sprudelt seitdem in Nicaragua regelrecht von kulturellen Initiativen, die, wiederum zum ersten Mal, in einem Kulturministerium koordiniert werden. Nicaragua ist »das einzige Land, in dem die Polizei Gedichte veröffentlicht«, das Land, wo »die Phantasie an die Macht erhoben wird«, in Worten eines begnadeten Dichters, des Vize-Präsidenten Sergio Ramírez. Daß die revolutionäre Kultur antagonistisch ist,

zeigt sich vor allem in dem noch beherrschenden Charakter der imperialistischen Kultur. Noch gibt es im nicaraguanischen Alltag Tabus wie den westlichen Demokratiebegriff, den Glauben an freie Wahlen als Legitimationsquelle, den Fetisch »freie Meinungsäußerung, die Verteidigung der Religion als letzte Bastion gegen den Sandinismus, die Einheit der Familie, die von der Revolution angeblich gefährdet wird« (33). Subjekte der revolutionären Kultur sind, nach Girardis Analyse, die Christen, die Jugend und die Frauen. Seltsam genug im machistischen Lateinamerika, aber die Frauen ab 35 sind weit mehr an der Revolution und an den kirchlichen Aktivitäten beteiligt als die Männer (36).

Die Identifizierung mit den Armen ist das entscheidende Element, das den gläubigen Menschen in die Reihen derjenigen führt, die die Interessen der Armen aussprechen und verteidigen, d.h., des sozial-revolutionären Blocks. Die »Volkskirche« wird so zu einem integrierenden Teil des revolutionären Prozesses; die politische und die religiöse Ebene, betont Girardi mit ansteckender Überzeugung, sind lediglich *zwei Formen ein und derselben Realität*. Nur so ist die Interaktion zu verstehen, in der die Revolution den Glauben verwandelt: Wenn der Gläubige sich mit den Unterdrückten identifiziert, wird er auch sensibler für kirchliche Unterdrückungsmechanismen. Aber die »Volkskirche« ist mehr als nur ein Teil des revolutionären Prozesses; sie gibt ihm eine Qualität göttlicher Transzendenz durch ihre Identifikation mit Jesus und seiner »befreienden« Erlösermission. Das Produkt einer solchen Symbiose zwischen Glauben und Befreiungsbewegung ist die Befreiungstheologie, die sich den Kräften der traditionellen Theologie als Legitimationsinstanzen unterdrückender Herrschaftsformen entgegensetzt.

Weil diese traditionelle Form der Theologie noch bei dem nicaraguanischen Episkopat, in der Großkirche und vor allem beim jetzigen Papst die allein gültige ist, bringt dieses revolutionäre Christentum der nicaraguanischen Revolution zusätzliche Feinde. In diesem Ringen ist dasselbe Volk, das Subjekt der neuen Kultur ist, auch Subjekt der neuen Theologie; denn allein dieses Volk kann als Volk der Armen die ursprüngliche Botschaft des Evangeliums begreifen. Glaube und Theologie werden also von der revolutionären Kultur her erneuert. Sie revolutionieren in der Kirche wiederum uralte, verkrustete Begriffe wie Autorität (»alle Macht dem Volke«) oder Einheit (die sich nicht im juristischen Bereich, sondern vielmehr in der gegenseitigen Liebe und in der Solidarität mit den Armen ausdrücken soll). — Die revolutionäre Kultur erneuert auch die Liturgie: Die Eucharistie wird mit neuen Formen und Inhalten gefeiert, die eher wie eine Aktualisierung der alten wirken. Wie damals das Volk Israels, so führt heute das nicaraguanische Volk alles in den Gottesdienst ein, was es für wichtig hält zur Erinnerung und Würdigung seiner eigenen Erlösungsgeschichte, seiner »Flucht aus der Sklaverei Ägyptens«. Der Kampf gegen Somoza, der unerbittliche Kampf gegen die imperiale Macht, die teilweisen Befreiungserfolge sind für das Volk österliche Ereignisse, die es am eigenen Leibe erfahren hat. Gesänge, Gebete, Lieder, Lektüren beziehen sich auf die besonderen Gefahren des heutigen »Wanderns durch die Wüste in Richtung auf das gelobte Land«, in der Liturgie werden die konkreten Toten der Gemeinde, die konkreten Heldentaten der Kämpfer in diesem Befreiungskampf besungen. Girardi stimmt mit Ernesto Cardenal darin überein, daß dieser revolutionäre Erdbeben Nicaragua bereits an den Rand eines theologischen Konflikts gebracht hat. Die Tragweite dieses Konflikts zeigt sich bereits auf internationaler Ebene, als würde der Welt bewußt, daß es hier um fundamentale Interessen des Christentums und dessen Fortschreiten in der Geschichte geht.

Zum Schluß geht Girardi auf einzelne Aspekte der Symbiose Glaube – Religion ein, um die aktive Rolle plastisch werden zu lassen, die der Glaube bei der Weiterreifung der revolutionären Vor-Entscheidung für die Armen spielt. In Nicaragua sind die gläubigen Christen, die sich im revolutionären Prozeß engagiert haben, »Revolutionäre voll und ganz« und nicht nur »Verbündete der Revolution«, wie es Fidel Castro gern ausdrückt.

José Manuel Ruiz-Marcos (Managua)

Mayer, Anton: Betroffen vom zensierten Jesus. Walter Verlag, Olten 1985
(110 S., br., 17,80 DM)

Mayers Buch ist ein Nachtragsband zu seinem 1982 erschienenen Werk »Der zensierte Jesus. Soziologie des Neuen Testaments«, der auf die Kritik von theologisch-kirchlicher Seite wie auch von Laien eingeht. Die mit den Methoden von soziologischer Inhaltsanalyse strukturell-funktionaler Analyse und interreligiösem Vergleich erstellte Arbeit versucht aus der Überlieferung einen Jesus herauszuschälen, der, in einer Proletarierfamilie geboren, ein rebellisches Außenseiterleben führte, aus dem kurzfristig orientierten Bewußtsein eines Tagelöhners ohne soziale Sicherheit heraus, also keineswegs einen Zug nach unten hatte, vielmehr selber von unten kam. Dieser Jesus wurde aber schon bei Paulus zensiert. Hier ortet Mayer eine »Wende der Sinneserfahrung ... in der Abkehr [allein schon im Sprachgebrauch; Anm.d.Verf.] vom Auge zum Ohr und damit von der Freiheit zum Gehorsam« (94). Lukas paßte Sprache und Person Jesu dem neuen »ober-schichtigen« (122) Publikum an. Als amüsantes Beispiel kann er auf die Veränderung von »aphedron« (Scheißhaus) zu dem feineren »ochetos« verweisen. Dies sei übrigens eine Tendenz, die sich in den modernen deutschen Bibelübersetzungen fortsetzt. Mayer geht soweit, zu behaupten, die Konstantinische Wende habe ihren Ursprung bei Lukas. In einem weiteren Schritt führt er Sexismus, Antisemitismus und Kapitalismus auf die jeweiligen Anfänge bei Paulus zurück. Gerade solche plakativen Thesen stellen die vielfältigen Einzelbeobachtungen, die z.T. so neu gar nicht sind, in einen Kontext zusammenhang. Selbst die religiösen Leser gehen bei Mayer nicht leer aus, wird ihnen doch ein unzensierter Jesus zur Identifikation angeboten.

Leider versteht es der Nachtragsband nicht, die Kritik voll zu verarbeiten. Gerade der Extremvergleich von Paulus und Hitler wird in einer Weise verteidigt, die doch große Zweifel an der soziologischen Kompetenz des Autors aufkommen lassen. Mayers Beweisführung besteht lediglich darin, ähnlich klingende Zitate nebeneinanderzustellen, ungeachtet der Tatsache, daß Kritik am »Judentum« bzw. der Gebrauch von Wörtern wie »Blut«, »Opfer«, »Vorbild« usw. eben aus völlig verschiedenen kulturellen Codes stammen, je nachdem, ob sie in der hellenistischen Welt der 1. Jh. u.Z. oder der westlich-kapitalistischen des 20. Jh. gebraucht werden. Würde denn Mayer den um Stalin erweiterten Vergleich dazu benutzen, den Stalinismus aus der Jesusvergessenheit in der Sowjetunion zu erklären, wie die »Realität, daß Hitler im Lande des klassischen Paulinismus hochkam« (47)? — Selbst auf den entscheidenden Einwand, daß wir nur durch die »Entproletarisierer« (Dirnbeck) vom proletarischen Jesus wissen, daß also der Befund von »Original-Jesus« und Zensur aus den gleichen Quellen stammen (L. Schottroff), geht er nicht ein. Mayers Einsicht, daß es eben nicht statthaft ist, »ganze Schriften des Neuen Testaments soziologisch zu orten ..., sondern von einzelnen Überlieferungseinheiten auszugehen« ist (62), bleibt ohne Konsequenz für sein Gesamturteil. Neben die doch erheblichen theologischen Fehlbestimmungen tritt letztlich noch die überhebliche Wertung der Reaktionen auf sein Buch als »Zeichen eines neuen religiösen Aufbruchs« (55). Wer das Subjekt sein mag und wohin der Aufbruch führen soll, dazu schweigt Mayer. Das »drängende Wort«, das er zum Abschluß seines Aufbruchs-Kapitels aus Telefonanrufen zitiert, läßt darauf schließen, daß er zunächst nach innen losging, indem das Buch eine bestimmte Verarbeitung der Konflikte einer religiösen (speziell katholischen) Sozialisation beförderte.

Thomas Klein (Wien)

Lassahn, Bernhard (Hrsg.): Das Günther Anders Lesebuch. Diogenes Verlag, Zürich 1984 (336 S., br., 12,80 DM)

Das Lesebuch enthält weder Vor- noch Nachwort, in denen begründet würde, warum gerade die ausgewählten Texte enthalten sind, oder in denen gar ein Überblick über Anders' Gesamtwerk geboten würde.

Im Abschnitt »Gelegenheitsphilosophie« werden einige Paragraphen aus Anders' Hauptwerk »Die Antiquiertheit des Menschen« abgedruckt, freilich ohne daß die Struktur dieses Werkes erkennbar würde, sondern so ausgewählt, daß zwei Themenkomplexe angerissen werden: die Entdeckung der Antiquiertheit des Menschen im Angesicht neuer Arbeitsverhältnisse, Maschinen und anderer Produkte seiner selbst, und die Kritik an der Verbiederung der Welt durch die Medien, vor allem das Fernsehen. Darauf folgen ein Text über die »Wurzeln der Apokalypse-Blindheit« und Anders' berühmte »Thesen zum Atomzeitalter«, zwei jener zahlreichen Veröffentlichungen, die ihn zum »Gewissen des Atomzeitalters« haben werden lassen. Beide sind im Quellenverzeichnis nachgewiesen aus einer Veröffentlichung von 1981, dabei war der eine zumindest schon vor 1970 veröffentlicht und der andere schon im Oktober 1960 im *Argument* abgedruckt. Zumindest eine solche Bemerkung in dem ersten Text wie: »Was unserer 'Anti-Atom-Bewegung' fehlt« (52), wird von einem wenig informierten Leser heute falsch verstanden, denn da ist (noch) nicht von Gorleben oder Mutlangen die Rede, sondern von der alten Ostermarschierer-Generation. Ein Hinweis darauf hätte der heutigen Bewegung eine historische Dimension geben können, hätte uns illusionsloser machen und noch besser verdeutlichen können, welch wichtige Rolle Günther Anders schon in den fünfziger Jahren als Rufer in der Wüste spielte.

Im Kapitel »Fabeln« sind zwölf Fabeln aus dem Band »Der Blick vom Turm« (1968 bzw. ²1984) abgedruckt, die zwischen 1932 und 1967 entstanden (was nicht angegeben wird), in denen philosophische, psychologische und politische Einsichten in der pointierenden Form der Gegenüberstellung zweier Positionen vermittelt werden. Es sind Glanzstücke dieses didaktischen Genres, oft erinnernd an Brechts Keuner-Geschichten, in denen kein Wort zuviel, aber auch keines zu wenig steht. Daß in zwei Fällen der Herausgeber oder Lektor oder Setzer oder Korrektor nicht weitergeblättert hat und so die letzten neun Zeilen der Fabel »Zuviele« (diesen Titel ernst nehmend) und die letzten zwölf Zeilen von »Der Blick hinaus« fehlen, ist unverzeihlich.

Die Ausschnitte aus veröffentlichten Tagebüchern von Anders heben sich in einer Mischung aus privaten Erinnerungen und Reflexionen über die Zeit — vor allem nach Anbruch des Atomzeitalters — von solchen ihres Genres ab, die die Person wichtiger nehmen als das, wofür sie nur Barometer ist, »von dem ich, und zwar ständig, den Wetterstand der Epoche ablesen kann« (so Anders selbst; 133). Auch in diesen Texten ist gepfuscht worden. So werden die Aufzeichnungen aus Wien 1950/51 ohne Vermerk von ausgelassenen Stellen und in einer völlig anderen Reihenfolge wiedergegeben als in der ursprünglichen Veröffentlichung, aber mit geänderten Daten und Überschriften wird Kontinuität suggeriert. Der folgende Briefwechsel mit Claude Eatherly, dem Hiroshima-Piloten, wird aus einer späten Sammlung zitiert (1982). Es fehlt ein Hinweis darauf, daß er schon 1959 im *Argument* veröffentlicht war, und daß er weiter ging als nur bis Brief 4.

Die Ausschnitte aus Anders' Vietnam-Buch, veröffentlicht 1968, mit den folgenden prophetischen Sätzen enden zu lassen, lag nahe: »Jedenfalls diskutiert man bereits 'ernsthafte' die Präsidentialchancen des Filmschauspielers *Ronald Reagan*, eines Mannes also, dessen Überzeugungen, sofern er versehentlich solche besitzen sollte, unbekannt geblieben sind, aber unbekannt eben bleiben *dürfen*, da ja sein Gesicht, seine Gestik und sein smiling seinem Zweihundertmillionen-Publikum vertraut sind. Es ist durchaus nicht undenkbar, daß die amerikanische Tragödie, vielleicht sogar die globale Tragödie, ihre Klimax unter der Führung eines Komödianten erreichen wird.« (233; wohlgemerkt: vor 18 Jahren erstmals veröffentlicht).

Anschließend folgen ein Aufsatz über »Mein Judentum« und Ausschnitte aus dem 1982 veröffentlichten Band »Ketzereien«, in dem Günther Anders am klarsten, schärfsten und kämpferischsten seinen Atheismus, seinen Nihilismus, seine Kritik an jeder Art von Orthodoxie und seinen moralischen Radikalismus formulierte. Daß dies in einem

vor Originalität und Witz sprühenden Stil formuliert wird, und daß der Mensch Günther Anders alles andere als verzweifelt ist, verblüfft auf den ersten Blick, aber Anders hat auch darüber schon längst nachgedacht. So beispielsweise 1960 in den »Thesen zum Atomzeitalter«: »Wenn ich verzweifelt bin, was geht's mich an!« (77). Auch der persönliche Tod des inzwischen vierundachtzigjährigen Günther Anders scheint in manche Eintragungen der »Ketzereien« schon herüber, so am Ende: »Bin weder ängstlich noch, wie Bloch kokett meinte, 'neugierig'. Es wird nichts als nichts sein ...« »Wie oft werde ich ihn wohl noch foppen können« — gemeint ist jener letzte Besucher, der eines Tages ohne Klopfen ins Zimmer treten wird. Mit diesem Satz enden die Auswahl aus den Ketzereien wie die Ketzereien von Günther Anders selbst.

In »Günther Anders Lesebuch« folgen ein schon einmal veröffentlichtes Interview, in dem viele biographische Zusammenhänge nachgeliefert werden, ein Quellennachweis und eine Bibliographie, die weder vollständig noch sinnvoll benutzbar ist für den Leser, an den sich das »Lesebuch« wohl richtet: den, der noch nichts von Günther Anders gelesen hat und weiterlesen will. Das Lesebuch ist aber trotz aller Kritik schon deshalb positiv einzuschätzen, weil es das Werk dieses wichtigen Denkers, Mahners und Kritikers bekannter macht. Bekanntlich hat das vor einigen Jahren noch ein anderer Herausgeber mit den Gedanken von Günther Anders gemacht: Jonathan Schell in seinem frechen Plagiat »Das Schicksal der Erde. Gefahr und Folgen eines Atomkriegs«. Günther Anders selbst bot damals ironisch an, er trete an Jonathan Schell »das copy right für alle meine Bücher ab ... — man mißverstehe nicht — the right to copy all my books« (im *Argument* 138/1983, 180). Dieses Copy Right trat er auch an den Diogenes Verlag ab. Nur daß der nicht einmal richtig, vollständig und nach allen Regeln editorischer Kunst abschreiben kann. Schade darum, aber die Verbreitung der Gedanken ist wichtiger als die korrekte Zitierweise. Oswald Burger (Überlingen)

Sprach- und Literaturwissenschaft

Auernheimer, Georg (Hrsg.): Handwörterbuch Ausländerarbeit. Beltz Verlag, Weinheim, Basel 1984 (376 S., br., 40,- DM)

Gerighausen, Josef, und Peter Seel (Hrsg.): Interkulturelle Kommunikation und Fremdverstehen. Dokumentation eines Werkstattgesprächs des Goethe-Instituts (zu beziehen durch: Goethe-Institut, Referat 42/AWD, Postf. 201009, 8000 München), München 1983 (406 S., br.)

Vor zehn Jahren konnte kaum von einem akademischen Fach »Deutsch als Zweitsprache« oder »Deutsch als Fremdsprache« gesprochen werden. Inzwischen hat sich die Wissenschaft dieses Bereichs angenommen, sei es direkt durch Lehrstühle für Deutsch als Fremdsprache wie z. B. an der Münchener Universität, sei es durch die Beschäftigung von Dozenten für Deutsch als Zweitsprache in Aus-, Fort- oder Zusatzbildungsgängen an verschiedenen Einrichtungen. Das Fach, von seinem Gegenstand her zwangsläufig interdisziplinär, hat mit wechselnd starken Anlehnungen an Psycho-, Sozio- und Systemlinguistik, Psychologie, interkulturelle Pädagogik und neuerdings auch verstärkt an die Literaturwissenschaft einen ersten Grad der Konsolidierung erreicht. Die Zeit scheint reif für Einführungen und Handbücher.

Zur generellen Orientierung soll das *Handwörterbuch Ausländerarbeit* dienen: Eine nicht ganz unproblematische Überschrift, möchten sich doch viele in diesem Bereich Arbeitende nicht ohne weiteres unter dieser Überschrift eingeordnet wissen. Ein gutes Handbuch schafft es natürlich, mit dem buchimmanenten Pluralismus, eine Kritik seines eigenen Titels gleich mitzuliefern: »Der Begriff 'Ausländerpädagogik' läßt die Vermutung aufkommen, als handele es sich dabei um ein Problem lediglich der ethnischen

und kulturellen Minorität und als müsse hier eine Pädagogik für Minoritäten, in diesem Fall: für Ausländer, entwickelt werden. Der Terminus 'Ausländer' ist im Zusammenhang mit 'Ausländerpädagogik' eine demagogische Formel, keine pädagogische Kategorie ... Von daher ist Ausländerpädagogik eine 'Sonderpädagogik' ..., d.h. eine neue Form von Diskriminierung. Der einzig angemessene Begriff ist 'Interkulturelle Pädagogik' ..., weil er gleichermaßen eine interkulturelle Erziehung für Angehörige der ethnischen und kulturellen Majorität wie der der Minorität impliziert« (245), schreibt Helmut Essinger unter dem Stichwort »*Pädagogische Ausbildung*«. Auch wer mit den Konnotationen des Titels nicht einverstanden ist, wird das Handbuch als solches begrüßen. Artikel zu 119 Hauptstichwörtern, von *Abschiebung* bis *Zweisprachigkeit*, von 86 Autoren aus verschiedensten Arbeitszusammenhängen, ein umfassendes Sachregister, im Anhang ein Verweis auf Bibliographien, Datenquellen und schematische Überblicke über die Schulsysteme der Herkunftsländer und vor allem bei den jeweiligen Artikeln in den meisten Fällen eine passable Mischung aus einführender und weiterführender Information inklusive Literaturangaben machen das Buch zu einem nützlichen Hilfsmittel für jeden, der im Bereich »*interkulturelle Erziehung*« arbeitet.

Kommunikation zwischen Menschen aus verschiedenen Kulturen wird nicht nur durch die sozio-ökonomischen Gegebenheiten oder durch fehlende Sprachkenntnisse im engeren Sinne (Aussprache, Wortschatz, Grammatik, Idiomatik) beeinträchtigt, sondern auch durch die mit bestimmten Sprach- und Denkmustern verbundenen Weltansichten. Die Frage nach dem verzwickten Verhältnis von Sprache, Denken und (nationalsprachlich) geprägter Weltsicht ist nach Wilhelm v. Humboldt eigentlich nur noch platter, dafür z.T. aber immerhin empirisch diskutiert worden. Nun mag es viele Leute geben, denen es ziemlich egal ist, ob man Kant in die Sprache der Hopi-Indianer übersetzen kann oder nicht, und denen das Wiederaufleben dieser philosophischen Kontroverse nicht ganz geheuer ist; für einen Fremdsprachenunterricht jedoch, der sich nicht auf Sprachvermittlung im engen Sinne beschränkt wissen will, sondern die Lernenden als Menschen mit einer sprachlich-kulturellen Identität ansieht, sind mit der generellen Frage nach dem Verhältnis von Sprache und Weltsicht recht »handfeste« Fragen nach dem Verstehen verbunden. Wer eine fremde Sprache und damit auch eine fremde Kultur lernt, tritt mit diesen in einen Dialog ein — »wie auch immer: ob durch Konfrontation, ob durch Vergleich, ob durch Anpassung. Insofern finden in jedem Fremdsprachenunterricht immer — ob bewußt vollzogen, organisiert oder unbewußt, unerschwellig mitlaufend — Prozesse einer 'interkulturellen Kommunikation' statt« (5), schreiben die Herausgeber der Dokumentation eines Werkstattgesprächs des Goethe-Instituts. Die Fremdsprachendidaktik hat die Existenz interkultureller Kommunikation im Lernprozeß zwar nie bestritten, sie aber auch nicht gerade zum Ausgangspunkt ihrer Bemühungen gemacht. Erst jetzt, wo neben überprüfbaren, in Zertifikatslisten festhaltbaren sprachlichen Lernzielen auch die Formulierung globaler Ziele möglich ist, wie z.B. »Im Kontakt mit der fremden und vor dem Hintergrund der eigenen Sprache und Kultur muß Fremdsprachenunterricht die Fähigkeit der Lerner fördern, fremde wie eigene Lebensformen in ihrer Verschiedenartigkeit zu erfassen. Damit geht auch der Fremdsprachenunterricht von einer Zweigleisigkeit aus: Der Lerner soll einerseits mit Fremdem vertraut gemacht werden, andererseits soll er aber auch lernen, sich selbst und seine eigene Kultur zu thematisieren« (10f.), stellt man fest, wie schwierig es ist, über schöne Forderungen nach idealer interkultureller Kommunikationsfähigkeit konkretisierend hinauszugehen. Wie kommt der Fremdsprachenunterricht aus dem Dilemma heraus, »die Deutungsmuster sowie Strategien und Verfahren des Vergleichs« (11) immer gleich mitzuliefern? Inwieweit kann von einer Gleichberechtigung von Ausgangs- und Zielkultur überhaupt geredet werden, wenn die Zielkultur mit ihrem eigenen sprachlichen Medium weitgehend den Rahmen für den Vergleich setzt, »vor allem dann, wenn die dazu not-

wendigen Strategien — Abstraktion, Distanzierung, Vergleich — nicht eigene [der Lerner; Anm.d.Verf.] sind« (12)? Einwände, die es den Herausgebern gerechtfertigt erscheinen lassen, den ganzen Bereich einmal zum Gegenstand grundsätzlicher Überlegungen zu machen.

Das Werkstattgespräch beginnt mit dem philosophischen Disput um die Sprach(un)-abhängigkeit des Denkens, kontrovers vorgetragen von Helmut Gipper, der ausführlich die Whorfischen Positionen zum Verhältnis von Hopi- und europäischen Sprachen untersucht hat, und Gottfried Seebaß, der leider z. T. den Determinismus-Pappkameraden verhaut, statt sich auf Leistung und Grenzen der Relativismus-These einzulassen, und endet mit den Thesen zur Konzeption regionaler Unterrichtswerke von Dietrich Kruusche, der z.Zt. mit die produktivsten Überlegungen zum Verstehen zwischen den Kulturen und zur Rolle der Literatur im Fremdsprachenunterricht anstellt. Kein Buch für Anfänger, interessant für alle, die weder Rezepte noch eine klare Linie erwarten, sondern verschiedene Standpunkte vorgeführt bekommen wollen. Dietmar Rösler (West-Berlin)

Coulmas, Florian: Sprache und Staat. Studien zur Sprachplanung und Sprachpolitik. Verlag Walter de Gruyter, West-Berlin 1985 (292 S., br., 19,80 DM)

Wer nur eine rhetorische Untersuchung zur *Sprache der Politik* erwartete, wird angenehm überrascht. Coulmas' Analyse, die sich vor voreiligen Schlüssen und Verallgemeinerungen hütet, gilt nationaler *Sprachpolitik* und ihrem Niederschlag in staatlicher Sprachplanung: Die Sprache selbst wird zum Politikum. Gegenstand der Abhandlung ist der ebenso notwendige wie mögliche »Versuch, autochthone Sprachen gegen die Übermacht anderer zu verteidigen und so auszubauen, daß sie den Kommunikationsanforderungen moderner Gesellschaften genügen können« (78). Der Autor gewinnt seine Einsichten vor allem durch die historische Perspektive, in der er die Dialektik von nationalstaatlich organisiertem Kolonialismus und anticolonialistischem Nationalismus bzw. postkolonialer Nationenbildung auf dem Gebiet der Sprachentwicklung entfaltet.

Dabei ist Coulmas' materialreiche Studie nicht nur wegen ihrer eigentlichen Thematik, die die Sprachprobleme der Dritten Welt in den Vordergrund rückt, zu begrüßen, sondern durchaus auch wegen ihrer methodologischen Frontstellung gegen gewisse in der Sprachwissenschaft vorherrschende Richtungen. Wie noch Ferdinand de Saussure wußte, nicht mehr aber seine Schüler, ist Sprache keineswegs ausschließlich als System abstrakter Strukturen zu begreifen, sondern immer auch als gesellschaftliche Tatsache, als *fait social*. Darüber hinaus dient die Institution Sprache nicht nur als das Verständigungsmittel, auf das sie der kommunikationstheoretische Ansatz reduziert, sondern ebenso als Vehikel der Identitätsbildung und »Symbol der Eigenständigkeit« (70), von ihrer Bedeutung als Erkenntnisinstrument einmal abgesehen. So läßt sich denn auch der Zusammenhang zwischen Sprache und Staat lediglich im interdisziplinären Zugriff von theoretischer Linguistik, Soziolinguistik, Sozialpsychologie, Kulturanthropologie, Geschichts- und Politikwissenschaft erschließen. Eine der wichtigsten theoretischen Ausgangsbedingungen der Systemlinguistik, die Unterscheidung zwischen Sprache und Dialekt, ist nach Coulmas überhaupt nicht erfüllt: »Linguisten müssen zur Kenntnis nehmen, daß die Gegenstände, die Gegenstand ihrer Forschung sind — eben die Sprachen —, primär und hauptsächlich sprachpolitisch und sprachplanerisch voneinander abgegrenzt sind und nicht aufgrund ihnen eigener, intrinsischer Eigenschaften.« (15) Sprachsysteme sind nach Coulmas keine natürlichen, selbstregulativen Organismen, sondern unterliegen der Einwirkung außersprachlicher Faktoren, sind Gegenstand politischer Entscheidungen (planerischer Systematisierung, Standardisierung und Normierung) sowie sozialer Einstellungen (Sprache verleiht Prestige und stigmatisiert). Sprachwandel läßt sich von daher ohne die Determinante Sprachpolitik nicht erklären. Die Planung des Korpus (die Kodifizierung der Form) und die Planung des Status einer Sprache

(ihrer Funktion und ihrer regionalen und sozialen Verbreitung in Kommunikationsdomänen) richten sich stets auf Authentifizierung und Modernisierung. Auf seine Begriffsexplikation läßt Coulmas einen systematischen bzw. historischen Teil folgen, der wiederum von Fallstudien zur Sprachsituation Tansanias, Somalias, der Sowjetunion, Chinas, Indonesiens, Japans, vor allem aber Indiens (einem Vielvölkerstaat mit 1652 Sprachen bzw. Dialekten), durchsetzt ist.

Auch wenn Coulmas die Thematik nach eigenem Eingeständnis nur »selektiv und exemplarisch« (259) behandelt (so fehlen z.B. Betrachtungen zu Widerbelebungsversuchen an den »halbtoten« keltischen Sprachen im Zuge regionalistischer Bestrebungen), so ist doch die Bandbreite der beleuchteten Aspekte auf so knappem Raum erstaunlich. Er beschäftigt sich zunächst mit der Ideologisierung und politischen Instrumentalisierung der Sprache durch den modernen Nationalismus, den er als »progressive Emanzipationsbewegung« (44) wertet. Mit der Etablierung einer Varietät als Standardsprache ging immer die Zentralisierung der politischen Macht und die Konstituierung der Nation einher. Sprache — freilich weder ein notwendiges noch ein hinreichendes Kriterium für die Existenz einer Nation — fungiert demnach als Organon der Nationenbildung, verfügt zugleich aber auch über die Sprengkraft zur Nationenspaltung; denn die Nationalstaatsideologie ist immer die Ideologie einer Staatsnation. Hiervon legt die Situation der Minderheitensprachen und der Sprachminderheiten (darunter auch der neuen Minderheiten der Arbeits- und Kolonialimmigranten zwischen Assimilierung und Ghettoisierung) beredtes Zeugnis ab. Coulmas' Augenmerk gilt weiter der Rolle der Kolonialsprachen als der kulturellen Hypothek der unheiligen Dreieinigkeit von missionarischer, merkantiler und militärischer Intervention. Aus der Konvergenz von Kolonialsprache und Muttersprache gehen die Pidginsprachen, aus deren Konsolidierung als Muttersprachen die Kreolsprachen hervor. Die Erhebung der englischen Sprache in den Status einer Weltsprache bei gleichzeitiger Entnationalisierung bietet ebenso viele Lösungen, wie sie Probleme aufwirft. Im vorletzten Kapitel untersucht Coulmas die sozialen Gesteungskosten der Alphabetisierung und Verschriftung von »Mundarten«, die besonders auffällig macht, daß Sprachpolitik immer auch Erziehungs-, Entwicklungs- und Gesellschaftspolitik ist. — Coulmas' ausgezeichnete Studie ist ein zentraler Beitrag zu einer der »Ökologie der Sprache« verpflichteten »Grundlagentheorie der Sprachplanung« (265), zu dem die schlampige Redaktion des Buches freilich nicht recht passen will.

Hans-Christian Oeser (Dublin)

Harden, Theo: Die subjektive Modalität in der zweiten Sprache. Verlag Peter D. Lang, Frankfurt/M., Bern 1983 (182 S., br., 47,- sFr)

Daß man den Satz »... dann fingen alle zu schreien an; das war vielleicht ein Lärm!« nicht mit »... that was *perhaps* a noise« übersetzen kann, wissen wir bereits bei rudimentären Englischkenntnissen. Doch *erklären* können wir die Bedeutung des »vielleicht« nicht so leicht, was im Fremdsprachenunterricht schon zum Problem werden kann. Der Blick ins zweisprachige Wörterbuch jedenfalls führt in den meisten Fällen den Lerner eher in die Irre, als daß er weiterhilft.

Als »Abtönungspartikel« bezeichnet die traditionelle Grammatik jene unscheinbaren Wörter wie »doch«, »ja«, »denn«, »vielleicht« u.a. — freilich nur in einer Funktion, wie sie das Eingangsbeispiel demonstriert; jedes dieser Wörter hat in anderen Kontexten eine andere, meist viel leichter »übersetzbare« Bedeutung. Der Terminus »Abtönungspartikel« enthält bereits ansatzweise eine Funktionsbeschreibung, die in etwa unterstellt, daß neben der Aussage eines Satzes (seinem propositionalen Gehalt) der Sprecher zu dieser Aussage Stellung nimmt. Harden präzisiert dies begrifflich zum Aspekt der »subjektiven Modalität«, worin der Sprecher seine Einstellung zum Inhalt der Äußerung und zum Kommunikationspartner artikuliert. Subjektive Modalität, verstanden als Aspekt,

der in jeder Äußerung wirksam ist, wird u.a. durch Abtönungspartikel ausgedrückt; Harden beschränkt sich auf diesen Teilbereich.

Mit Blick auf die (in unserem Eingangsbeispiel angedeuteten) besonderen Schwierigkeiten der Analyse und Beschreibung der Abtönungspartikel schlägt Harden in Anlehnung an die Wortfeldtheorie vor, diese als »feldähnliche Gebilde« (21) zu beschreiben. Auf dieser Grundlage analysiert er die Felder des Staunens (»ja«, »aber«, »vielleicht«, »den«), der Konsensuskonstitutiva (»ja«, »eben«, »jedenfalls«, »schließlich«, »eigentlich«) und diskutiert die phatische, rhetorische und die Imagefunktion dieser Partikeln. Wenngleich die einzelnen Zuordnungen und Abgrenzungen gewiß nicht unangreifbar sind, gelingt Harden in diesem Teil eine nicht nur linguistisch interessante, sondern vor allem für Lehrer im Bereich Deutsch als Fremdsprache erhellende, zumindest Problembewußtsein schaffende Darstellung.

Mit der Rolle der Abtönungspartikel beim Fremdsprachenerwerb beschäftigt sich Hardens empirische Untersuchung, in der ihr Gebrauch von Muttersprachlern mit dem von englischen Deutschstudenten des ersten bis vierten Lernjahres verglichen wird. Harden zeichnet in der (gelegentlich etwas unübersichtlichen) Darstellung der Ergebnisse ein differenziertes Bild der Schwierigkeiten beim Partikelerwerb. Dabei ist weniger das ermittelte Ergebnis bemerkenswert, das als Bestätigung von Hardens These eines Partikeldefizits bei Ausländern kaum überrascht, als vielmehr die Art, wie der Autor nicht bei der statistischen Auswertung seiner Befunde stehenbleibt, sondern einzelne Fehler und Schwierigkeiten analytisch interpretiert. Es gelingt ihm zu zeigen, daß »mit Hilfe der Partikeln wichtige pragmatische Operationen durchgeführt werden« (115) und man darum angesichts der Erkenntnis, »daß ein großer Teil der verbalen Kommunikation nicht der Informationsübermittlung dient« (114), die Abtönungspartikel keineswegs als kontextredundant ansehen kann, daß vielmehr ihre Nichtbeherrschung ein Defizit bedeutet.

Gerade angesichts der technokratischen Diktion und der vorwiegend instrumentellen Rationalität vieler Arbeiten zum Fremdsprachenerwerb fallen Hardens Versuche angenehm auf, seine Ergebnisse in größeren theoretischen Zusammenhängen zu reflektieren. So kann er unter Rückgriff auf Überlegungen (u.a.) der Interaktionstheorie zeigen, daß aufgrund des Zusammenhangs von Sprache und Identität jener Bezug auf einen gemeinsamen Erfahrungshorizont, der für die Abtönungspartikel wesentlich ist, im Fremdsprachenunterricht fehlt und nicht künstlich hergestellt werden kann. Er kritisiert damit zugleich die ungenügende Beachtung, die der Aufbau einer Identität in der Zweitsprache in den verschiedensten Richtungen des Fremdsprachenunterrichts zwischen Grammatikorientierung und dem Einüben von Kommunikationstechniken findet. Die wenigen Andeutungen über den Ansatz eines »counseling-learning« nach C. Curran, von dem sich Harden eine Besserung der Voraussetzungen des Fremdsprachenunterrichts in dieser Frage verspricht, reichen zu einer Beurteilung noch nicht aus. Fragen bleiben offen, aber sie sind immerhin gestellt.

Walter Kühnert (Ennepetal)

Rissom, Ingrid: Der Begriff des Zeichens in den Arbeiten Lev Semenovič Wygotskijs.

Die kulturhistorische Konzeption des Zusammenhangs von Spracherwerb und kognitiver Entwicklung. Kümmerle Verlag, Göppingen 1985 (XII u. 431 S., br., 64,- DM)

Endlich hat sich jemand hierzulande die Mühe gemacht, Wygotskijs Arbeiten in der Originalsprache zu lesen. Bis vor wenigen Jahren stützte sich die vielfältige westdeutsche Rezeption so gut wie ausschließlich auf das schlecht ins Deutsche übersetzte Hauptwerk »Denken und Sprechen« (besprochen im *Argument* 80), obwohl es einige englische Übersetzungen auch anderer Schriften gibt. Erst nach und nach erscheinen deutsche Fassungen einzelner anderer Titel. Dabei hat Wygotskij weit über hundert (teils unveröffentlichte) Arbeiten verfaßt. Die umfangreichste Bibliographie (in: Feuser/Jantzen

[Hrsg.]: Jahrbuch für Psychopathologie und Psychotherapie IV/1984) verzeichnet 198 Titel (einschließlich Mehrfachveröffentlichungen).

Die vorliegende Marburger Dissertation wurde Mitte der siebziger Jahre begonnen, Ende 1980 abgeschlossen und 1982 angenommen. Auf der Grundlage mühselig besorgter Quellen stellt sie zwar nicht das gesamte Werk Wygotskij dar (beispielsweise bleiben seine kunstpsychologischen Interessen außer Betracht), mit dem Begriff des Zeichens aber doch dessen zentralen Bezugspunkt in detaillierter Ausführlichkeit. Nach einem gründlich recherchierten, biographisch orientierten Abriss der frühen Jahre der kulturhistorischen Schule folgen je ein Kapitel über das Zeichen als Einheit der Vermittlung, über Soziogenese und Interiorisation, über die Entfaltung der Tätigkeitsstruktur, über Spracherwerb und über die Beziehungen zwischen innerem und äußerem Sprechen.

Natürlich wird man Wygotskij in Zukunft nicht völlig neu, nicht ganz anders verstehen müssen. Aber zum einen wird doch deutlicher als bisher klar, in welchem Ausmaß Wygotskij die Grundgedanken der bis heute ja ungewöhnlich produktiven kulturhistorischen Schule bereits formuliert hat. So findet sich schon bei Wygotskij die Unterscheidung von »Sinn« und »Bedeutung« ebenso wie Begriff und Terminus der »Gegenstandsbedeutung«, die meist A.N. Leontjew bzw. K. Holzkamp zugeschrieben werden (218, 340ff. bzw. 119). Und zum anderen zeigt sich, welche Mißverständnisse die unzulängliche Übersetzung von »Denken und Sprechen« doch nach sich zieht. Nicht nur gehen die immer wieder beklagten Lektüreschwierigkeiten offenbar mehr auf den Übersetzer als auf die Tatsache zurück, daß es sich um eine Aufsatzsammlung handelt, deren erstes und letztes Kapitel Wygotskij kurz vor seinem frühen Tode verfaßte. Vielmehr zwingt die deutsche Fassung auch den hartnäckigen Leser zu fehlerhaftem Verständnis, etwa der wichtigen Begriffe »Motiv« und »Ziel« (159-166). Rissom belegt ihr hartes Urteil — wie alle ihre Ausführungen — mit philologischer Akribie: »Ein Vergleich mit der russischen Ausgabe zeigt jedoch, daß dem deutschen Übersetzer, Gerhard Sewekow, jeder tiefere Einblick in die Gedankenzusammenhänge Wygotskij's gefehlt haben muß. Der deutsche Text gibt das Original an vielen Stellen nur ungenau, fehlerhaft und/oder unvollständig wieder. Ein besonders Manko bildet auch die variantenreiche Übersetzung einheitlicher Begriffe, welche die Terminologie Wygotskij's schwammig werden läßt.« (220)

Rissom deckt am Rande übersetzerische und editorische Mängel auch anderer deutschsprachiger Ausgaben kulturhistorischer Autoren auf, legt ihr Hauptaugenmerk aber auf eine schlüssige und systematische Darstellung der Gedanken, Methoden und Ergebnisse Wygotskij's aufgrund der Quellen. Dabei vergleicht sie auch sachlich verwandte Passagen aus verschiedenen Jahren, zieht (teilweise sehr entlegene) russischsprachige Veröffentlichungen von Wygotskij's Mitarbeitern heran und diskutiert, soweit im Rahmen ihrer Arbeit sinnvoll, umfangreiche russische, englische und deutsche Sekundärliteratur.

Ungefähr ein Viertel der Arbeit besteht aus längeren Zitaten, die im Text in preußisch-bibliothekarischer Transkription (lateinische Buchstaben) und in den Fußnoten in deutscher Übersetzung gegeben werden. Hätte man nicht im Lesetext die deutschsprachige Version und in den Fußnoten kyrillische Buchstaben bieten sollen? Daß ein Inhaltsverzeichnis fehlt, befremdet. Mit einigen dissertationstypischen Füllsätzen (»können wir die Feststellung treffen, die für unseren Zusammenhang wichtig ist, nämlich daß«; 65) findet man sich schnell ab angesichts der Fülle interessanter Information, die nicht selten auch in die Fußnoten verbannt werden mußte. So erfährt man, daß Wygotskij sich um russische Freud- und Piaget-Übersetzungen verdient gemacht hat (36, 219), daß weder Leontjew noch Luria sich der offiziellen Kritik an der kulturhistorischen Schule im Gefolge des Pädologie-Dekrets unterwarfen (47f.) u. v. m. Ulrich Schmitz (Duisburg)

Kunst- und Kulturwissenschaft

Väth-Hinz, Henriette: ODOL — Reklame-Kunst um 1900. Anabas Verlag, Gießen 1985 (192 S., br., Abb., 48,- DM)

Mit hohem finanziellem Aufwand eröffnete die Firma Lingner aus Dresden im Jahre 1892 eine Werbekampagne mit dem Ziel, sich eine Monopolstellung auf dem Markt für ein relativ unbekanntes Produkt zu sichern: Mundwasser. Das Bedürfnis nach diesbezüglicher Mundhygiene sollte geweckt, die Warengattung Mundwasser und der Begriff »Odol« eins werden. Wesentliches Mittel der Strategie war eine umfangreiche Inseraten-Werbung: Zwischen 1892 und 1914 erschienen über 600 verschiedene Odol-Inserate in deutschen und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften. Die Firma erprobte als eine der ersten neue Werbemethoden (Anzeigenserie, redaktionelle Anzeigen); als finanzkräftiger Großkunde konnte sie bald auch auf die Plazierung der Anzeigen Einfluß ausüben. Ästhetische und kulturgeschichtliche Bestimmungsmomente dieser Reklamebild-Erfindungen beschreibt Henriette Väth-Hinz in ihrer Monografie. Dabei stehen die inhaltlichen Schwerpunkte der Inserate aus den Jahren 1900 bis 1910 im Mittelpunkt: Der Rückbezug auf Kunst (Malerei, Literatur) und der Bereich der Hygiene.

Kunstwerke werden ihrer ursprünglichen Inhalte entkleidet und in den Inseraten als harmonisierende Staffage und als bildungsbürgerlicher Wert zitiert. Die nach damaligem Empfinden unschicklich lachenden Frauen (auch Nixen oder Nymphen) aus der mythologischen Bilderwelt F. von Stucks werden für Odol ebenso funktionalisiert wie A. Böcklins »Toteninsel«, Botticellis »Geburt der Venus« wird zur »Geburt der Ware« aus dem Meer. Die Inseratengestaltung nutzt jene Kunst, die populär ist und sich den inhaltlichen Absichten der Firma unterordnen läßt, weil durch sie bestehende Bedürfnisse und Wünsche der Umworbenen angesprochen werden. In einer Phase der Großstadtentwicklung greift Odol das Motiv des zurückkehrenden Segelschiffs auf, mit dem seit der Romantik die Utopie der Freiheit verknüpft wird. In romantischer Bedeutungstradition verkauft die Odol-Reklame auch die nächtliche Landschaft als »Erlebnisraum der Einsamkeit«. Ästhetischer Fundus für die Odol-Fluchträume aus dem Großstadtleben sind aber auch Landschaftsmotive zeigenössischer Malerei und Bildpostkarten. Das Klischee der unberührten Natur dominiert.

Die Einbeziehung antiker und klassizistischer Architektur — Theaterbauten, Sockel und Rahmen — in die Inserate sollte, so Väth-Hinz, Assoziationen an bildungsbürgerliche Werte aufkommen lassen, das Mundwasser zum Kunstwerk stilisieren und repräsentativen Eindruck erwecken. Diese Absicht wird gekrönt durch das Motiv der Odol-Flasche als Denkmal, das sich Lingner in der Werbung quasi als Ausdruck seiner industriellen Macht selber setzt. Auch sollten Vorstellungen von Arkadien evoziert werden, womit die Werbung Wünsche nach Verdrängung des Alltags aufgreife. Andere Odol-Inserate entwickeln Architekturmodelle, die die Autorin als Rückgriff auf die französische Revolutionsarchitektur bzw. als Vorwegnahme surrealer Bilderfindungen sieht.

Der zweite Schwerpunkt neben der Uminterpretation kultureller Traditionen war, das Mundwasser als Ergebnis neuester medizinischer Erkenntnisse zu verkaufen. Die Autorin stellt die »volkserzieherische« Odol-Reklame in den Kontext öffentlicher Gesundheitsvorsorge und bürgerlicher Hygienevorstellungen mit den daraus resultierenden gesellschaftlichen Ausgrenzungen. In schulischer und militärischer Reinlichkeitserziehung, in der sinnvolle Hygiene-Vorstellungen mit der Ideologie von Sauberkeit und Ordnung durchgesetzt sind, sei eine »pädagogische Vorleistung der Reklamekampagne für das hygienische Zauberwasser« zu sehen. Lingners Bemühen um Hygiene kulminierte in der von ihm organisierten »Internationalen Hygiene-Ausstellung« Dresden 1911, auf die ausführlich eingegangen wird.

An manchen Stellen des Buches hätte man sich einen Vergleich mit der Werbung an-

derer Produzenten — z.B. von Kosmetikartikeln — der Jahre um 1900 gewünscht. Auch ein kurzer Ausblick auf heutige Motive und Bewußtseinsinhalte der Reklame dieser Branche hätte eine bessere Einschätzung der besprochenen Inserate ermöglicht, Kontinuitäten und Brüche der Werbestrategien und ihrer Bild-Text-Botschaften wären erkennbar geworden. So aber bleibt die These, auch heutige Werbung nehme bildsprachliche Mittel der Kunst auf, ebenso unvermittelt wie die Behauptung, die Methoden der heutigen Reklame seien dieselben wie vor 80 Jahren.

Die Autorin betritt ein Terrain, das weitgehend außerhalb des Interesses der Kunstgeschichte wie der Sozialwissenschaften liegt. Hierdurch wird manche Beschränkung verständlich; bisweilen überfrachtete Interpretationen wirken als Nachweis, daß der Gegenstand kunstgeschichtlicher Forschung würdig sei. Leider fallen aber auch kulturhistorisch interessante Aspekte durch das von der Autorin gebildete Wahrnehmungsraster, das sich stark am Kunst-Aspekt orientiert, oder sie werden nurmehr am Rande behandelt. Die Erwartungen, die das vielschichtige, zahlreich abgebildete Material weckt, werden insofern gelegentlich enttäuscht. Als Beitrag zur Geschichte historischer Warenwerbung und als Ausschnitt aus der Zivilisationsgeschichte der Hygiene ist das Buch insgesamt jedoch sehr anregend.

Kurt Wettengl (Frankfurt/M.)

Friemert, Chup: Die gläserne Arche. Kristallpalast London 1851 und 1854. Prestel Verlag, München 1984 (242 S., 160 Abb., Ln., 98,- DM)

Daß der Londoner Kristallpalast anlässlich der »Great Exhibition« 1851 zu den großen Bauleistungen des 19. Jahrhunderts zählt, war schon den Zeitgenossen klar. Und bereits damals betonte man das organisatorische Geschick und »the perfect system of discipline«, vermittels dessen es allein gelingen konnte, in der extrem kurzen Zeit von knapp einem Jahr ein solches Gebäude zu entwerfen, zu errichten und für den »großen Basar« der Weltausstellung auszustatten. So ist der Palast auch wohl das bestdokumentierte Gebäude des Jahrhunderts (Klingender) geworden — und zum Vorbild für ähnliche Gebäude, etwa den New Yorker Palast 1853 oder den »Palais de l'Industrie« der Pariser Ausstellung 1855, von späterer Bahnhof- und neuerer Glasarchitektur ganz zu schweigen. Und wirklich verweist das Konstruktionsprinzip und der ingenüose Produktionsplan des Glaspalastes nicht nur auf die von seinem Designer vormals erprobte Gewächshausarchitektur (worauf Ruskin abfällig hinwies), sondern mehr noch auf die nationale »Physiognomie des Eisenbahnwesens« (ein Ausdruck des Dichter-Ingenieurs Max Maria v. Weber) und der Eisenhüttenindustrie überhaupt, die mit der großen eisernen Brücke von Coalbrookdale (1789!) das erste Wahrzeichen des neuen Zeitalters geschaffen hatte. Daß solche Zeichen ästhetischer Anmutung nicht entbehrten, wird schon durch den Umstand belegt, daß der philanthropinische Fürst Leopold v. Anhalt-Dessau sich ein Modell dieser Eisenbrücke in seinen Wörlitzer Park stellte. Und aus Coalbrookdale sollte auch das große gußeiserne Tor des Kristallpalastes kommen, das heute noch den Hyde Park ziert.

Auf solche historischen Lineamente geht Friemert in seinem knapp gehaltenen, aber glänzend geschriebenen Essay kaum ein. Angemessen herausgestellt wird aber die unternehmerische Leistung des Eisenbahnmoguls Paxton, spiritus rector dieses kollektiven und seriellen Produktionskunstwerkes, das den Zeitgenossen als sinnfälligeres Symbol der britischen Industriekapazität erschien als die darin basarmäßig ausgestellten Exponate, jene »ungeheure Warensammlung«, die Marx zu Beginn des *Kapital* geistig Revue passieren läßt. Auf den Spuren von Benjamin und Schivelbusch geht Friemert den Gründen des von dem Gebäude ausgelösten transästhetischen »Wahrnehmungsschocks« nach. Er zählt auf: die Verflüchtigung der Raumgrenzen, die konstruktive Entmaterialisierung der architektonischen Massen durch den Minimalismus der Materialverwendung, die kontrastarme Lichtfülle, die moderne, technisch-materialgerechte Linienfüh-

rung usw. (40f.). Vertragsgemäß mußte der Palast als bloß temporäre »Festarchitektur« (vgl. die Rezension des gleichnamigen Buches von Oechslin/ Buschow in *Argument* 154) nach Ende der Ausstellung abgerissen werden — wurde aber bald darauf mit veränderter Zweckbestimmung in Sydenham als ständiges Etablissement (1936 brannte er völlig ab) wiederaufgebaut. Und wieder war die Eisenbahn beteiligt. Sie verkaufte das Gelände und baute eine neue Zubringerlinie. Der neue Unternehmenszweck zielte ab auf eine unterhaltsam-belehrende, natur- und kulturgeschichtliche Volksbelustigung mit Eintrittspreisen. Konzipiert als eine Art begehbares Diorama mit verschiedenen historischen und geographischen Kleinmilieus, »eine illustrierte Enzyklopädie des großen und vielfältigen Universums« (65), wurde hier »Welt-Anschauung« (61) in großem Stil und gleichsam prä-kinematographisch inszeniert. Dementsprechend wurde auch das landschaftliche Ambiente remodelliert bzw. -formalisiert. Nicht mehr der traditionelle englische Landschaftsgarten war maßgebend, sondern man knüpfte bewußt an eher feudal-absolutistische Formen (Versailles!) an: es gab sogar unenglische Fontänen. Am Vorabend der imperialistischen Ära war der kunstvoll hergerichtete »freie« Naturpark als Weise der Naturanschauung des Großgrundbesitzes (73f.) nicht länger universell repräsentationsfähig (vgl. die Rezension *Park und Garten im 18. Jh.* in *Argument*-Beiheft '80). So bildet der Crystal Palace in seiner Sydenhamer Gestalt auch die Urform späterer kapitalistischer Vergnügungsparks — bis zu Disneyland, wenn man so will.

Den Haupt- und Bilderteil des auch im Text reich (wenn auch aufgrund schlechter Vorlagen häufig zu dunkel) illustrierten Bandes machen die von Friemert ausgegrabenen 160 Fotografien von P.H. Delamotte aus, die den Wiederaufbau in Sydenham minutiös dokumentieren. »Es ist wohl die erste fotografische Produktionsreportage« (237). Zwar war bereits der Hyde Park Palast von dem Pionier W.H.F. Talbot aufgenommen worden, jedoch als fertiges Resultat, nicht als »work in progress«. So bilden deshalb gerade Delamottes bislang wenig beachtete Aufnahmen mit ihrer Betonung der Zeitdimension das kongeniale ästhetische Medium dieser industriellen Architektur. »Zwei grundlegend neue Erfahrungen des 19. Jahrhunderts fielen in diesen Bildern zusammen: die Herstellung von Gebäuden ohne Architekten und die Herstellung von Abbildern ohne Künstler« (240).

Martin Blankenburg (West-Berlin)

Hoeges, Dirk: Alles veloziferisch. Die Eisenbahn — vom schönen Ungeheuer zur Ästhetik der Geschwindigkeit. CMZ-Verlag, Rheinbach-Merzbach 1985 (86 S., br., 17,- DM) Daudets Satz, »Das Automobil, das ist der Krieg«, hatte Walter Benjamin durch den Verweis auf das Mißverhältnis zwischen den »riesenhaften Kräften der Technik« und den »minimalen Mitteln zu ihrer moralischen Bewältigung« kommentiert. »Alles veloziferisch«, schreibt Hoeges, Goethe zitierend (9), und versucht, die Entwicklung der literarischen Darstellungen der Eisenbahn vom ambivalent faszinierenden und bedrohenden Monstrum hin zur Muse, die den futuristischen Artisten schließlich selbst ihre Gesänge ins Ohr flüstern wird, nachzuzeichnen. Anscheinend seit der Romantik muß jede künstlerische Produktion als Rezeption eines transzendenten Mediums legitimiert werden, und was Schlegel der homogene Weltgeist war, ist der Moderne die Maschinerie.

Allerdings beschränkt sich Hoeges Darstellung auf die ziemlich kommentarlose Präsentation eines beeindruckend umfänglichen Zitatmaterials (von Heine, Chateaubriand, Gautier, Du Camp, Zola bis hin zu Albert-Birot, Apollinaire, Marinetti usw.), ohne die verschiedenen Stadien der literarischen Auseinandersetzung mit Technik bzw. den snobistischen Rückzug von ihr auf die Entwicklung dieser Technik selber oder auf die ihrer sozialen Organisation hin durchsichtig zu machen. Benjamin hat also, leider, noch einmal recht behalten. Zudem ist Hoeges auch wichtige Sekundärliteratur entgangen, denn so abwegig ist sein Thema nicht (z.B. Paul Virilio, F. Ingold u.a.).

Besonders störend ist die kommentar-, d.h. kontextlose Vorführung des Materials im

Falle der italienischen Futuristen (30ff.). »Die modernen Verkehrsmittel«, hatte Marinetti geschrieben (was Hoeges allerdings nicht zitiert), »sind fatal antikommunistisch«, und hatte durch seine terroristischen Aktivitäten zugunsten des Faschismus Marx' Hoffnung auf die Entwicklung der Produktivkräfte in der Praxis zu widerlegen versucht. Zu fragen wäre hier, warum es die eigentlich »unproduktive« Verkehrstechnik ist, auf die diese und viele andere Autoren sich kaprizieren. Literatur über Produktionstechnologie existiert meines Wissens kaum, vielmehr wird gerade das »besungen«, was Marx die »unproduktive Arbeit der Maschinerie« genannt hatte: der Lärm, der Schmutz, der Gestank, letztlich also der Verschleiß, den man dann auf verschiedene Weise »beschleunigen« kann (damals war er offenbar noch nicht selber schnell genug), am elegantesten durch den Krieg, der »einzigsten Hygiene der Welt«. Manfred Hinz (Augsburg)

Wenk, Silke: Auf den Spuren der Antike. Theodor Wiegand, ein deutscher Archäologe. Stadtverwaltung Bendorf/Rhein 1985 (57 S., br., 10,- DM)

»Tatsächlich war die Türkei jetzt eine deutsche Kolonie. Lange bevor der Krieg erklärt wurde [1914; Anm.d.Verf.], hatten sie im ganzen Land deutsche 'Spezialisten' eingeschleust: Kaufleute, Militärs, Polizisten, Archäologen, Soziologen, Psychologen, Volkswirte, Ärzte, Prediger, Erzieher« (Sotiriü, Grüß mir die Erde, die uns beide geboren hat, deutsch 1985). Theodor Wiegand, seit 1899 Direktor der Berliner Museen in der Türkei: »Es war gelungen, unter der Forderung 'Architekturstücke' das ganze milesische Marktort zu verpacken, ohne daß die türkischen Behörden eine Vorstellung davon haben, daß sie nun ein ganzes Monument, so groß wie der Konstantinbogen in Rom, überlassen haben.« (1907).

Die Stadt Bendorf am Rhein ehrte 1985 Theodor Wiegand als berühmten Sohn der Stadt (1864-1936) und Ehrenbürger seit 1935 in einer bemerkenswerten Ausstellung. Als Katalog dazu legte die Kunsthistorikerin Silke Wenk in einer »wissenschaftliche(n) Dokumentation« eine kritische Würdigung von Wiegands in mehreren Hinsichten exemplarischem Lebensweg vor: 1. Chronik 1864-1936 (2-39), 2. »Die Arbeit eines deutschen Archäologen an der Modernisierung des antiken Ideals« (40-56), 3. Veröffentlichungen Wiegands (56f.).

Die »Chronik« vermittelt in der Verbindung von biographischen Daten mit einer Vielzahl von Zeugnissen und Selbstzeugnissen das facettenreiche Bild eines erfolgreichen Lebens als eines Paradigmas wahrhaft bürgerlicher Wissenschaft in der Zeit von Bismarck bis Hitler. Neben programmatischen Schriften sind unpublizierte Materialien (Tagebücher, Briefe, Fotos) aus privaten und öffentlichen Archivbeständen ausgewertet, allerdings nicht im strengen Sinn dokumentiert. Sichtbar werden Selbstbewußtsein und Optimismus des Großbürgers und sein Selbstbild als Mann und Soldat, allerdings auch seine Sensibilität gegenüber der Mutter in ihrem Verhältnis zum Vater (1896) in Verbindung mit einer kostbaren Notiz zum gemeinsamen Besuch von Ibsens Nora (1909); er selber heiratete die emanzipierte Marie von Siemens, die er »zur Mitarbeit an seinen Bestrebungen« gewinnen konnte (1900). Zum Zwanzigsten wünschte sich Wiegand ein Bismarckbild (1884), scheint dann nationalliberal gesonnen (1906), tritt aber 1918 der DNVP bei und begrüßt die Ermordung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts. Er verstand es, erfolgreich für seine Sache und zum Nutzen der Archäologie Zugang und Gehör beim Kaiser zu finden, den er noch in Doorn besuchte, später aber auch beim Führer. Wiegands Widerstand und Verhandlungsgeschick rettete das Deutsche Archäologische Institut (DAI) in Berlin und die Römisch-Germanische Kommission (RGK) in Frankfurt als Forschungsinstitutionen vor dem Zugriff Rosenbergs, ein Vorgang, der die Polykratie diese illustrieren könnte. Dies war wissenschaftspolitisch eine sicher ebenso wichtige Tat wie sein Grabungs- und Verhandlungsgeschick in der Türkei 1895-1912 und sein Einsatz für den Neubau des Pergamonmuseums 1906-1930, drei Themen, die ausführlicher do-

kumentiert sind. — In einem Essay über die Veränderung des Antikenbildes, vor allem in der Archäologie, vom Klassizismus zum historischen Positivismus interpretiert die Autorin die charakteristische Wissenschaftshaltung Wiegands und stellt dabei Thesen zum Wandel der gesellschaftlichen »Funktion der Antike« auf. Der Komplexität des Themas wird sie sicher nicht gerecht, trifft aber einige zentrale Punkte. »Die militante [präziser: imperialistische; Anm.d.Verf.] Phase der Archäologie« (41) kennzeichnen Züge, deren Widersprüchlichkeit eher die noch ungebrochene Wirksamkeit der Antike ausmacht, als daß gerade die Abkehr vom Klassizismus den gesellschaftlichen Status quo sicherte (so 44). Die starke »klassizistische Unterströmung« (z.B. die monumentale Architektur des Markttores von Milet als Museumsschatz) war für diesen Status quo ebenso funktional wie die »Modernisierung« des Antikenbildes (z.B. die Freilegung und Präsentation der Stadtanlage von Priene: »Da sieht man doch endlich einmal, daß eine antike Stadt nicht bloß aus Tempeln und Säulenhallen bestanden hat«: Wilhelm II zu Wiegand 1907). Das Selbstbewußtsein und die praktischen Erfolge dieser Generation von Altertumswissenschaftlern (Wilamowitz 1848-1931) überdecken, trotz Nietzsches unzeitgemäßer Betrachtung »Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben« (1874) die Kluft zwischen aktualisierender Vergewärtigung der Antike »im Zwecke der Volksbildung« (48) einerseits, den Zwecken »akademischer Belehrung« und der Selbstgenügsamkeit des gewaltig angewachsenen positivistischen Wissenschaftsbetriebs andererseits. »Haupterfordernis ist und bleibt die wissenschaftliche Erschöpfung des Gegenstandes« (42). Sinndimensionen sind kein Problem: »Entdecken ist wichtiger als anempfinden«, Hermeneutik ist »feminin«, »nur die Tat charakterisiert den Mann« (1905). Intellektuell war jene Kluft eine Voraussetzung für Wiegands Anpassungsleistungen gegenüber dem Nationalsozialismus: die empirische wissenschaftliche Arbeit wurde davon nicht berührt, vielmehr dadurch geschützt. Aber er konnte das aristokratisch-männliche Griechenideal und die Vorstellung einer Artgemeinschaft mit den Germanen einbringen (45f.). Solche Integration bürgerlicher Traditionen hat gewiß zur Normalisierung der nationalsozialistischen Herrschaft erheblich beigetragen, aber sowohl die komplexen Interessenanknüpfungen von beiden Seiten als auch der Verlauf des Konfliktes um DAI und RGK legen nicht eine geradlinig-intentionalistische Interpretation nationalsozialistischer Strategie nahe (so 50ff.).

Die Autorin hat nicht das wissenschaftliche Werk Wiegands untersucht und sich damit selbst dessen positivistischer Perspektive unterworfen. Für Ansprüche an eine Wiegand-Biographie, die zu schreiben sich lohnte, hat sie dennoch Maßstäbe gesetzt.

Justus Cobet (Essen)

Soziologie

Bahrtdt, Hans Paul: Schlüsselbegriffe der Soziologie. Eine Einführung mit Lehrbeispielen. C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1984 (200 S., br., 19,80 DM)

Bahrtdts Einführung in die Soziologie bereitet mir erhebliche Schwierigkeiten, ist es doch gerade in einer multiparadigmatischen Disziplin wie der Soziologie weitgehend eine Frage des Standpunktes, was man den Studenten beibringen möchte. Wer mit handlungstheoretisch orientierten Begriffsformalismen etwas anfangen kann, wird Bahrtdts Buch sicherlich mit Gewinn in Lehrveranstaltungen verwenden können. Hier soll es aber weniger um eine Diskussion der konkreten Inhalte (solcher hinlänglich, z.T. auch von Bahrtdt, kritisierten Konzepte wie »Rolle«, »Norm« etc.), sondern primär um die didaktische Konzeption des Buches gehen. Dies ist nicht einfacher, weil auch didaktische Standpunkte kontrovers — und kaum aufeinander abbildbar — sind. Ein soziologisches Lehrbuch müßte entweder (a) eine »Einführung in die ...istische Soziologie« oder (b) ein

Überblick über die unterschiedlichen Theorieangebote sein oder aber (c) Gesellschaftsanalyse exemplarisch praktizieren (um mit Bahrdt zu sprechen: Wer Gesellschaftsanalyse betreiben will, der »muß über die reale Gesellschaft des 19. und 20. Jahrhunderts nachdenken«; 193). Gerade dies vermisse ich aber in Bahrds Buch über weite Strecken.

Bahrds Anliegen ist es, ohne »Anspruch auf Vollständigkeit« und ohne »systematische Absicht« (7) zentrale Begriffe (»Schlüsselbegriffe«) der Soziologie abzuhandeln. Es sind dies (in der Reihenfolge der Kapitel): Handeln, Normen, Rolle, Gruppe, Struktur/System, Schichten/Klassen/Stände, Macht/Herrschaft/Autorität ... und Gesellschaft. Stil und Aufbau des Buches erinnern an ein juristisches Lehrbuch, in dem aus den Definitionen von Begriffen die Unterbegriffe abgeleitet werden. Bahrdt beansprucht, sich um jeden Preis aus den wissenschaftlichen Kontroversen der Soziologie herauszuhalten und statt dessen »die Entwicklung von Begriffen« (131) zu betreiben. Dies mag angesichts einer z.T. konfusen Diskussion in der gegenwärtigen Soziologie ein wichtiges Anliegen sein; die Frage ist jedoch, was es einbringt. Die einzelnen Kapitel dieses Buches demonstrieren Leistungsfähigkeit und Grenzen (Bahrdt weist immer wieder auf letztere hin) des soziologischen Denkens, das sich an dem jeweils behandelten Begriff orientiert. Jedes Kapitel ist insofern offen, als es mit einem ungelösten Problem endet und anhand von Lehrbeispielen zur Diskussion auffordert. Vor allem die mittleren Kapitel sind recht gut gelungen, da sie mit eindrucksvollen Beispielen Sinn und Zweck der Begriffsbildung veranschaulichen, während besonders die letzten Kapitel (mit den spannenden Fragen nach Herrschaft [176f.], Gesellschaftsbewußtsein [186f.] etc.) ausgesprochen oberflächlich, inhaltstreu und realitätsfremd wirken.

Mein Hauptkritikpunkt ist, daß Bahrdt seinen Standpunkt nicht offen darlegt. In scheinbar harmlosen Aussagen steckt oft viel an nicht expliziter Theorie. Ein Beispiel: »Die Minimalbedingung für ein soziales System ist, daß die strukturierten Einzelhandlungen der Subjekte in dem Sinne funktional ineinandergreifen, daß eine Stabilität der Verhältnisse ... gewährleistet ist.« (117f.) Diese Definition gilt zweifellos für einige soziologische Schulen, aber dann sollte man dies auch entsprechend kennzeichnen, um dem Studenten nicht zu suggerieren, dies sei eine für *die*(?) Soziologie verbindliche Definition. Ferner wird dem Studenten nicht sichtbar gemacht, daß die Theoreme, die Bahrdt Schritt für Schritt aufeinander aufbaut, Versatzstücke sich gegenseitig ausschließender Denkansätze sind. Ein weiteres Beispiel: Wenn Bahrdt behauptet, »die Grenzen zwischen sozialen Schichten werden erst dann wirklich deutlich, wenn man feststellt, wie sich die Menschen durch ihr typisches Verhalten voneinander abgrenzen« (141), dann stimmt das zumindest für große Teile der Soziologen, auch der Schichtungsforscher nicht. Fatal finde ich es, daß Bahrdt immer wieder den Anschein zu erwecken versucht, er stünde über allem Soziologen-Streit: »Es zeigt sich aber, daß der Versuch, sie [die Begriffe; Anm.d.Verf.] zu präzisieren, sofort zu unerwünschten Folgen führt. Er würde uns auf eine bestimmte Gesellschaftstheorie festnageln.« (182)

Ich werde das Lehrbuch nicht verwenden. Denn ich halte es nicht für sinnvoll, den Studierenden das Jonglieren mit leeren Begriffshülsen beizubringen. Soziologisches Denken — so hoffe ich wenigstens — ist mehr als dies. Johannes Weyer (Bielefeld)

Heckmann, Friedrich, und Friedhelm Kröll: Einführung in die Geschichte der Soziologie. Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart 1984 (152 S., br., 19,80 DM)

Die Arbeit versucht die Nachzeichnung der — in einen westeuropäisch-angelsächsischen und einen deutschen Entwicklungstyp unterscheidbaren (2) — Genese der Soziologie als Einzeldisziplin. Exemplarisch wird diese Konstitution der »Einzeldisziplin Soziologie« (als »enge« Soziologie) in England bei Spencer und in Frankreich bei Comte verdeutlicht. In Deutschland entwickelte sich eine derartige Einzeldisziplin erst mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts u.a. in den Werken von Simmel und Max Weber (53ff.). Die zentrale These des Buches: In Abgrenzung zur »Vorsoziologie« (4) in Form der Sozialphilo-

sophie oder allgemeinen Gesellschaftstheorie (die Beziehung zur alteuropäischen Politiktradition wird hierbei nicht recht deutlich), wobei insbesondere die Geschichtsphilosophie (5ff.) als eine Wurzel der Soziologie herausgestellt wird, wird die Soziologie als Einzeldisziplin erst im Zuge der Trennung von Staat und Gesellschaft (22f., 28) möglich. Dort, wo das Bürgertum — wie in England und Frankreich — stark war, würde diese strukturelle Trennung früh realisiert. In Deutschland (als »verspätete Nation«) vollzog sich diese Ausdifferenzierung anders (23, 26f., 28f., 43ff.): Die konstitutionelle Schwäche einer »staatsfreien« Sphäre wird wissenschaftsdisziplinär bzw. -geschichtlich verdoppelt. Das Primat der Staatswissenschaften (und ihrer Einzeldisziplinen wie Verwaltungslehre, Finanzwissenschaft, Volkswirtschaftspflege) gründe »real in der nach 1819 eingeleiteten und in der Folgezeit sich verbreitenden Epoche politischer Restauration« (43). Eine »Weichenstellung« komme hierbei Hegel zu (38f.), dessen Gesellschaftsbegriff staatsphilosophisch eingebettet blieb. Auch bei Mohl und Lorenz Stein blieb die Gesellschaftslehre »in den übergeordneten Zusammenhang der Staatswissenschaften« (43) eingeordnet. Es wird deutlich, in welchem strukturgeschichtlichen Rahmen die Kontinuität der Kameralwissenschaften — jene »staatswissenschaftliche« Tradition, die den Bezugsrahmen der Einzeldisziplinen abgab — als die »‘staatsbildenden‘ und später, nach 1871, ‘staatstragenden‘ Disziplinen« (26f.) zu verstehen ist. Noch 1928 schrieb Georg von Below, die Soziologie in Deutschland besitze keinen eigenen Gegenstandsbereich, sondern sei als »sociale Wissenschaft« Teil der Staatswissenschaften und stelle somit eine Fortführung der statistischen Tradition in der deutschen Wissenschaftsgeschichte dar.

Wie A. W. Small schon 1924 behauptete, wurzelt die deutsche Soziologie demnach in nicht-liberalen Strömungen, in der politischen Romantik und der historischen Schule der Nationalökonomie und Finanzwissenschaft. Die Darstellung dieser Entwicklung bei Heckmann und Kröll weist allerdings eine normative Konnotation auf, die zu problematisieren ist: Kehrseite des neo-absolutistischen »Obrigkeitsstaates« (28) ist die enge Verknüpfung von »socialer Bewegung«, »socialer Wissenschaft« und »socialer Frage« (entsprechende Studien von E. Pankoke sind im Literaturverzeichnis nicht aufgenommen), wodurch die »verspätete Nation« zum Vorreiter wohlfahrtsstaatlicher Entwicklungen wurde (die modernisierungstheoretischen Implikationen der These vom »deutschen Sonderweg« werden dabei deutlich).

Insgesamt ist die »Einführung« — auch gerade für Studienanfänger — recht lesenswert. Didaktisch sinnvoll sind die jeweiligen Zusammenfassungen am Ende der einzelnen Kapitel und die Quellentexte im Anhang. Der komprimierte Schreibstil (der Darstellungsteil umfaßt nur 74 Seiten zuzüglich 12 Seiten Anmerkungen) zwingt den Leser zur Vertiefung mithilfe des Literaturverzeichnisses, in dem man allerdings wichtige sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Abhandlungen vermißt. Frank Schulz (Bochum)

Merten, Klaus: Inhaltsanalyse. Einführung in Theorie, Methode und Praxis. Westdeutscher Verlag, Opladen 1983 (385 S., br., 48,- DM)

Merten versammelt und skizziert die in einer Reihe von sozialwissenschaftlichen Disziplinen in Umlauf befindlichen Methodiken »zur Erhebung sozialer Wirklichkeit, bei der von Merkmalen eines manifesten Textes auf Merkmale eines nichtmanifesten Kontextes geschlossen wird« (57). Ein nicht zu unterschätzender Service für die, die sich in Vorbereitung empirischer Untersuchungen nach einschlägigen methodischen Möglichkeiten und Zugängen umsehen oder bei der Durchführung sich noch einmal über ihre Teilschritte vergewissern wollen. Insofern kann die vorliegende Einführung als übersichtlich gestaltetes Methoden-Handbuch empfohlen werden.

Darüber hinaus bietet die synoptische Darstellung einen Einstieg in die Geschichte der Inhaltsanalyse. Hier sind freilich Zweifel anzumelden, ob die »Phase der Intuition« mit 1900 abgeschlossen bzw. ob das vorgestellte Phasen-Modell der Inhaltsanalyse in dieser

aufsteigenden Linearität haltbar ist. Es gibt genügend Belege für die These, daß der Modus der »Intuition« unter verschiedenen Firmenschildern hermeneutischer Verfahren bis auf den heutigen Tag in den standardisierten Instrumentarien sozialwissenschaftlicher Erschließung der sozialen Wirklichkeit lebendig ist — eingestanden oder nicht. Mehr noch: bekanntlich gründet Simmel seine »Soziologie« von 1908 erkenntnismodal und methodologisch auf die »Intuition« als erste wie als letzte Instanz gesellschaftswissenschaftlicher Analyse. Und Simmels soziologische Phänomenologie hat gegenwärtig Konjunktur. Wäre also der Griff zurück auf Simmels Methodik, wenn man Mertens linearem Entwicklungsmodell der Inhaltsanalyse in methodologischer Hinsicht folgt, eine Regression? Eine Rezension kann die Diskussion über das Problem des Methodenfortschritts nicht ausfalten. Hierzu gehörte auch der Aspekt der Variabilität bzw. Bestimmtheit der Beziehung zwischen Untersuchungszweck und -verfahren, der in der vorliegenden Methodenstudie nicht gründlich genug bedacht ist. Eine diesbezügliche Problemanalyse, wie sie etwa in den »Zerreißproben« der Berliner Projektgruppe Automation und Qualifikation (AS 79, 1983) eröffnet worden ist, sucht man bei Merten vergeblich.

Unbeschadet dieser wissenschaftshistorisch-methodologischen Einwürfe kann der Vorbereitung des Autors, bei seiner Einführung in die Inhaltsanalyse handele es sich um eine »umfassende Vorstellung der Methode der Inhaltsanalyse« (11), zugestimmt werden. Als Methoden-Register leistet sie Orientierungshilfe und fungiert, angereichert durch didaktische Beispiele, im Abschnitt »Praxis der Inhaltsanalyse« als nützlicher Ratgeber; Eigenschaften, die sie als empfehlenswert ausweisen. Friedhelm Kröll (Nürnberg)

Krämer, Hans Leo: Soziale Schichtung. Einführung in die moderne Theoriediskussion. Diesterweg Verlag, Frankfurt/M., West-Berlin 1983 (140 S., br., 11,80 DM)
Eine Aufbereitung der umfangreichen Schichten- und Klassendiskussion für Schule und (Grund-)Studium ist zweifellos ein verdienstvolles Werk, handelt es sich doch um ein wichtiges Feld soziologischer Theorie, dessen Relevanz für Politik und Gesellschaft unbestreitbar ist. Krämer ist es gelungen, in äußerst knapper Form alle wesentlichen Theorien und Modelle darzustellen, zudem einen systematischen und historischen Einstieg in die Thematik zu liefern. Obwohl die Darstellung der einzelnen Ansätze unter der Verkürzung z.T. leidet — Krämer handelt auf 90 Seiten nicht weniger als 26(!) Positionen ab —, sind vor allem die Darstellungen, die den Argumentationsgang des betreffenden Autors ansatzweise nachvollziehen (z.B. Parsons [54ff.], Geiger [101ff.]) durchaus für Diskussionen in Schule und Universität geeignet. Auch die Berücksichtigung der verschiedenen marxistischen Ansätze ist verdienstvoll, obwohl sich hier die Frage stellt, ob nicht auf die Darstellung komplizierter Details (in der Debatte zwischen dem Berliner Projekt Klassenanalyse und dem Frankfurter Institut für Marxistische Studien und Forschungen) zugunsten einer etwas ausführlicheren Einführung in die Grundlagen der marxistischen Theorie hätte verzichtet werden können. Marx selber — der für die Theorieentwicklung aller Richtungen eine entscheidende Rolle spielt — kommt mit drei Seiten Darstellung recht schlecht weg, so daß viele Streitpunkte der späteren Diskussion unverständlich bleiben, ja sogar zentrale Begriffe, mit denen Krämer häufig operiert (z.B. »antagonistische Klassen«), unter Rückgriff auf andere Quellen geklärt werden müssen. Didaktisch sehr wertvoll ist eine Tabelle, in der in übersichtlicher Form funktionalistische und nicht-funktionalistische Theorien gegenübergestellt werden (74/75). Dieser Weg, aus didaktischen Gründen das Wesentliche herauszuarbeiten und dabei mit der Methode des Vergleichs zu arbeiten, hätte häufiger beschritten werden müssen. An anderen Stellen, wo dies nicht gelungen ist, liest sich Krämers Darstellung eher wie ein Anatomie-Lehrbuch, wo aus Vollständigkeitsgründen alle »Glieder« der Fach-Diskussion in z.T. sinnloser Kürze aufgezählt werden. Die sechs Zeilen des Bolte (118) hätte man sich etwa sparen können, ohne daß dadurch das Buch etwas verloren hätte. Statt kom-

plizierte Details der Diskussion innerhalb der verschiedenen Schulen zu referieren, wäre es sinnvoller gewesen, wenige zentrale Ansätze (z.B.: Marx, Weber, Dahrendorf, Moore/Kleining, IMSF) ausführlicher und unter Verwendung ausgewählter Primärliteratur darzustellen und somit den Schülern/Studenten eine kritische Analyse dieser Positionen zu ermöglichen, wie auch ihren Blick für das Wesentliche zu schärfen.

Johannes Weyer (Bielefeld)

Erziehungswissenschaft

Schlutz, Erhard (Hrsg.): Krise der Arbeitsgesellschaft — Zukunft der Weiterbildung. Diesterweg Verlag, Frankfurt/M., West-Berlin, München 1985 (244 S., br., 38,- DM)

zit.: a

Faulstich, Peter, und Hermann G. Ebner (Hrsg.): Erwachsenenbildung und Arbeitslosigkeit. Zur Praxis eines schwierigen Verhältnisses. Hueber Verlag, München 1985 (184 S., br., 36,- DM)

zit.: b

Hufer, Klaus-Peter: Möglichkeiten und Bedingungsfaktoren politischer Erwachsenenbildung am Beispiel kommunaler Volkshochschulen in Nordrhein-Westfalen. Verlag Peter D. Lang, Frankfurt/M., Bern, New York 1985 (648 S., br., 85,- sFr)

zit.: c

»nicht in einer Krise, wie schon die Weiterbildungsbeteiligung zeigt« (Siebert: a, 195). Bei näherem Hinschauen erweist sich aber das System der EB in der Bundesrepublik durchaus in mehrfacher Weise in die Strukturkrise der europäischen »Arbeitsgesellschaften« einbezogen: Die Teilnehmer der Weiterbildung werden von den Krisenauswirkungen betroffen und erhoffen sich von der EB implizit oder explizit Hilfen für die Verarbeitung und Bewältigung der individualisierten Probleme (von beruflicher Qualifizierung bis zur Lebenssinnklärung). Die Einrichtungen der Weiterbildung übernehmen (in institutionenspezifisch unterschiedlicher Weise) mehr und mehr arbeitsmarktpolitische bzw. sozialpolitische Aufgaben. Praktiker der EB wie wissenschaftliche Beobachter reflektieren die Krisenformen, deren Auswirkungen auf die Individuen und die daraus resultierenden pädagogischen und gesellschaftlichen Aufgaben der EB, um die Bildungspraxis zu verändern und zu verbessern. Hinzu tritt, daß EB nicht im luftleeren Raum stattfindet, sondern in Institutionen, deren Strukturen selbst Auswirkungen auf die Bildungsarbeit haben. Mit der Finanzknappheit der öffentlichen Haushalte und mit wachsenden politischen Kontroversen über die Zukunft der Gesellschaft werden auch diese Strukturen tangiert.

Die hier rezensierten Bücher beziehen sich auf je unterschiedliche Weise auf die gegenwärtige Problemsituation der EB (vor allem der Volkshochschulen), deren Kern die Arbeitslosigkeit als gravierendste Krisenfolge darstellt.

Der Untertitel von (b) konstatiert ein »schwieriges Verhältnis« zwischen EB und Arbeitslosigkeit. Schwierig weshalb? Die Arbeitslosigkeit mitsamt ihren sozialen wie psychischen Folgen ist die größte Herausforderung der EB seit langem — zugleich aber weiß jeder, daß das gesellschaftliche Problem der Massenarbeitslosigkeit durch Bildungsarbeit nicht zu bewältigen ist. Dennoch hat sich in verschiedenen Institutionen eine Vielfalt erwachsenpädagogischer Praxen herausgebildet, die häufig von den Bestrebungen der Arbeitsverwaltung konstituiert bzw. überlagert werden, arbeitsmarktpolitische Maßnahmen in die EB zu integrieren. Faulstich/Ebner haben neun Erfahrungsberichte aus Umschulungsmaßnahmen, Übungsfirmen, Motivationskursen, Arbeitsprojekten mit Jugendlichen, Wiedereinstiegskursen für Frauen, Arbeitsloseninitiativen und aus der »präventiven« gewerkschaftlichen Bildungsarbeit gesammelt und bieten damit einen informativen Überblick über die verschiedenen Praxisformen der Bildungsarbeit

mit Arbeitslosen. Hierbei lassen sich zwei Grundmuster finden: einerseits die berufs- und abschlussbezogenen Angebote (von Hauptschulabschlusskursen über Anpassungsschulung bis zur Höherqualifizierung), andererseits eher sozialpädagogische, persönlichkeitsorientierte Angebote (vgl. b, 33). Entgegen der verbreiteten Annahme, berufsbezogene Angebote für Arbeitslose würden zynisch nur Chancen vorgaukeln, die nicht bestünden, kann ein gewisser Effekt — besonders bei älteren bzw. gesundheitlich behinderten Arbeitslosen — nicht geleugnet werden (Hofbauer: a, 111-123). Dennoch sind viele berufsbezogene Maßnahmen, vor allem für jüngere Arbeitslose, eher Einbahnstraßen (vgl. Neumann: b, 45-55), die vielfach an den Bedürfnissen der Teilnehmer/innen vorbeigehen (vgl. Schütte: b, 81-86).

In einer ausführlichen Einleitung (b, 12-41; vgl. auch a, 86-97) analysiert Faulstich das gesamte Problemfeld einschließlich der — in den Erfahrungsberichten immer wieder angesprochenen — paradoxen Aufgabe der EB, Angebote für Arbeitslose zu entwickeln, ohne zugleich deren »Erfolg« (sprich: Arbeitsaufnahme) in Aussicht stellen zu können. Die Rede vom (arbeitsmarktpolitisch gewollten) »Parkplatz« EB läßt sich, trotz der vielen positiven Beispiele innovativer Arbeitslosenarbeit innerhalb wie außerhalb der Einrichtungen, nicht falsifizieren. Verständlich ist daher auch die Besorgnis zahlreicher Erwachsenenbildner, daß die EB mit wachsenden Arbeitslosenzahlen für sozial- und arbeitsmarktpolitische Aufgaben funktionalisiert werden kann (vgl. Görs: a, 124-139).

Wie geht die EB mit den Anforderungen um, die Gesetzgeber und Arbeitsverwaltung an sie herantragen — d.h., wie bestimmt sie selbst ihre bildungspolitischen und pädagogischen Aufgaben im Zusammenhang mit Krise und Arbeitslosigkeit? Instruktiv dafür ist Brödels historischer Rückblick auf die Grundorientierungen der freien Volksbildung gegenüber der Arbeitslosigkeit am Ende der Weimarer Republik (a, 71-85). Die dominanten Orientierungen der zivilisationskritischen Laienbildung (sittliche Formung zur Gemeinschaft) und der später aufkommenden — 1931 in der Prerower Formel festgelegten — kompensatorischen »Weiterbildung« bildeten die Grundlage, auf der in der Spätphase der Weimarer Republik Erwerbslosenarbeit als »seelische Nothilfe« bzw. als staatlich geförderte »Schulung« konzipiert wurde.

Beide Konzeptionen waren nicht geeignet, eine erwachsenenbildungsspezifische Bildungsarbeit mit Erwerbslosen zu begründen und anzuleiten; die Volksbildung beschränkte sich (auch unter dem Druck finanzieller Restriktionen) auf sozialpolitische Auffangversuche und die Mitarbeit im staatlichen Krisenmanagement (wie Brödel am freiwilligen Arbeitsdienst ab 1931 nachweist: a, 76ff.). Der historische Rückblick weist für heute, trotz gravierender Unterschiede in der gesellschaftlichen Situation und Struktur der EB, auf die Gefahr — besonders für die Volkshochschulen — hin, unter dem dreifachen Druck unbestimmter Teilnehmererwartungen, staatlich-öffentlicher Anforderungen und Finanzierungsgpässen auf eine autonome und realistische pädagogische Aufgabenbestimmung der Bildungsarbeit zu verzichten.

Daß es — wenigstens auf der Ebene der Selbstthematization des EB-Systems bzw. der Diskussion der Theoretiker — noch nicht soweit ist, zeigen die Aufsätze in (a). Fast alle Autoren sind sich darüber einig, daß das über bezahlte Arbeit vermittelte Sinnmuster erodiert — sei es durch Wertewandel, durch das »Ausgehen der Arbeit« oder durch die wachsende arbeitsfreie Zeit. Mit Recht aber weist Tietgens darauf hin, daß die organisierte Arbeit »nichts von ihrer existenztragenden Bedeutung (verliert), wenn ihr Anteil an der Lebenszeit geringer wird« (a, 238; vgl. Dikau: a, 20-39).

Gilt diese Aussage auch für die EB, so müssen gerade der umstandslosen Einbeziehung der EB in die Arbeits- und Sozialpolitik pädagogische und bildungstheoretische Grenzen gesetzt werden. Die Bildungsarbeit auch im beruflichen Bereich muß so konzipiert werden, »daß den Teilnehmern berufliche und soziale Kompetenzen vermittelt werden« (Voigt: a, 105; Görs: a, 137; Schiersmann: a, 177-194). Warum kaum ein Autor

sich auf die große Debatte der Volkshochschulen (VHS) um die Integration von beruflicher und politischer Bildung in den 70er Jahren bezieht, bleibt unverständlich, zumal damals genuin erwachsenenpädagogische Konzeptionen der berufsbezogenen Bildung entwickelt wurden. Dennoch zeigen einige der Aufsätze sehr deutlich, daß auch heute noch allein eine emanzipativ-kritische, auf Kompetenzaneignung gerichtete Bildung geeignet ist, der EB ihre pädagogische Autonomie gegenüber unangemessenen Anforderungen zu erhalten.

Erwachsenenbildung ist nicht allein, nicht einmal in erster Linie berufsqualifizierende bzw. arbeitsbezogene Bildung. Statistisch gesehen überwiegen etwa im VHS-Bereich Sprachkurse sowie Veranstaltungen zur Freizeitbildung und Lebenshilfe. Daß in der theoretischen Diskussion heute der berufsbezogenen Bildung (wie früher der politischen Bildung) stärkeres Gewicht als anderen Bildungsbereichen gegeben wird, liegt an der besonderen Bedeutung dieses Bereichs, nicht an dessen quantitativer Rolle. Oberhalb des spezifischen Diskurses über Arbeitslosenbildung bzw. berufliche Bildung — mit ihm häufig durch die These der Problematisierung bezahlter (Erwerbs-)Arbeit verknüpft — bewegt sich die diskursive Thematisierung der allgemeinen Aufgaben der EB bzw. einzelner EB-Institutionen angesichts der gesellschaftlichen Situation.

Will man auf dieser Ebene Grundorientierungen oder »Kontingenzformeln« (Luhmann) in der Diskussion der Erwachsenenbildung (die wiederum institutionell differenziert werden muß) herausfinden, stößt man grob auf zwei unterschiedliche Muster: EB muß sich in erster Linie aktiv mit dem Bereich gesellschaftlicher Arbeit, mit Rationalisierung, Arbeitslosigkeit, ökologischer Zerstörung und den daran geknüpften Krisenfolgen auseinandersetzen und Möglichkeiten der Problembearbeitung für Arbeitende wie Arbeitslose anbieten; EB muß sich primär darum bemühen, Bildungsangebote zur sozialen Stabilisierung, zur Identitätsbildung und soziokulturellen Bewußtwerdung unter den Bedingungen von Sinnkrisen und Wertewandel und zur aktiven Nutzung der wachsenden Freizeit zu entwickeln.

Daß diese Grundorientierungen nicht notwendig gegeneinanderlaufen, macht der ausgezeichnete Aufsatz von Schlutz über die Notwendigkeit und Ambivalenz kultur- und freizeitorientierter Bildung (a, 212-227) deutlich, in dem kulturelle Bildung historisch-kritisch auf ihre lebenspraktischen Funktionen befragt wird. Schlutz gibt so Hinweise auf eine mögliche soziokulturelle EB, die weder in »kreativer« Freizeitbeschäftigung noch in elitärer Sub-Kultur aufgeht (vgl. dagegen die Ausführungen von Siebert: a, 195-211). Von hier aus ließe sich eine EB denken, die Arbeit und Freizeit als verschieden strukturierte, aber verknüpfte Aneignungsfelder von Handlungskompetenzen betrachtet und daraus ihre Bildungsarbeit konzipiert.

Eines der größten Defizite der Wissenschaft von der EB liegt gegenwärtig in der Analyse der institutionellen Bedingungsfaktoren der EB. Solange akademische Reputation eher über modejargonbeladene Intarsienarbeiten erworben wird denn über stringente empirisch-theoretische Analysen, wird sich die Situation kaum ändern. Die theoretisch vernachlässigte Institutionalität der EB aber entscheidet praktisch über Möglichkeiten und Grenzen jeglicher theoretischer Konzepte — das Weimarer Beispiel zeigt dies ebenso wie das Versagen der kulturkritischen Kontingenzformeln im VHS-Bereich der Nachkriegszeit.

Hufers Arbeit (c), eine löbliche Ausnahme, ist primär den institutionellen Bedingungen gewidmet, unter denen EB, hier politische Bildungsarbeit an kommunalen Volkshochschulen, stattfindet. Hufer war selbst acht Jahre lang Fachbereichsleiter u.a. für politische Bildung an der Kreis-VHS Viersen, ehe er mit politisch-administrativen Mitteln — gleichsam als Exempel für die bedrückende Richtigkeit seiner Analyse — aus dem Dienst »entfernt« wurde.

Die Darstellung der Ziele politischer EB und einiger inhaltlich-didaktischen Modelle

(37-184) dient ihm zur Vorbereitung der zentralen Themata seiner Arbeit: die Gestaltungskräfte der politischen Bildungsarbeit (248-393) und Kommunalität als Handlungsbedingung (395-552). Gerade der hauptamtliche Pädagoge als konzeptioneller Planer und Organisator steht im Spannungsfeld unterschiedlicher Orientierungen und Interessen von Teilnehmern, Kursleitern, VHS-Leitern, Kommunalverwaltung und Kommunalpolitikern. An dieser Nahtstelle zwischen pädagogischer Aufgabe, Verwaltungshandeln und politischem Wohlverhalten bleiben emanzipatorische Impulse für die Bildungsarbeit häufig auf der Strecke; was die einfache Anpassung nicht vermag, wird durch — z.T. massive — Eingriffe der Träger in die Bildungsarbeit durchgesetzt (vgl. 330-393).

Interessant auch für andere Bundesländer ist Hufers Analyse der nordrhein-westfälischen Weiterbildungs-Gesetzgebung, die — gegen heftige Widerstände der CDU und der »freien« Träger — den kommunalen VHSen Priorität einräumt (auch wenn Regelungen wie Praxis sehr flexibel sind: 448ff.). Hufer weist detailliert nach, daß die primär auf Kommunalität gerichtete Aufgabenzuweisung einerseits, die mangelnde Zielbestimmung politischer EB in den Richtlinien andererseits in der Praxis eher eine affirmative Bildungsplanung und Bildungsarbeit begünstigt (459-552). Ob überhaupt ein Gesetz »Vorsorge« (552) gegen Gefährdungen der Bildungsarbeit treffen kann, mag bezweifelt werden — Hufer selbst bietet keine Lösungen an, außer der, die Praxis der VHSen müsse geändert werden (595).

Diese aus eigenen Erfahrungen gespeiste Abstinenz kann Hufer nicht angelastet werden; sie ist ehrlicher und realistischer als das Basteln eines theoretischen Modells, wie es denn sein könnte, wenn alles zum Besten bestellt wäre — denn dieses *Wenn* harrt weiterhin der praktischen wie theoretischen Bearbeitung. Immerhin weist auch Hufers Arbeit auf die schwierige Notwendigkeit eines Ausbaus der pädagogischen Autonomie der EB gegenüber politischen Einflüssen und finanziellen wie arbeitsrechtlichen Restriktionen.

Alle vorgestellten Arbeiten zeichnen das aktuelle Bild einer EB, die vor Problembereiche gestellt ist und sich an ihnen abarbeiten muß, die nicht in erster Linie selbst produziert sind, aber auch interne Folgen zeitigen. Sie zeigen auch, daß die Erwachsenenpädagogik noch weit von einer theoretisch stringenten und handlungsrelevanten »Praxistheorie der EB« entfernt ist. In ihrer Vielfalt geben sie aber zugleich einen Ausblick auf die Möglichkeiten der EB und auf noch vorhandene theoretische und praktische Handlungs- und Veränderungspotentiale in allen Bereichen der EB.

Wilfried Kunstmann (Marl)

Werder, Lutz v., Eduard Blöchl und Karl Himmelmann: Praxishandbuch: Stadtteilarbeit und Erwachsenenbildung. Eine Perspektive für gemeinwesenorientiertes politisches Lernen. Haag und Herchen Verlag, Frankfurt/M. 1985 (240 S., br., 19,80 DM)

»Das vorliegende Handbuch will ... eine Konzeption der Vermittlung von Gemeinwesenarbeit und Erwachsenenbildung vorstellen und dabei die didaktische Perspektive betonen.« (6) Dabei ist die Absicht: zum einen Hinweise für praktische Arbeit zu geben, wie es die Begriffe »Praxishandbuch« und »Stadtteilarbeit« im Titel schon ankündigen; zum anderen aber auch eine theoretische Grundlegung für eine solche Arbeit zu liefern, die sich an von Werders Konzept einer »alltäglichen Erwachsenenbildung« anschließt. Es geht um die Entwicklung einer »Alltagsstrukturdidaktik«, welche im Rahmen außerinstitutioneller Erwachsenenbildung sich um praktische Umsetzung von Wissenschaft ins Alltagsleben bemüht. Erwachsenenbildung erhält hier ihren Stellenwert im Rahmen von Gemeinwesenarbeit als Methode der Sozialarbeit. Einleitend werden die Ansätze wohlfahrtsstaatlicher, integrativer und aggressiver Gemeinwesenarbeit skizziert und es wird für eine »aktivierende Gemeinwesenarbeit« plädiert, welche eine Strukturreform durch den Aufbau aktiver Basisorganisationen der Adressaten beabsichtigt. Diese soll am Alltagsleben der Betroffenen ansetzen und »eine fortschrittliche Mehrheit im Ge-

meinwesen organisieren« (5). — Der Rahmen einer solchen Erwachsenenbildung als Stadtteil- und Gemeinwesenarbeit wird im ersten Kapitel u.a. aus der Kritik bisheriger Erwachsenenbildung, die in ihren institutionellen Formen einen Großteil möglicher Teilnehmer nicht mehr erreichen kann, gewonnen. Als Resultat der institutionellen Defizite von Erwachsenenbildung wird eine entschulte Lernarbeit im Wohnbereich spezifischer Zielgruppen vorgeschlagen. Lernorte sind nicht mehr die Bildungsstätten der Träger, sondern die Bildungsarbeiter gehen zu den Adressaten. Lernort ist deren alltägliche Umwelt: das Wohngebiet, die Straße, der Stadtteil. Diese Vorstellung einer entschulten Lernarbeit ist deutlich den Ansätzen Freires und Illichs verbunden. Diesen gegenüber wird die Zielgruppe aber präziser gefaßt: die entworfene Alltagsstrukturdidaktik zielt auf Lohnarbeiterbildung im Reproduktionsbereich (79). Damit werden nicht die »klassischen Arbeiter« (42) gemeint, sondern im Anschluß an Gorz wird das »Neoproletariat« als Adressat entdeckt. »Dieser Reformblock, der hinter neuen sozialen Bewegungen in der BRD steht, hat schon eine ganze Reihe neuer EB-Aktivitäten entwickelt. Am Anfang standen die Volkshochschule Wylerwald, die Volksuniversität 'Startbahn-West' und die Nachbarschaftsuniversitäten in verschiedenen sozialen Brennpunkten der BRD.« (Ebd.) Diese fragwürdige Adressatendefinition wird nicht weiter begründet, sondern apodiktisch gesetzt.

Sie reicht auch nicht aus, um die im zweiten Kapitel versuchte theoretische Fundierung didaktischen Handelns als Vermittlung von Alltag und Wissenschaft zu tragen. Hier wird angeknüpft an die Diskussion um die »Alltagswende« in der Erwachsenenbildung, in deren Zuge Wörter wie Lebenswelt, Alltäglichkeit, Sinnverstehen und Alltagswissen zu zentralen Begriffen geworden sind. Wenn die »Alltagswende« mehr sein soll als plakative Verwendung von Wortspielen und deklamatorische Absichtserklärung, sich auf die Situation der Adressaten einzulassen, muß geklärt werden, wie das Verhältnis von Alltagswissen und Wissenschaft bestimmt ist, wie sich der Übergang von Alltagsdenken zum wissenschaftlichen Denken vollzieht und wer Zugang zu verschiedenen Wissensformen erhält. Eine konsequente Hinwendung zum Problemhorizont der Adressaten macht auch eine veränderte Inhaltsauswahl, Methodenselektionen und andere Veranstaltungsformen notwendig. In der »Alltagsstrukturdidaktik« werden drei Prinzipien genannt: entschultes Lernen, Adressatenorientierung und Zielgruppenarbeit. Die Tendenz, Bildungsprozesse primär an den vorwissenschaftlichen Erfahrungen der Adressaten auszurichten und wissenschaftliche Problemdeutungen zu relativieren, lebt von der Unterscheidung von Alltagswissen einerseits, als derjenigen Form von Wissen, die sich mit Handeln in spezifischen, praktischen Situationen verbindet. Dem wird andererseits wissenschaftliches Wissen gegenübergestellt als im theoretischen Denken produziertes reflektiertes Wissen, das vom Vorfindlichen abstrahiert. Nachdem diese Trennung so vorgenommen worden ist, rückt selbstverständlich das Problem der Vermittlung von Alltag und Wissenschaft in den Mittelpunkt der didaktischen Diskussion. Erwachsenenbildung würde demnach zur Transformationsinstanz zwischen zwei in ihrer Relevanz für Sozialhandeln als gleichberechtigt postulierten Wissensformen: dem Alltagswissen der Teilnehmer und dem wissenschaftlichen Wissen. Dieser Diskurs gewinnt seine Kraft aus dem Versagen bisheriger Didaktikdiskussion in der Erwachsenenbildung und darüber hinaus kann er sich auf wachsende antisientifische Affekte aus der Ökodiskussion stützen. Disziplinimmanent hat das fast zu einer Dominanz der Alltagsrhetorik in der Erwachsenenbildungsdiskussion geführt, welche den wechselnden Paradigmen anderer Wissenschaften immer hinterherläuft. So berechtigt die vorgetragene Kritik an bisherigen didaktischen Konzepten (57-78) ist, und so lobenswert die Absicht, die Lebenslage und das Wissen der Adressaten ernst zu nehmen, sind doch die Begründungsansätze für die »Alltagsstrukturdidaktik« (75-108) eher skizzenhaft. Eine Kernaussage lautet: Die Vermittlung von Formen und Inhalten, welche jeweils dem Alltags- und dem Wissen-

schaftswissen zugehören, muß sich nach der Logik der Erweiterung des Alltagswissens entwickeln« (85).

Knackpunkt ist, daß »Wissen« als formaler Begriff behandelt wird, daß durch die wissenssoziologische Diskussion die Vorstellung von »Vorräten« und »Beständen« gestert, und daß die gesellschaftlichen Träger des Wissens eher schemenhaft bleiben (»Neoproletariat«). Die Trennung wissenschaftlicher Erkenntnis von der alltäglichen Erfahrung der Lebenswirklichkeit in der bürgerlichen Gesellschaft ist demgegenüber notwendiger Übergang von den Erscheinungsformen der Oberfläche zum Begriff und zum Wesen der Sache. Zum anderen ist diese Gegenüberstellung Ausdruck des Versagens wissenschaftlicher Ansätze gegenüber dem Anspruch sinnhaften Verstehens von Welt- und Lebenszusammenhängen. Insofern ist die »Alltagswende« zwar verständlich, aber nicht tragfähig, weil sie das Problem des Zugangs zum gesellschaftlichen Wissen zwar aufgreift, aber nicht adäquat löst.

Peter Faulstich (Kassel)

Schiller, Manfred: Betriebliche Weiterbildung im Spannungsfeld unterschiedlicher Interessen. Verlag Peter D. Lang, Frankfurt/M. 1985 (254 S., br., 76,85 DM)

Böhler, Werner: Betriebliche Weiterbildung und Bildungsurlaub. Centaurus Verlagsgesellschaft, Pfaffenweiler 1984 (347 S., br., 32,- DM)

Das Erscheinen der beiden Dissertationen signalisiert, daß die Hochschulen beginnen, sich um ein Thema zu kümmern, das bisher noch nicht mit der Würde wissenschaftlicher Beachtung versehen war. Nach wie vor ist, obwohl die betriebliche Weiterbildung offiziell als wichtiger Schwerpunkt der Bildungspolitik proklamiert wird, die von Schiller einleitend getroffene Feststellung richtig: »Im Prozeß der theoretischen Durchdringung ... wurde der Teilbereich der betrieblichen Weiterbildung weitgehend vernachlässigt.« (1) Die Tatsache, daß »betriebliche Weiterbildung im Widerstreit der Interessen« (Kap. 6) steht, hat die theoretische Reflexion betrieblicher Weiterbildungsbemühungen aufgrund der Brisanz des Themas eher behindert. Von außen ist hier nur sehr schwer Transparenz zu erzielen, und die »Praktiker« entziehen sich der Kritik durch Theorieverzicht oder sie entfalten Legitimationsvorhänge. Schiller, Mitarbeiter bei NCR, hat an der Universität in Augsburg promoviert. Liegt hier also endlich ein Beispiel reflektierter Praxis vor?

Zunächst stößt man auf umfangreiche Versuche zu Begriffsklärungen (Kap. 3), die einerseits der unentwickelten Theorie anzulasten, andererseits aber auch akademischer Pflichtübung geschuldet sind. In bezug auf die Durchleuchtung der Realisierung betrieblicher Weiterbildung (Kap. 4) ist Schiller auch nicht viel weiter gekommen als die Untersuchung des Instituts der Deutschen Wirtschaft von 1979. Er orientiert sich an schon vorliegenden Veröffentlichungen (z.B. Wittwer) und diskutiert ausführlich Legitimationsfragen (Kap. 5) und Interessenbezug (Kap. 6). Ergänzt werden Ausführungen zur Situation der pädagogischen Mitarbeiter in der betrieblichen Weiterbildung. Dabei bleibt die Entwicklungsrichtung unklar.

Wesentlich deutlicher wird Böhler in seiner Dissertation. »Die vorliegende Arbeit ist der Versuch, auf einer möglichst breiten Konsensbasis ein Integrationskonzept für die Weiterbildung im Unternehmen zu entwickeln, das die individuellen Bildungsinteressen der Mitarbeiter gleichgewichtig dem betriebsnotwendigen Bildungsbedarf unter Ausnutzung vorhandener infrastruktureller Möglichkeiten des quartären Bildungssektors einbezieht.« (VII) Damit ist die Fragerichtung klar, nämlich inwieweit öffentliche Bildungseinrichtungen im betrieblichen Interesse genutzt werden können. Nachdem durch die Verabschiedung der Gesetze in Nordrhein-Westfalen und Hessen die Bildungsurlaubsansprüche erheblich ausgeweitet worden sind, wird überlegt, inwieweit die entsprechenden Weiterbildungsveranstaltungen durch die Freistellung der Mitarbeiter nicht nur zur Belastung werden, sondern sogar als Entlastung der Unternehmen dienen könnten. Diese

Behandlung des Bildungsurlaubs aus betriebswirtschaftlicher Perspektive ist durchaus neu, allerdings nicht überraschend, da im Unternehmerinteresse naheliegend.

Die Arbeit gibt zunächst einen Überblick über betriebliche Bildungsarbeit und ihre Defizite (Kap. I) und stellt dann Wesen und Ziele des Bildungsurlaubs (Kap. II) dar. Unterstellt wird, daß die Interessen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer im Rahmen eines Konzepts der Qualifizierungspolitik miteinander vereinbar seien. Entsprechende Veranstaltungen könnten sogar genutzt werden, um die immer wieder kritisierten Defizite betrieblicher Bildungsarbeit auszugleichen. Bildungsurlaub hätte demnach Komplementärfunktionen gegenüber der betrieblichen Weiterbildung (Kap. III).

Allerdings sieht Böhler selbst Grenzen des Integrationskonzepts (Kap. V). Veranstaltungen sind dann nicht mehr in eine betriebliche Weiterbildungskonzeption integrierbar, wenn »die Zielgruppenorientierung rein sozialpolitisch begründet oder interessenbezogen ist, die inhaltliche Abgrenzung die Nutzung der Freistellung zu Freizeitaktivitäten zuläßt, die Finanzierungsregelung unternehmensindividuelle Spezifika negiert und die Entscheidungsfreiheit des Mitarbeiters beschränkt« (277f.). Wenn man von einem interessenorientierten Bildungsbegriff ausgeht, trifft das auf alle Veranstaltungen zu, d.h., die unterstellte Harmonie von Interessen ist eine Fiktion. Peter Faulstich (Kassel)

Reich, Gustav, und Gabriele Schiess: Praxisbezogene Einführung in die Erziehungswissenschaft. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1984 (264 S., br., 24,- DM)

Die Autoren betonen, daß diese »Einführung ausdrücklich für Studienanfänger gedacht ist« (7). Ihre Intention ist es, »von dokumentierter Erziehungswirklichkeit« auszugehen, unter Darstellung pädagogischer Sachverhalte Grundprobleme vorzustellen und »zu wichtigen Grundbegriffen und Theorien der Erziehungswissenschaft hinzuführen« (7). Sie ziehen dazu Beispiele aus den Bereichen der vorschulischen und schulischen Sozialisation heran, die in die Themenbereiche »familiale Sozialisation«, »vorschulisches Lernen«, »schulische Sozialisation«, »schulisches Lernen« und »Schule und Leben« eingeordnet werden. Die Vorgehensweise ist in allen fünf Kapiteln die gleiche: Im Anschluß an ein »Erziehungsdokument« werden unter Einbezug verschiedener Forschungstechniken Grundprobleme erörtert und entsprechende Theorien ansatzweise vorgestellt. Diese »Didaktik« wird folgendermaßen begründet: »Da das Lernen der Studenten in der Universität meistens selbstbestimmt sein sollte und jeder vorgegebene Text ein Widerspruch zu dieser Selbstbestimmung ist, indem der Text den Leser führt, muß besonders ein Lehrbuch versuchen, die Eigentätigkeit seiner Benutzer und damit ihre Selbstbestimmung und Selbstkontrolle als Lernende zu berücksichtigen.« (9)

Hier setzt meine Kritik an. Der diffuse Begriff der Selbstbestimmung, der subjektwissenschaftlich bzw. vom Standpunkt des inneren Betrachters nicht weiter aufgeschlüsselt wird, unterstellt dem Studienanfänger eine Kompetenz, die dieser erst erwerben muß, nämlich Praxis begrifflich strukturieren zu können. Zwar werden solche Begriffe (etwa Lernen, Sozialisation etc.) »eingeführt«, doch geschieht dies weder systematisch noch in einer einheitlichen Weise. Der Übergang von den gegebenen Erziehungsdokumenten (Gespräche zwischen zwei Müttern, Bilder von spielenden Kindern usw.) zu den pädagogischen Grundbegriffen erscheint mir aufgesetzt. Durch einen derartigen partialisierten phänographischen Zugang ist die Schaffung einer umfassenden Orientierungsgrundlage nicht möglich, die angebotenen Begriffe zur verbalen Strukturierung sowie die Theoriestücke, die als Erklärung herangezogen werden, müssen notwendig als beliebig erscheinen. Darüber hinaus verfügt der angesprochene Leserkreis bereits über die Fähigkeit, sich auf einer bestimmten Abstraktionsstufe mit pädagogischen, d.h. auch philosophischen, psychologischen, sozialwissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Zusammenhängen auseinanderzusetzen, um hier erste klassifikatorische Begriffe zu entwickeln. Eine umfassende Orientierungsgrundlage etwa im Sinne Galperins wäre die syste-

matische Darstellung von Praxisfeldern und die systematische Darstellung der entsprechenden Theorien, wobei die Aneignung beider sich im dialektischen Wechsel auf höhere Niveaus der Orientierung hin entwickelt.

Es handelt sich um ein theoriearmes und — entgegen dem eigenen Anspruch — auch praxisarmes Buch, das nicht nur an einer unzureichenden Didaktik (der Erwachsenenbildung) krankt, sondern auch die Hilflosigkeit der westdeutschen bürgerlichen Pädagogik widerspiegelt.

Wolfgang Stegemann (Osnabrück)

Psychologie

Farau, Alfred, und Ruth C. Cohn: Gelebte Geschichte der Psychotherapie. Zwei Perspektiven. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 1984 (651 S., Ln., 39,80 DM)

Der erste Teil des Buches enthält den Entwurf eines Buches von Alfred Farau (1904 bis 1972), Psychologe und einer der engsten Schüler von Alfred Adler, der als Jude 1939 aus Wien in die USA emigrierte. Ruth Cohn, mit Farau eng befreundet, übernahm es, dieses Buch veröffentlichungsreif zu machen. Abschnitt I (»Von der ältesten Zeit bis zum Sieg der Psychoanalyse«, 41-67) liefert Stichworte zu einer geistesgeschichtlichen Entwicklungsgeschichte hin zur Psychoanalyse. Abschnitt II (»Der Aufstieg der Psychoanalyse«, 74-142) stellt die Lehren Sigmund Freuds, Alfred Adlers und Carl Gustav Jungs dar und diskutiert in seinem Schlußkapitel »Unterschiede und Gemeinsamkeiten der drei grundlegenden Systemen«. Abschnitt III (»Drei Persönlichkeiten: Freud-Adler-Jung«) liefert kurze biografische Skizzen, Abschnitt IV (»Bruchstücke ...«, 162-196) zunächst im 14. Kapitel einige Blicke auf Rank, Rivers und Ferenczi, dann ein Kapitel über die Entwicklung der Sozialtherapie in den USA sowie eine Erörterung der »Psychoanalyse als Massenphänomen in den USA der 40er Jahre«. Im letzten Kapitel »Die Jahrhundertmitte« heißt es: »wir sehen, daß die Psychoanalyse gesiegt hat.« (184)

Faraus Geschichtsschreibung ist im besten Sinne objektiv. Mögliche »Vorurteile« bewußter oder unbewußter Natur, die man von ihm als »Adlerianer« gegen Freud und Jung vermuten könnte, fehlen; Jungs Antisemitismus und seine Propaganda und aktive Förderung des Nationalsozialismus kommen zur Sprache. Man spürt dabei, daß Farau, der selbst vertrieben wurde und die Familie in KZs verlor, um eine Haltung bemüht ist, die Jung nicht bloß verurteilt.

Die Objektivität gegenüber Freud findet ihre Grenzen allerdings gegenüber dessen Religionskritik. Farau kritisiert nicht, daß Freud in »Totem und Tabu« selber der Mystifikation unterlag (indem er den Vatermord als reales Geschehnis verstand), sondern daß er — in »Zukunft einer Illusion« und »Der Mann Moses« — der Auseinandersetzung mit der Religion letztlich ausgewichen sei, indem er sie und mit ihr die Metaphysik fälschlicherweise verworfen habe. Zu vermerken ist noch, daß Farau die mögliche und wünschenswerte Rolle der Psychotherapeuten überschätzt (37).

Im zweiten Teil (199-557) beschreibt Ruth Cohn die Entwicklung der »themenzentrierten Interaktion« und (im Schlußteil »Von der humanistischen Psychologie zur holistischen Schau ...«, 492ff.) die weitere Perspektive, die sie für die Psychologie sieht. Jeder Entwicklungsschritt wird vorgestellt als eine notwendige Folge der kritischen Reflexion eigener Erfahrung, so daß sich die wissenschaftliche Reflexion eigener Praxis mit einer themenzentrierten Autobiografie in einer Art und Weise vermischt, die dem Leser die Person Ruth Cohn und ihr Denken nahebringen.

Die symbolische Konzentration der themenzentrierten Interaktion, ein Dreieck, dessen Ecken mit »Ich«, »Wir« und »Es« bezeichnet sind, umgeben vom »Globe« — die jeweilige Situation umgebende Strukturen —, wird so als Resultat einer gelebten Ge-

schichte der Psychotherapie plastisch und durchsichtig zugleich. Dies scheint mir das einzige Modell, das mit der Themenzentrierung »das Lob der dritten Sache« singt, das die individualistische Haltung des »Ich bin Ich, Du bist Du« (vgl. 320) mit der »Ich-Wir«-Linie überwindet, das die Symmetrie und Reversibilität der Beziehung zwischen Lehrendem und Lernendem (vgl. 270ff.) herzustellen sucht in dem Gebot, jeder solle seine eigene »Chair-Person« sein, d.h., sich selbst in bezug auf eigene Wünsche und unter Einbeziehung der Wünsche der anderen Gruppenmitglieder leiten. Mit dem inzwischen in vielen Büchern und Kursen wiederzufindenden Postulat »Störungen haben Vorrang« kommen die Gefühle, aber auch die Körperempfindungen zu Wort.

Immer schwingt mit, daß die Autorin eine jüdische Emigrantin und eine Therapeutin mit politischem Bewußtsein ist. Ihr häufig angesprochenes, von Beginn an bestehendes Ziel ist es, die bestehenden Institutionen zu humanisieren, so daß Faschismus und Krieg unmöglich werden (323ff., 336). Sie beschreibt ihre eigene Lehranalyse (214ff.), Sullivans interpersonelle Beziehungstherapie (235ff.), Gruppentherapie (255ff.), Erlebnistherapie (265ff.), Encounter (291ff.) und Gestalttherapie (299ff.). Diese Methoden werden nicht verworfen, sondern begrenzen die Reichweite ihres eigenen Anspruchs. Wenn für ein Individuum eine bestimmte Störung Vorrang hat, ist der Weg in die Psychotherapie auch ganz im Sinne von Ruth Cohn. Dann schlägt sie die Brücke zur Pädagogik (324ff.) — Erfahrungen als Praktikantin und als Mutter — und von da die zur Entwicklung von »WILL« (Workshop Institute for Living Learning), ihrer Rückkehr in die Schweiz, nach Europa und den Aufbau von WILL-Europa.

Das skizzierte Interaktions-Modell und die Methode insgesamt bieten Anleitungen zur Analyse der je gegebenen Situation, in der man therapeutisch, pädagogisch, beratend und politisch handeln will. Wenn Lernen Spaß macht, dann hat das Gelernte die Chance, handlungsrelevant zu werden, hat auch die Chance, die institutionellen »Spaltungen«, die in der arbeitsteiligen Organisation objektiv gegeben sind und sich in den Individuen reproduzieren, zu überwinden. Nicht die abstrakte bessere Kommunikation oder das bessere »Feeling« stehen im Vordergrund, sondern es geht immer um das »Es«, um die gemeinsame Aufgabe, um das Thema.

Problematisch ist mir die Annahme eines organismischen Wertesinns (467ff.) und die Fassung eines holistischen Psychologiekonzepts (357ff.). Die Annahme eines organismischen Wertesinns entzieht das »Über-Ich« tendenziell der Kritik, erscheint doch die Wertorientierung biologisch verankert und damit das Über-Ich nicht als »internalisierter Tyrann«. Gerade die Feststellung, daß moralische Appelle so wenig nützen (444), macht eine praxisrelevante wissenschaftliche Begründung des Humanismus und humanen Verhaltens nötig: Nur das Verständnis — gefühlstragene Einsicht — meiner langfristigen Interessen kann (modal für mich und alle anderen) Humanität praktisch motivieren und damit ermöglichen (ohne Helfersyndrom, Schuldgefühle usw.). Inhaltlich soll der Wertesinn unbestimmt bleiben, wengleich das absolut Gute postuliert, aber für unerkennbar gehalten wird (468). Wie Cohn praktisch argumentiert, erscheinen die jeweiligen Werte — in der Geschichte von Rurdi und seinem Käbli (484ff.) — als hochverdichtete Bewertung einer Handlung im jeweiligen Lebenszusammenhang im Hinblick auf die jeweils akzeptierten Ziele, also kognitiv bearbeitete Emotion (Motivation) — solange der Respekt vor fremden Werten erhalten bleibt. Dann aber bedarf es jenseits eines Motivationskonzeptes keines zusätzlichen »organismischen Wertesinns«, der als ideologisches Einfallstor bestimmter normativer Inhalte und als Begründung für deren zwangsweise Durchsetzung seitens der je Mächtigen dienen kann. Dirk Fabricius (Hannover)

Graumann, Carl Friedrich (Hrsg.): Psychologie im Nationalsozialismus. Springer Verlag, Berlin, Heidelberg, New York, Tokio 1985 (318 S., br., 24,80 DM)

Neun Teilnehmer eines Symposiums sind Autoren dieses Sammelbandes; sie bearbeiten in zehn Aufsätzen die Geschichte der ganzheits- und der gestalttheoretischen Richtungen der Psychologie der 20er bis 60er Jahre. Der Schwerpunkt liegt auf der Zeit des NS. Diese Psychologie war an den Universitäten repräsentativer als der Rassismus pseudowissenschaftlicher Erb- und Typenlehre. Kritisch differenziert wird die These vom Niedergang der Psychologie im NS: »In ihrem wissenschaftlichem Niveau hat die Psychologie als Forschung gelitten. Als institutionell strukturiertes Fach ist sie im NS gewachsen.« (8) Zum anderen wird diskutiert, inwiefern diese Psychologie dem NS diente, inwiefern sie Praktiken des NS legitimierte und ob eine ideologische Affinität zwischen beiden bestand. Und schließlich geht es um das Schicksal der Wissenschaftler, Institutionen und Theorien, die in ihrer Normalität weiterarbeiteten, funktionierten, vom NS genutzt wurden.

E. Scheerer analysiert »Organische Weltanschauung und Ganzheitspsychologie« als Teil eines umfassenderen weltanschaulichen Wandels und ihre Transformation im NS. Nach der organischen Weltanschauung besitzt das Ganze funktionalen und genetischen Primat gegenüber seinen Teilen. Als Prototyp ganzheitlicher Struktur galt der Organismus. Scheerer zeigt, daß dieser Begriff von der romantischen Staatslehre begründet wird. Mit der Auffassung vom Volk als Organismus wird dann die Dichotomie zwischen organischer Gemeinschaft und mechanischer Gesellschaft konstituiert. In der Weimarer Zeit wird die organische Staats- und Volksidee in ihrer biologischen Variante aufgegriffen, um als »Kampf zwischen Idealismus vs. Materialismus«, Führer, Kultur vs. »Zivilisation«, Ordnung und Herrschaft durch »Sinnggebung« zu restaurieren. Hier funktioniert Krügersche Ganzheitspsychologie mit ihrem Mißtrauen gegen die technische Ratio, der Hochschätzung überschaubarer Gebilde, dem Postulat der freiwilligen, »natürlichen« Unterordnung des einzelnen unter und seine Verantwortung für das Ganze. Im NS wird die Ganzheitspsychologie mit dem Rassismus verknüpft und in einen Dualismus zwischen dem »Gestalteten« und dem neuen Begriff des »Gestaltfremden« transformiert. Nach der Konsolidierung des NS erfolgte eine partielle Distanzierung der Nazis von der organischen Weltanschauung, bedingt durch ihr Interesse an verwertbarer, daher möglichst »ideologiefreier Wissenschaft«.

Die Theorie Krügers ist Gegenstand von *U. Geuter*. Krügers Konzept der »Gemeinschaft, daß die einzelnen Glieder sich dem Sollensgefüge des Ganzen verpflichtet fühlen« (69), verknüpft die Anrufung der alten Einheiten und Werte mit der Hypostasierung von Ganzheit und Struktur als seinsmäßigen Grund. Geuter zeigt, wie Krügers Kritik an Zivilisation und Weimarer Staat und seine Alternative positiver Urtatsachen von »Führen und Geführtwerden« und von »natürlichen Gemeinschaften« dem Faschismus zuarbeitet. Die Nazis artikulieren diese Anschauung mit »militantem Antisemitismus und der Erklärung der Geschichte aus dem Kampf der Rassen« (70). Problematisch ist es aber, die Spezifik faschistischer Ideologie an einzelnen Bausteinen wie z.B. dem Antisemitismus festzumachen, die für eine faschistische Ideologie nicht essentiell sind und auch in anderen Kontexten vorkommen.

W. Prinz zeigt den Niedergang der Ganzheits- und Gestaltpsychologie als wissenschaftsimmanente, methodische und theoretische Stagnation deutscher Psychologie, die durch den Hang zur Typologie, Charakterkunde und Phänomenalismus und durch die Ablehnung von Empirismus, Elementarismus und Objektivismus gekennzeichnet war. Im politisch-sozialen Bereich korrespondierten den inhaltlichen und methodischen Prinzipien eine Kritik am »Geist des Westens«, mit seinem vermeintlichen Beliebigkeitsdenken, dem Mißtrauen gegenüber der natürlichen Ordnung und dem »atomistischen Denken«. Statt dessen bietet diese Psychologie die Lehre von den Grundlagen natürlicher

Gemeinschaften, in denen der einzelne als dienendes Glied sich freiwillig das »Gesetz des Ganzen« zu eigen macht. Prinz zeigt, daß eine Reduktion der Psychologie auf das methodische Prinzip des Phänomenalismus zur Apologie des »natürlichen Volksempfindens« führt, und daß das inhaltliche Prinzip des »Vorranges des Ganzen vor seinen Teilen«, präskriptiv auf das Feld des sozialen Handelns gewendet, dann faschistisch umgebaut wird.

Gegenstand von A. *Metraux* ist die angewandte Psychologie. Hauptfunktion der Psychotechnik und der Militärpsychologie, als Beispiel zweier Praxisfelder, ist die Wissenserlangung und -anwendung durch Experten zur Effektivierung der Herrschaft von Staat und Kapital. *Metraux* zeigt dies in den psychotechnischen Diskursen. Die Psychotherapie will als ein mit dem »Willen von Führer, Volk und Staat sich einig wissendes Ideengebäude«, als »leistungsstarkes, erfolgreiches« Fach verstanden werden und den neuen Staat bejahen. *Metraux* zeigt aber auch, daß Methode, Theorie und Zweckbestimmung der angewandten Psychologie sich in ideologischer Hinsicht durch den NS nicht entscheidend verändern; Kontinuität besteht in der nur technokratischen Reflexion von Subjekt wie Objekt der Psychotherapie und in der Erprobung metaphysisch-weltanschaulicher wie betriebswirtschaftlicher Konzepte zur Leistungseffektivierung.

M.G. Ash schreibt »Zur Geschichte des Berliner Psychologischen Institutes und der Zeitschrift *Psychologische Forschung*«. — *M. Stadlers* Thema ist »Das Schicksal der nicht emigrierten Gestaltpsychologen im NS«. Thematisch ähnlich analysiert auch *H. Gundlach* (»Willy Hellpach; Attributionen«) das Wirrwarr der Gleichschaltung von oben oder der Anpassung von unten, Strategien der Aufrechterhaltung von apolitischer »Normalität«. — *O. Ewert* zeigt, daß sich die pädagogische Psychologie trotz all ihrer Anpassungsversuche letztlich doch nicht etablierte. Grund dafür waren weiterentwickelte NS-Techniken der Massenerregung und der Krieg, der weiteres Experimentieren verhinderte. — *M.G. Ash* und *U. Geuter* untersuchen den Zusammenhang von »NSDAP-Mitgliedschaft und Universitätskarriere in der Psychologie«: Aus unterschiedlichen Motiven wurde der Weg in die Partei gesucht. Aufgrund des Bedarfes nach qualifizierten Experten für die Kriegsvorbereitung konnte die Karriere auch ohne die Partei gemacht werden. — *H. Feger* reinterpretiert Adornos Theorie der autoritären Persönlichkeit ausgehend von einem strukturellen Ansatz, einer Psychologie der Wertsozialisation, die aber beschreibend bleibt.

Das Buch zeigt unterschiedliche Aspekte des Zusammenhangs von Wissenschaft und Macht. Wissenschaft dient einerseits dazu, »Macht« zu effektivieren, Machtinstrumente funktionaler zu machen; andererseits hat sie teil an der Produktion von Ideologie und damit an der Schaffung bestimmter Subjektformen. Staat und Kapital benutzen, eliminieren oder transformieren Wissenschaft, Institutionen, Wissenschaftler und Theorie für ihre Zwecke. Eine reine Theoriekritik, wie auch das Einbringen fortschrittlicher Diskurse ist nötig, aber nicht hinreichend. Es müßten auch Strategien diskutiert werden, wie und mit welchen gesellschaftlichen Kräften politische Handlungsfähigkeit zu erreichen ist, um emanzipatorische Diskurse in gesellschaftliche Praxis umzusetzen.

Hans-Peter Goletz und Tobias Banaschewski (Marburg)

Medizin

Müller-Hill, Benno: Tödliche Wissenschaft. Die Aussonderung von Juden, Zigeunern und Geisteskranken 1933-1945. Rowohlt Verlag, Reinbek 1984 (187 S., br., 10,80 DM) Dem Verfasser — Professor für Genetik an der Universität Köln — geht es um Lernen aus der Geschichte, um warnendes Aufzeigen von Kontinuität zwischen damaliger und heutiger Humanwissenschaft. Im ersten Teil schildert er Mittel und Methoden der Ver-

nichtung »lebensunwerten Lebens«, wobei er mit der Sterilisation von Geisteskranken beginnt und mit der Übernahme der Vergasungsmethode, die zunächst bei der Vernichtung Geisteskranker angewandt wurde, für den Genozid an den Juden endet.

Im zweiten Teil versucht er die Frage zu beantworten: Wie war es möglich, daß sich Wissenschaft vom Menschen zu solch menschenverachtender Tätigkeit herabließ? Als Hauptursache nennt er den verlorenen Ersten Weltkrieg, die Diskrepanz zwischen florierender deutscher Wissenschaft und der realen Ohnmacht deutscher Politik im Konzert der Weltmächte. Juden, Zigeuner und Geisteskranke wurden die Sündenböcke für die erlittene Schmach der militärischen Niederlage. Deutsche Wissenschaftler lebten in einer »Welt ohne Werte«, und die Selektion der zu Tötenden an der Rampe komme einer »Entsublimierung des Todestriebes gleich« (88). In einem zweiten Schritt versucht Müller-Hill, die Ursachen des Antisemitismus zu eruieren, wobei er — wiederum auf Freud rekurrierend — feststellt: »Das Judenbild des Antisemiten ist ein Ersatzbild der Frau.« (89) Der erlernte Haß gegenüber allem Sanften und Weichen, der prägend für die patriarchalische Gesellschaft ist, bedeute die Zerstörung der Bisexualität des Menschen, die einseitige Betonung des männlichen Anteils menschlicher Triebe. Der unterdrückte Anteil der eigenen Sexualität entlade sich schließlich an der Selektionsrampe, wo der »verweichlichte, minderwertig-hinterhältige« Jude — die Zusammenfassung der eigenen unverständenen Sexualität — in den Tod geschickt wird. Die psychologistische Argumentationsweise Müller-Hills droht an dieser Stelle auszufernen: Bei aller notwendigen Männerschelte sollte nicht vergessen werden, daß der Siegeszug des Männlichen ursächlich verbunden ist mit der Art und Weise der Produktion. Leistungs- und Konkurrenzprinzip als Eckpfeiler des Wirtschaftens verlangen nach dem harten, durchsetzungsfähigen Mann. Die bloße Anklage des Männlichen muß ausgeweitet werden zur Anklage des ökonomischen Systems. Bei Müller-Hills Analyse des Faschismus und des Holocaust bleibt der ökonomische Aspekt außen vor.

Nächster Punkt in Müller-Hills Fragenkatalog: Warum waren ausgerechnet die deutschen Ärzte so ungeniert bereit, sich an der faschistischen Tötungsmaschinerie zu beteiligen? In Anlehnung an Helmut Schelskys Rede vom neuen Priestertum in Gestalt linker Sinnvermittler erhebt Müller-Hill die Ärzteschaft in den Priesterstand. Waren Christentum und Marxismus die Religionen der Unterdrückten, so wurde die positivistisch verkürzte Medizin zur Religion der Unterdrücker und Gewaltherrscher. Neben dieser mehr soziologischen Erklärung nennt der Verfasser zwei weitere Ursachen: Zum einen, daß zum Arztsein schon immer »kleine Vernichtungsmaßnahmen« (91) wie Amputationen, Abtreibungen etc. gehörten, zum anderen die reale Ohnmacht der Ärzte angesichts vieler physischer und psychischer Krankheiten. Wie bereits Michel Foucault gezeigt hat, hat die Gettoisierung der Kranken, die Verdrängung des Unverständenen, lange Tradition. Von der Aussonderung des psychisch Kranken hin zu dessen Vernichtung war es zumindest ein kleinerer Schritt als es einer von einer integrierenden und emanzipatorischen Psychiatrie hin zur Vernichtung gewesen wäre. Verblüffend ist Müller-Hills Antwort auf die Frage: Kann der Nationalsozialismus sich wiederholen? Angesichts der Tatsache, daß die Verbrecher von einst jetzt ins pensionsfähige Alter kommen, steigt die Gefahr der Wiederholung. Die »Wir-haben-nichts-gewußt-Haltung« jener Wissenschaftler hat verhindert, sich eingehender mit Genmanipulation und anderen Formen inhumaner Forschung zu beschäftigen: Tabuisierung aus Selbstschutz. Die Gefahr einer Wiederholung erhöht sich also, einer Wiederholung freilich, die nicht getreue Kopie der Vergangenheit ist. Müller-Hill warnt vor der »atomaren oder grünen Technologie« (97) als potentielltem Wegbereiter einer modernen Form der Herrschaft der Destruktion. Was genau er damit meint, bleibt offen.

Als nächstes widmet er sich der Frage nach der wissenschaftlichen Bedeutung der menschenverachtenden Experimente der Mengele, von Vershuer etc. Seine These lau-

tet: Die Tatsache, daß diese Experimente an entrechteten Menschen vollzogen wurden, läßt sie zu schlechten Experimenten werden. Methodisch und ihrem objektivierbarem Inhalt nach waren es gute Experimente, durchaus auf der wissenschaftlichen Höhe ihrer Zeit. Ursache für das Abdriften ins Unmenschliche sei das Versagen der Kontrollfunktion der Forschergemeinde. In Anlehnung an Popper trägt Müller-Hill das hohe Lied der sich gegenseitig kontrollierenden Forschergemeinschaft vor und bleibt angesichts des realen Versagens dieser Kontrollinstanz relativ ratlos. Einzig das Zauberwort Öffentlichkeit als zusätzliche Kontrollinstanz fällt ihm ein. Sicherlich, Forschung sollte im Licht der Öffentlichkeit betrieben werden, jedoch bedarf es dann der öffentlichen Neugier und der realen Möglichkeit der Mitentscheidung. Die Frage nach einer demokratisch verfaßten Binnenstruktur der Wissenschaften selbst blendet er gar völlig aus.

Was können wir daraus lernen? Müller-Hills Antwort geht aus von der These, »daß es sich nicht um Charakterdefekte einzelner Personen, sondern um Defekte der Psychiatrie und Anthropologie selbst handelte« (99), welche die Kooperation Human-Wissenschaften/Holocaust ermöglichten. Er meint in erster Linie die Degradierung des Menschen zum Objekt der Wissenschaft, zum bloß sezierbaren, in seiner Materialität gestörten Gehirn. Die in der modernen Psychiatrie immer noch vorherrschende Lokalisationstheorie und die Suche nach sogenannten Stoffwechselstörungen des Gehirns als Ursache von Geisteskrankheit tragen jenen Keim von Verdinglichung des Menschen, der den am »Menschenmaterial« experimentierenden Menge ermöglichte. Müller-Hill fordert nicht die Negation jedweder naturwissenschaftlichen Erkenntnis für die Medizin, sondern die Beschränkung inhumaner Experimentalmedizin und die Wiedereinsetzung der menschlichen Ganzheit als Paradigma der Medizin. Allerdings gilt auch für diesen ganzheitsmedizinischen Ansatz: Aufarbeitung der Vergangenheit tut Not. Ganzheitsmedizin als holistische Medizin ist eines der Grundkonzepte der Nazi-Medizin gewesen.

Thomas K. Gerber (Saarbrücken)

Berner, Peter, Walter Spiel, Hans Strotzka und Helmut Wyklicky: Zur Geschichte der Psychiatrie in Wien. Eine Bilddokumentation. Brandstätter Verlag, Wien 1983 (144 S., ca. 200 Abb., br., 48,-DM)

Behr, Hans-Georg, Herbert Grohmann und Bernd-Olaf Hagedorn: Charakter-Köpfe. Der Fall F.X. Messerschmidt: Wie verrückt darf Kunst sein? Beltz Verlag, Weinheim, Basel 1983 (220 S., zahlr. Abb., br., 39,- DM)

Der zweisprachige Band (deutsch-englisch) von Berner u.a. belegt mehrfach die Verschränkung zwischen Allgemeinmedizin und entstehender Psychiatrie, wie sie in Wien sowohl für die ältere (van Swieten) als auch für die jüngere Wiener medizinische Schule (Rokitanski/Skoda) nachweislich ist. So hat z.B. der vornehmlich als Entdecker der Perkussionsdiagnose bekannte Auenbrugger im 18. Jahrhundert auch den psychischen Krankheiten (»qui ab affectione animi pendent«; 21) Beachtung geschenkt, und Rokitanski hat den anatomisch-somatisch orientierten Psychiater Th. Meynert auch durch institutionelle Garantien erheblich gefördert. Eben jenen Meynert, der die langjährige erbitterte Auseinandersetzung zwischen »Schilderern« und »Erklärern«, also zwischen Universitäts- und Anstaltspsychiatrie mit Verve geführt hat und der noch die Dozentur des jungen Neurologen Sigmund Freud befürworten sollte.

Insgesamt fällt in dem Band eine gewisse Tendenz auf, die Originalität der Psychoanalyse durch Verweise auf mehr oder minder bekannte »Vorläufer« zu mindern. So legitim solche Ahnenforschung sein mag, so problematisch ist der fast vollständige Verzicht auf die Darstellung der durchaus lehrreichen institutionellen Konflikte der Psychoanalyse mit der etablierten Universitätspsychiatrie. Ebenso erfährt man zu wenig von der wirklichen Bedeutung und dem weitreichenden Einfluß einerseits F.A. Mesmers (animalischer Magnetismus) und andererseits F.J. Galls (Schädellehre), die beide aus Wien ver-

trieben wurden. Als Bildersammlung ist freilich der Band nicht ungeschickt zusammengestellt. Vor allem ist zu begrüßen, daß die Entwicklung der institutionellen Psychiatrie nicht bloß als eine Folge von »Herrscherbildern« illustriert wird, sondern auch durch eine größere Anzahl architektonischer Skizzen und Ansichten (vom alten »Narrenturm« zur fast städtisch angelegten Anstalt von 1907) baugeschichtlich untermauert wird.

Mit einem in Wien zu Ehren gekommenen Künstler, dem im o.g. Buch immerhin dreieinhalb Seiten gewidmet sind, dem Bildhauer F.X. Messerschmidt, beschäftigt sich eine Monographie, welche die alte »Genie-und-Irrsinn«-These erneut diskutiert, ohne daß der aktuelle Diskussionsstand (z.B. bei P. Gorsen) wirklich zur Kenntnis genommen würde. Im ersten Teil werden Zeitepoche, Biographie und künstlerische Arbeit Messerschmidts minutiös geschildert. Dabei entsteht ein dichtes Bild der »typischen« Konstellationen um einen gefeierten Künstler in der aufgeklärten absolutistischen Monarchie des k.k. Österreich. Die Gründe einer zumindest annehmbaren psychischen Erkrankung Messerschmidts werden jedoch im selben Maße ungreifbarer. Zumindest verdeutlicht es ex negativo die Haltlosigkeit vieler Spekulationen (auch psychoanalytischer: Ernst Kris!) über dergleichen produktive Krankheiten.

Wesentlich uneinheitlicher als der erste Teil, und von diesem durch eine gute photographische Galerie der berühmten »Charakterköpfe« abgeteilt, fällt eine eher modisch-subjektive Sondierung des Feldes »Wahnsinn und Methodik« aus, die zwischen Suada und Rhapsodie schwankt. Dabei gibt es eine Anzahl guter Ideen: z.B. die Absage an eine auf »Einführung« orientierte Ausdruckspsychologie (202ff.). Andererseits muten manche historischen Urteile recht dürftig an. So erscheint das imposant gescheiterte Unternehmen Lavaters, die Physiognomik als genialisch-intuitive Kunstlehre zu konstituieren, nur in der karikaturistischen Darstellung feindseliger Zeitgenossen (z.B. Lichtenbergs), ohne daß die Verflechtung der Physiognomik in epochal bestimmende Denkweisen, wenn man so will in »epistemologische Dispositive«, auch nur andeutungsweise kenntlich würde. Hier stört genau jener besserwisserische Zug, den die Autoren mit gewissem Recht anderen (z.B. psychoanalytischen Etikettierungen des pathogenen kreativen Prozesses) vorhalten. Dennoch muß dem nicht nur auf Provokationen abzielenden Buch zugestanden werden, daß es nachdrücklich auf nicht unbeträchtliche theoretische Leerstellen verweist.

Martin Blankenburg (West-Berlin)

Sigusch, Volkmar: Die Mystifikation des Sexuellen. Campus Verlag, Frankfurt/M., New York 1984 (132 S., br., 18,- DM)

Die Bemerkung, unsere Sexualität sei zur Ware geworden, ersetzt inzwischen manche Diskussion und hat, als glaubensmäßig heruntergebetete Formel, selbst schon den Charakter einer ebenso verkaufsträchtigen wie tauschfähigen Ware angenommen. Hier einen Pflock einzuschlagen, und d.h., die längst geahnten Verzahnung von Sexualität und Ware mit analytischen Kategorien aufzubrechen, darauf basiert der Versuch Siguschs, den spätestens seit der Studentenbewegung ins Bewußtsein gelangten Zusammenhang von Marxscher Warenanalyse, Werttheorie und Sexualität für eine Theorie der menschlichen Sexualität fruchtbar zu machen. Siguschs Prämisse lautet, daß uns Marx »mit der Kategorie des Fetischcharakters eine der Vermittlung von Ökonomischem mit Nichtökonomischem an die Hand gegeben hat« (10). Sein Ansinnen, den heute fast wieder in hinterste Bücherregale versteckten dialektischen Marxismus sowohl gegen irrationalistische und nihilistische Neue Philosophien als auch gegen apokalyptische Null-Bock-Mentalität und marxistischen Dogmatismus in Schutz zu nehmen und in wichtigen Teilen zu rekonstruieren, ehrt den Frankfurter Sexualforscher.

Ob es für gestandene (und geschulte) Linke allerdings zu wirklichen Erkenntnissen kommt, wenn Sigusch ihnen die Früchte seiner jüngsten Kapitalexege auf über der Hälfte seines Büchleins mitteilt, mag dahingestellt bleiben. Was Marx im *Kapital* und

W.F. Haug in seiner *Einführung ins Kapital* (der Sigusch eingeständenermaßen wichtige Erkenntnisse verdankt) über die Ware und ihren Wert; über unsere warendeterminierte Gesellschaft; den durch Arbeit vermittelten Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur; den Fetischismus der Warenwelt, der Verschleierung und Verkehrung der gesellschaftlichen Verhältnisse ebenso zur Folge hat wie Verdinglichung, Versachlichung und Entsubjektivierung des Individuums ...; bereits herausgefunden hatten, präsentiert uns Sigusch in — zugegeben — recht verständlicher Kurzfassung. »Höchst bemerkenswert wäre es, wenn angesichts des Vergesellschaftungsgrades der Warengesellschaft ... ausgerechnet das Sexuelle in einer uneingenommenen Festung einen dornigen Röschenschlaf hätte bewahren können«, folgert er endlich auf Seite 89. Abgesehen davon, daß wir dies auch ohne Kapitalschulung bereits wußten, kommt Sigusch damit seinem eigentlichen Thema — der Mystifikation des Sexuellen — näher. Seine »Ausgangsthese« — »Das Sexuelle steht der gesellschaftlichen Warenstruktur weder gegenüber wie Gold der Luft noch wie Wachs dem Feuer; es ist vielmehr von dieser durchdrungen und gestaltet« — ist wirklich nicht viel mehr als ein »Gemeinplatz«, wie Sigusch selber einräumt (90).

»Selbst in den aufgeklärtesten Kreisen«, so fährt er mit deutlichem Seitenhieb auf alle sich emanzipiert Dünkenden fort, »liegt über dem Sexuellen jener Schleier, um den es hier geht, herrscht jene Verkehrung, auf die ich hinauswill.« (92) Worauf Sigusch aber hinauswill, bleibt — neben einigen aphoristischen Bemerkungen zum sexuellen Verhalten von Erwachsenen und dem Verweis auf statistisches Material zur Jugendsexualität — insgesamt doch unklar. Auch die Frage, warum es so aufwendiger Rekonstruktion von Warenanalyse und Werttheorie bedurfte, um herauszufinden, daß die Fiktion von Privatheit, Intimität und Einzigartigkeit des Sexuellen purer sexueller Fetischismus ist (92), bleibt im Dunkeln. Daß eine sich in Warenproduktion und dessen Mythologisierung erschöpfende Konsumgesellschaft nur gut funktioniert, wenn auch das Sexualleben in gesellschaftlich und folglich individuell geordneten Bahnen verläuft, dürften viele Leser bereits seit der Lektüre von Sigmund Freud wissen. Wo Freud (und nach ihm z.B. H. Marcuse) von Sublimierung als Voraussetzung von Fortschritt und Kultur sprach, redet Sigusch von in Kapitalverhältnissen angelegter Vergegenständlichung und Fetischisierung des Sexuellen. Der hier versteckte »kleine Unterschied« ist natürlich für Psychoanalytiker und Marxisten interessant und wurde u.a. auch schon in der Sexpol-Bewegung oder in einer breit angelegten Analyse von Michael Schneider diskutiert. Wirklich von Interesse wäre es gewesen, wenn Sigusch uns verraten hätte, wie man — gesellschaftlich oder individuell — dem Teufelskreis von Ware und Sexualität enttrinnen könnte. Der Schleier der Mystifikation des Sexuellen — als notwendige Folgeerscheinung des Warenfetischismus — wird ein wenig gelüftet. Mehr nicht. Frank Dietschreit (West-Berlin)

Soziale Bewegungen und Politik

Daß die Frauenbewegung vielfältig fraktioniert ist, spiegelte bisher jeder unserer Rezensionsschwerpunkte wider. Wir haben uns auch diesmal für eine »Mischung« entschieden, in der sowohl gewerkschaftliche wie feministische Positionen zu Wort kommen. Daß kein gemeinsamer Gegenstand ausgemacht werden kann, scheint uns für die Frauenbewegung schwächend und stärkend zugleich; das, was an einander Kraft verloren geht, ermöglicht gleichzeitig die implizite gegenseitige Kritik an zu eng gefaßten »Bereichspolitikern«. Insofern können unsere Rezensionsteile vielleicht sogar Auskunft geben, ob und wie vernetzende Politik möglich wäre.

Frauenredaktion

Rendel, Margherita (Hrsg.): Women, Power and Political Systems. Croom Helm Verlag, London 1981 (262 S., Ln., 16,95 £)

Ende 1985 stimmten die männlichen Mitglieder der Hamburger SPD das Quotierungsverlangen der Frauen ohne Diskussion nieder. Damals fand auch eine Debatte um die

Gleichstellung der Frau im Bundestag statt. Kein Abgeordneter, der nicht ein anzüchliches Biertischgrinsen aufsetzte für die Bagatellen, die er beizusteuern hatte. Einer kannte auch machthungrige Frauen; ein Fernseh-Kommentator gar konnte sich die gesamte Geschichte nicht ohne Katharina von Rußland und Maria Theresia vorstellen. Die öffentliche Preisgabe von soviel Phantasielosigkeit zusammen mit der salbungsvollen Erklärung, wahre Gleichstellung komme eben aus gleichen Leistungen usw., machten mich so zornig, daß ich etwas tun mußte. Daher beschloß ich, dieses sehr nützliche Buch hier vorzustellen, obwohl es schon älter ist.

Eine feministische Wissenschaft ist nicht partial, versichert die Herausgeberin eingangs, sondern verhilft durch die Hereinnahme des Frauenstandpunkts der Wissenschaft überhaupt erst dazu, allgemein zu werden. Eine Reihe der auf zwei Kongressen der Internationalen Gesellschaft der Politologen vorgetragenen Referate sind hier versammelt. Die Herausgeberin formuliert als gemeinsame Basis, daß politische Wissenschaft den Charakter von Macht, Politik und Staat bislang nicht habe verstehen können, da sie die Frauenfrage vergaß. Damit wurden die wesentlichen Politikräume Familie und Arbeitsmarkt zu unwesentlichen Aspekten der Politologie. Der Blick auf diese Bereiche sieht unmittelbar wichtige Dimensionen von Macht und Politik: Die magere Geschichte weiblicher politischer Macht offenbart als eine Hauptquelle die Familienbeziehung. Nur über Familienbande oder familiäre Patronage kamen Frauen zur Macht. Selbst in Industrie und Handel erhalten Frauen Macht, wenn Familieneigentum gewahrt werden soll. Die Verflechtungen von Staat und Familie sind vielfältig: Einerseits ist Familie Miniaturstaat; andererseits unterstützt der Staat die Autorität des Ehemannes und versucht zugleich, die Frau als Staatsbürgerin wie als Ehefrau und Mutter anzusprechen. Strafen auf Selbstmord und Abtreibung sind ebenso Teile von Bevölkerungspolitik wie Mutterschutz, Erziehungsgeld und die mehr oder minder gewährte kulturelle Unterstützung der Erwerbsarbeit von Frauen. Die Politikwissenschaften hätten bisher so wichtige Themen wie die Frage, warum Frauen überhaupt für die Kinderaufzucht zuständig sind, wie die, warum Männer als Ernährer fungieren — ein Faktum, das sie abhängiger von Unternehmern macht —, nicht als wesentlich begriffen. Besonders eigentümlich aber sei, daß der de-facto-Ausschluß der Frauen aus der Politik niemals ein Gegenstand der Wissenschaft von der Politik wurde. Indem so wesentliche Fundamente des heutigen Staates nicht untersucht wurden, mußte die Politologie praktisch ihren eigenen Gegenstand verfehlen. Auch die in der Politologie bekannte Auffassung, der Staat sei nichts als ein Instrument in den Händen von Unternehmern, sei typisch für eine männliche Partialwissenschaft. Der feministische Blick zeige leicht, daß im Staat von den Unternehmern unabhängige (männliche) Interessen an Machtausübung und Besitz existierten.

Feministische politische Wissenschaft überprüft die als sicher geltenden Zusammenhänge von Ausbildung, Erwerbsarbeit und Position in der Gesellschaft; von Berufstätigkeit, Emanzipation und politischer Partizipation; von Industrialisierung, Modernisierung und Befreiungsdimensionen; von Gesellschaftsformation und Frauenemanzipation. Ein Resultat ist: keine der als relativ gesichert angenommenen Verbindungen erweist sich als zutreffend. Es gibt unterentwickelte Länder mit einem hohen Anteil an Frauenerwerbstätigkeit und entwickelte mit einem niedrigen. Es gibt Länder mit gut ausgebildeten Frauen, und ihr beruflicher Status hinkt weit hinter ihren professionellen Fähigkeiten nach. Es gibt sozialistische Länder, die den Versprechungen auf Emanzipation in den Bereichen Ausbildung und Berufstätigkeit weitgehend nachgekommen sind; aber es gibt überhaupt kein Land auf der Erde, in dem die Frauen in nennenswertem Umfang an politischen Entscheidungen partizipieren.

Die Herausgeberin folgt Ilona Kickbusch (vgl. unten) in ihrem Vorschlag, weder einen Kapitalismus anzunehmen, der sich ein Patriarchat zu Diensten mache, noch ein Patriarchat, das schließlich den Kapitalismus hervorbrachte, noch etwa die Gleichung Ka-

pitalismus = Patriarchat zu proklamieren. Statt dessen sei von mindestens zwei großen Machtzentren auszugehen: dem kapitalistischen und dem patriarchalischen, und ihr Zusammen- und Gegeneinanderwirken zu untersuchen. Zugleich verweist sie auf die große Bedeutung der Selbstveränderung, da beide Machtzentren die in ihnen lebenden Individuen ebenso formierten wie diese zur Aufrechterhaltung der beiden Herrschaften beitragen. Bisherige Politologie habe Frauen überhaupt nicht als Tätige wahrgenommen, nicht als Gesellschaftsmitglieder, die u.a. Soldaten und Arbeitskräfte produzieren: die Fundamente der Macht.

Die einzelnen Beiträge: Judith Stiehm (USA) untersucht das Wechselverhältnis von Staat und Bürgerinnen und kommt zu dem Schluß, daß Frauen auch in die Zwangsapparate einer Gesellschaft hineingehen müßten (Militär), um nicht als Bürger(innen) ausgeschlossen zu sein. Wenn Frauen aufhören wollten, Kriege ebenso zu rechtfertigen wie deren Opfer zu sein, müßten sie für eine wirklich pazifistische Politik die Spaltung von unbewaffneten und bewaffneten Bürgern verhindern. — Den Zusammenhang von Ausbildung, Berufstätigkeit und politischer Partizipation von Frauen untersucht Fanny Tabak am Beispiel des industrialisierten Brasiliens der Nachkriegsperiode. Ihr Fazit: Trotz erheblichen Anstiegs weiblicher Bildung und Erwerbsarbeit ist die Beteiligung der Frauen an politischen Entscheidungen gleich Null. Diktatorische Regierungen haben die Frauenbenachteiligung zusätzlich verstärkt — nach 1963 verschwand die brasilianische Frauenvereinigung und ihre Zeitung »momento feminino«. Industrialisierung und Verstärkung garantierten noch keine Frauenbeteiligung an der politischen Macht. Sie schlägt vor, den Frauenkampf mit der sozialen Frage anderer benachteiligter Gruppen zu verbinden. — Eine ähnliche Fragestellung verfolgt Keziah Awosika aus Nigeria. Sie kommt zu dem Resultat, daß es keinen direkten Zusammenhang zwischen Ausbildung und Erwerbsarbeit von Frauen gebe; der Grad ihrer Entwicklung bestimme also faktisch nicht den Grad ihrer Teilhabe an unmittelbar gesellschaftlicher Arbeit. Aber Nigeria brauche für seine schnelle Entwicklung die Frauen, von daher befürwortet sie eine Technologisierung der Haushalte und die Einrichtung von Kindergärten zur Unterstützung weiblicher Erwerbsarbeit. — Nermin Abadan-Unat stellt die Revolutionierung von Recht und Bildung durch Atatürk in der Türkei vor. Sie bezweifelt, daß solche »Überbaueingriffe« nachhaltig Gesellschaft verändern könnten: Erwerbsarbeit werde von Frauen nur im Falle ökonomischer Not ergriffen und die Konsumorientierung sei wesentlicher als Befreiung. Lediglich eine Elite von Oberklassenfrauen habe sich durch die Indienstnahme von billig verfügbaren Unterklassenfrauen beruflich emanzipieren können. Eine strukturelle Transformation der Türkei stehe noch aus. — Kriterien der Entwicklungspolitik untersucht Najma Sachak am Beispiel Tanzanias. Da Arbeit grundsätzlich an industrialisierter männlicher Lohnarbeit bemessen werde, könne ländlich-häusliche Frauenarbeit nicht begriffen werden. Verstehe man diese als produktiv, so würden die technologische Veraltung und die ungeheure Vergeudung von weiblicher Arbeitskraft sichtbar und bekämpfbar. — Sharon L. Wolchik (Tschechoslowakei) prüft, inwieweit der von Sozialisten behauptete Zusammenhang von Frauenerwerbsarbeit und Frauenbefreiung politisch unterstützt wird. Sie zeigt, daß sinkende Geburtenraten in der CSSR zu einer weitgehenden Ersetzung der berufsfördernden Politik durch eine »Reproduktionspolitik« geführt haben. Vorsichtig formuliert sie, daß der »negative Einfluß« auf die Frauenbefreiung anscheinend in Kauf genommen werde. — Ilona Kickbusch (BRD) untersucht (im Anschluß an Donzelot), wie jeder Fortschritt in der Sozialpolitik zugleich größere Kontrolle bedeutete. Das Dilemma der Frauen heute sieht sie im Entscheidungszwang. Pille, Kinderplanung, Abtreibungsmöglichkeit hätten eine Pseudofreiheit gebracht, da sie die Frauen als Gleiche mit Verantwortung und Entscheidungsdruck in die Gesellschaft integrierten, ohne zuvor die persönliche Abhängigkeit, die sie psychisch an einen Mann ketteten, gelöst zu haben. — Unter dem Titel »Techno-

logie, Frauenarbeit und soziale Kontrolle von Frauen« berichtet Joan Rothschild (USA) leider nichts über die Auswirkungen der neuen Technologie auf Frauenarbeit und -leben. Statt dessen belegt sie noch einmal, daß die Küchentechnologien nicht weniger Arbeit gebracht hätten, sondern lediglich mehr Komfort für die Männer. Dieser Beitrag, der in der Gleichsetzung von Technik mit männlichen Werten und Wünschen wenig Perspektive bietet, ist ebenso ärgerlich wie der folgende von Jeanne Marie Col (USA), die die Wirkung von Frauennetzwerken auf die Frauen untersucht. Da findet man kein Problem, keine Verhinderung, keinen Widerspruch, sondern eitel Harmonie, Sonnenschein und eben Entwicklung. — Dagegen gefiel mir die Studie aus Finnland gut. Sirkka Sinkkonen und Elina Haavio-Mannila untersuchen, welchen Einfluß die Frauenbewegung auf die Artikulation von Frauenfragen im Parlament hatte. Sie belegen einen nachhaltigen Einfluß der Frauenbewegungen der 20er und der 60er Jahre auf Kooperationsverhalten von Parlamentarierinnen und die Anzahl und Art ihrer Eingaben. In den 60er Jahren verstärkte sich die Zusammenarbeit mit Männern um Frauenfragen. Erst die neueste Bewegung der 70er Jahre, die sie radikalfeministisch und marxistisch-feministisch nennen, fand wenig Raum im Parlament. Ihre Schlußfolgerung: mehr Frauen ins Parlament, die die Aufgabe der Artikulation der Bewegung übernehmen.

Mehr Frauen in allen öffentlichen Bereichen, so könnte das Fazit dieses Buches lauten, denn auch im Schlußbeitrag (Beverly B. Cook, USA) wird vorgeführt, daß Richterinnen trotz offensichtlicher Konformität schließlich doch Fraueninteressen besser vertreten als ihre männlichen Kollegen. In simulierten Konflikten zwischen Haushalt und Berufsarbeit haben die weiblichen Richter regelmäßig gegen ihre männlichen Kollegen für das Recht auf außerhäusliche Aktivität gestritten. Frigga Haug (West-Berlin)

Baxmann, Inge, Edith Laudowicz und Annette Menzel: Texte — Taten — Träume. Wie weiter mit der Frauenbewegung? Pahl Rugenstein Verlag, Köln 1984 (262 S., br., 14,80 DM)

Die Titelbegriffe gelten als Zusammenfassung der behandelten Themen: es soll sowohl um das gehen, was bisher geschrieben, getan und geträumt wurde in der Frauenbewegung, als auch um darüber hinausgehende Vorschläge. Die Autorinnen wollen sich zum bestehenden politisch-theoretischen Diskussionsstand als Marxistinnen verhalten, es soll sich streitbar und solidarisch auseinandergesetzt werden (9). Edith Laudowicz nimmt mit ihren beiden Texten fast zwei Drittel des Bandes in Anspruch. In »Frauenbefreiung zwischen Kaltem Krieg und neuer Eiszeit« fragt sie sich, welche gesellschaftlichen Veränderungen bei Frauen auch veränderte Bedürfnisse und Interessen hervorgebracht hätten, und welches befreiende Potential sie dann darstellten. Gibt die feministische Literatur darauf Antwort? Sie rekapituliert einige große Debatten der neuen Frauenbewegung: Autonomie und Organisation; Geschlechterwiderspruch und Klassenwiderspruch; Produktion und Reproduktion; den Slogan: das Persönliche ist politisch. Interessant sind ihre Auffassungen zum politischen Handeln und der politischen Perspektive: »Erst wenn wir unser 'Anders-Sein' als historisches begreifen, eröffnen sich uns Möglichkeiten, Eingriffspunkte für eine veränderte individuelle und kollektive Lebenspraxis zu finden. Das schließt eine radikale Selbstveränderung ein und setzt sie zugleich voraus.« (45) Politisches Handeln ist für Laudowicz schon das Aufgreifen subjektiver Probleme und beginnt nicht erst, wenn es auf der Grundlage einer bestimmten Gesellschaftsanalyse geschieht, d.h., mit einem bestimmten Ziel und kollektiv. Sie setzt offensichtlich voraus, daß jeder Mensch bestimmte »richtige« Interessen hat, an deren Durchsetzung er gehindert wird. Beginnen die Frauen erst, sich für ihre Interessen einzusetzen, sind sie so automatisch auf der Seite der Befreiung. Sie erhofft sich eine Politik, bei der subjektive Interessen und Bedürfnisse ebenso zu Wort kommen, wie die Entwicklung der politischen Verhältnisse.

In ihrem Text »Frauenarbeit und Frauenbewegung« behandelt sie die Auseinandersetzungen um Erwerbsarbeit, Hausarbeit, Familie. Der Text scheint mir eine inhaltliche, konkrete Fortführung der zuvor exemplarisch vorgeführten Positionen in der Frauenbewegung. Beide Texte sind sehr informativ, lösen aber kaum das Versprechen ein, neue Vorschläge darzulegen, sei es in querliegenden *Problemanordnungen*, sei es — im unmittelbar politischen Bereich — mit Vorschlägen, wie die herrschende kulturelle Hegemonie der Männer durchbrochen werden kann. Annette Menzel untersucht »Sexualität und Frauenbefreiung«. Darin faßt sie gelebte Sexualität als gesellschaftliche Unterdrückungserfahrung. Auch sie gibt einen Überblick über die bestehenden Debatten und Analysen, so z.B. kritisiert sie an den Vorstellungen von K. Millett, daß deren Konzept der »Sexualrevolution«, in dem u.a. die Familie gestürzt werden sollte, undurchführbar sei, da Millett »die Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse vom Bewußtsein her angehen will« (176). Sie setzt dem entgegen, daß die patriarchalischen Herrschaftsverhältnisse nur durch die Beseitigung der unterdrückerischen ökonomischen Bedingungen zu beseitigen seien. Sie ist aber auch kritisch gegenüber marxistischen Persönlichkeits-theorien und wirft ihnen vor, zu unbeweglich auf sexuelle Fragen zu reagieren. Ohne daß sie für den »Bereich Sexualität« ein Politikkonzept entwirft, schlägt sie vor, sich auf jeden Fall nicht auf ihn zu reduzieren, sondern auf den verschiedenen Ebenen, wo immer Unterdrückung herrscht, zu kämpfen (vgl. 173).

Inge Baxmann geht unter dem Thema »Kultur — Feministische Kultur — Frauenkultur« davon aus, daß die Frauenkultur nicht homogen ist und unternimmt den Versuch, die Fülle und Vielzahl von Elementen, Ansätzen und Überlegungen in einzelne Problem-bereiche aufzufächern, an deren Fragestellungen, Überlegungen und unterschiedliche Umgangsweisen der Frauenbewegung mit Kultur deutlich werden. Die Debatten bewegen sich im Schnittpunkt aktueller Diskussion über »Alltagskultur/Subkultur/Gegenkultur« (211). Ausgehend von den Überlegungen einer materialistischen Kulturtheorie (sie bezieht sich auf den gleichnamigen Argument-Sonderband 47 und *Das Argument* 138), versteht sie Kultur als Aneignung der Wirklichkeit unter dem Aspekt, ein Selbstverständnis, ein Selbstwertgefühl und damit eine Identität auszubilden (vgl. 214). In den bestehenden feministischen Kultur- und Politikformen sieht sie Versuche, die die Spannung zwischen individuellem Lebensentwurf und gesellschaftlicher Perspektive verringern sollen. Sie behauptet die Möglichkeit, daß schon im Widerstand selbst Elemente von Utopie lebbar und Identität gestärkt werden kann. Weibliche Kultur ist für sie damit Vorwegnahme von Utopie und Mittel ihrer Realisierung und zielt gegen »die vorhandenen Trennungen in öffentlich/privat, Produktion/Reproduktion und entsprechende schizophrene Verhaltensmuster« (215), sie könne jetzt schon ein Leben von Totalität ermöglichen.

Das Buch ist nützlich, weil es einen Überblick über diverse Debatten in der Frauenbewegung gibt. Aber auch, weil sich organisierte Marxistinnen mit dieser Bewegung lernend einlassen. Insofern liest es sich auch wie eine Korrektur an vorherigen kommunistischen Antworten auf die Frauenfragen: Bedeutsamer geworden sind die ganz konkreten Frauenleben, die Erfahrungen, die Auskünfte, die Frauen selber geben können und nicht ableitbar sind aus den großen gesellschaftlichen Entwürfen. Die Unsicherheit, mit der sich die Autorinnen auf dem feministischen Terrain bewegen — indem sie z.B. kaum eigene marxistisch-feministisch konfrontierte Positionen vorstellen —, ist der Problematik mitgeschuldet; es gibt nichts Fertiges auf dem theoretisch-politischen Feld des Marxismus-Feminismus oder des sozialistischen Feminismus.

Evelin Gottwalz (Hamburg)

Mahaim, Annik, Alix Holt und Jaqueline Heinen: Frauen und Arbeiterbewegung. ISP Verlag, Frankfurt/M. 1984 (223 S., br., 20,- DM)

Der Band enthält drei Aufsätze, in denen jeweils unterschiedliche historische Situationen unter dem Aspekt des Verhältnisses der Arbeiterbewegung bzw. deren Parteien zu den von den Frauenbewegungen aufgeworfenen Fragen betrachtet werden: Im Deutschen Reich bis zum Ausbruch des 1. Weltkriegs, in der Frühphase der Sowjetunion sowie im Spanischen Bürgerkrieg 1936-38. — Sie erschienen 1979 in französischer Originalfassung; ihre Übersetzung soll, laut Vorwort, dem »Versanden« der Debatte um Feminismus/Sozialismus entgegenwirken, Orientierungshilfen geben, um »aus der Geschichte (zu) lernen« (13) und »die Frauen und ihren Anteil an der Geschichte dem Vergessen zu entreißen« (6). Die Beiträge vermögen aber Orientierungen nur bedingt zu leisten, weil die Autorinnen einen Bezug zu aktuellen Verhältnissen praktisch nicht herstellen. Es handelt sich um gut lesbare Einführungen in die — immer schwierige — Geschichte der Aus- und Abgrenzungen, Integration und Instrumentalisierung der Frauen- durch die Arbeiterbewegung. Als Anknüpfungspunkt wird im deutschen Vorwort die Notwendigkeit einer selbständigen Organisation der Frauen angegeben, bei näherem Hinsehen ergibt sich dies aber keineswegs als plausibles Fazit der Aufsätze.

Der Beitrag »Die Frauen und die deutsche Sozialdemokratie« von Mahaim zeichnet die Entwicklung der sozialistischen Frauenbewegung innerhalb der SPD nach. Die Autorin zeigt, daß die sozialistische Frauenbewegung als »Organisation in der Organisation« bestand, obwohl dies im Widerspruch zu der theoretischen Annahme stand, daß die »Frauenfrage« in einer einheitlichen Klassenorganisation vollständig aufgehoben sei. Sie sei als solche das Ergebnis praktisch-politischer Bedingungen gewesen und habe dann im Zuge der innerparteilichen Flügelkämpfe ihre Eigenständigkeit als »linkes Bollwerk« gegen die Reformisten verteidigt. So zieht Mahaim am Ende zwar kritisch Bilanz, wenn sie schreibt, die SPD habe die Selbstorganisation der Frauen nie als Notwendigkeit für die Frauenbefreiung anerkannt; im Kontext ihres insgesamt affirmativ-erklärenden Ansatzes bleibt die Relevanz einer solchen Erkenntnis jedoch unklar. — Als nicht schlüssig empfinde ich, daß sie einerseits die Theoriedefizite der SPD zur »Frauenfrage« aufzeigt, andererseits aber selber versucht, die Frauenbewegung mit der Parteilinken in Kongruenz zu bringen, ohne dabei nach konkreten feministischen Politikgehalten zu fragen. Vielleicht hätte eine solche inhaltliche Konkretisierung auch einen offeneren Blick für die — manchmal kurz erwähnten — Abgrenzungsprobleme zwischen sozialistischer und bürgerlicher Frauenbewegung bewirkt. So kommt sie ohne einleuchtende Begründung zu so formelhaften Sätzen wie: »Der Weg der bürgerlichen Feministinnen ... erklärt, warum für die Sozialistinnen jede Zusammenarbeit mit ihnen ... unmöglich war.« (73)

Viel schärfer ist der Beitrag von Holt: »Russische Revolution — die Bolschewiki und die Frauenunterdrückung«. Auch sie konstatiert das völlige Fehlen einer Theorie der Organisation von Frauen, es sei denn instrumentalisiert gedacht als »Agitationsstrukturen« für die Partei. Die Frauenkommissionen (Shenotdeli) seien im Zuge der NEP v.a. deswegen und aufgrund der zunehmend bürokratischen statt demokratischen Praktiken an den Rand gedrängt worden. In der systematischen Aufarbeitung der von den Bolschewiki vertretenen Konzepte zu Haus- und Familienarbeit, zur Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, zur Sexualität und Moral werden die vielschichtigen Bezüge der »Frauenfrage« vorgeführt: als Theorie- und Konzeptionsprobleme der Partei, als Bewußtseinsprobleme der einzelnen, als ökonomisches Problem der Schaffung leistungsfähiger Alternativen zur Familie, als Problem der Prioritätensetzung in der ökonomischen Entwicklung. Gut ist, wie die Komplexität der Politik um Frauenbefreiung auf einmal greifbar wird, und erhellend sind die Beispiele dafür, wie sich Problemhierarchien immer wieder gegen die Frauen wenden. — Holt stützt sich auf theoretische Schriften von Kollontai, Armand u.a. und auf Quellen, wobei ihre Belege stellenweise

sporadisch sind. Ihr Leitgedanke ist, das »Fehlschlagen der Frauenbefreiung« (88) im Zusammenhang mit dem Scheitern einer proletarischen Demokratie in der Sowjetunion zu begreifen. Sie kommt zu dem Ergebnis, daß feministischer Politik in der Übergangsphase zum Sozialismus eine entscheidende Rolle zukomme: indem sie umfassende Revolutionskonzepte entwickle und für nicht-bürokratische Politikformen kämpfe.

Der Aufsatz von Heinen zum Spanischen Bürgerkrieg ist schon deshalb interessant, weil sie sich auf zeitgenössische Chronisten, Quellen und neuere Literatur stützt, die deutschen Leser(inne)n nicht ohne weiteres zugänglich sind. Ihre These ist, daß die sich in der Phase des Bürgerkriegs rasch radikalisierte Frauenbewegung in erster Linie daran gescheitert sei, daß die politischen Orientierungen der Arbeiterbewegung einer fundamentalen Umwälzung der bestehenden wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse im Wege standen (204). Sie analysiert nacheinander die politischen Programme und Praxen der Sozialisten (PSOE), der stalinistischen KP, des Mitte-Links-Bündnisses POUM sowie der Anarchisten und arbeitet dabei folgende Blockierungspunkte heraus: auch hier das Fehlen von theoretischen und organisatorischen Konzepten, das Festhalten an repräsentativen Politikformen gegen die sich bildenden Organe der Selbstorganisation, in denen Frauen sich stark engagierten, das Festhalten an tradierten Bereichszuweisungen für die Geschlechter und paternalistischen Lösungen. Deutlich wird insbesondere bei der KP, daß diese die Frauenbewegung zwar organisatorisch stützte, sie aber zugleich auf ein Ziel hin kanalisierte (Antifaschismus), das die Frauenbefreiung als spezifisches Anliegen nicht enthielt. Die Besonderheit der spanischen Situation liegt darin, daß sich dort die »Mujeres libres« als sozialistisch-feministische Bewegung unabhängig formierten, wenn sie auch den Anarchisten nahestanden. Die Abschnitte über deren Kämpfe lesen sich spannend, weil sich darin das sehr konkrete Politikverständnis der Frauen, ihre Entschlossenheit zur kollektiven Selbsthilfe und ihr Verständnis der Bedeutung von Reformen widerspiegelt. Ihr letztendliches Scheitern führt Heinen auf ihre Orientierung an anarchistischen Positionen und eine verpaßte Bündnispolitik innerhalb der Frauenbewegung zurück. Sie schließt mit einem Plädoyer für autonome Frauenorganisationen. Befremdlich wirkt stellenweise ihr »revolutionäres Pathos« (z.B. 147ff.); gut gefällt mir der ausführliche Anmerkungsapparat. Leider enthält der Band keinerlei Hinweise auf die Autorinnen.
Sieglinde von Wasielewski (Hamburg)

Roth, Karin: Träumen verboten. Gewerkschaftliche Frauenpolitik für die 90er Jahre. VSA (Verlag für das Studium der Arbeiterbewegung), Hamburg 1984 (240 S., br., 16,80 DM)

Als frischgewählte Betriebsrätin machte mich dieses Buch neugierig, hoffte ich doch auf Anregung, Orientierung und Ermutigung bei der schwierigen Aufgabe, mit einem Frauenstandpunkt allgemeine Betriebspolitik zu machen. Dieser Sammelband ist in fünf Komplexe unterteilt, deren Themen eher additiv als kontrovers von den jeweiligen Autorinnen vorgestellt werden: von der »Kraft, die in uns steckt« (gewerkschaftliche Kämpfe vor Ort), von den Auswirkungen neuer Technologien auf die Frauenerwerbsarbeit, von alltäglicher Diskriminierung in unterschiedlichen Berufsbereichen, von den Bedrohungen durch Teilzeit- und Heimarbeit sowie von notwendigen Gegenmaßnahmen unter der Überschrift »Nichts fällt vom Himmel« ist die Rede.

Karin Roth steckt in ihrem Eingangsartikel unter der grammatikalisch falschen und, frei gedeutet, politisch fragwürdigen Überschrift »Wer seine Lage kennt, wie sollte sie aufzuhalten sein« die Linie ab, unter die sich fast alle Artikel subsumieren lassen: »Die gewerkschaftliche Frauenarbeit muß daher, gerade weil in Zukunft die Konkurrenz zwischen Männern und Frauen aufgrund der hohen Arbeitslosigkeit zunehmen wird, die Verursacher und Hauptprofiteure von Frauenunterdrückung — das Kapital und seine Interessenvertreter — herausstellen ... Deshalb gelten nach wie vor die Worte Otto Bren-

ners: Die Emanzipation der Frau ist ein Teil des Kampfes um die Emanzipation des arbeitenden Menschen. Dieser Kampf um Befreiung von Abhängigkeit, Unterdrückung und Bevormundung ist von Männern und Frauen gemeinsam zu führen.« (20) Indem sie das Verhältnis zwischen Männern und Frauen im gewerkschaftlichen Kampf so bestimmt, geraten ihr auch andere Probleme zu glatt und damit undifferenziert: So sieht sie Berührungspunkte zur Frauenbewegung durch Beteiligung an Aktionen der Friedensbewegung und der Aktion Muttertag überwunden, obwohl sich gerade die Frauenbewegung nicht als *ein* Subjekt sprechen läßt und die Klüfte zwischen autonomen Teilen der Frauenbewegung und Gewerkschafterinnen besonders tief sind. Ferner sieht sie die Frauen heute bruchlos selbstbewußter sowie einen erheblich gestiegenen Anteil der Frauen in den Betriebsräten und fordert »entsprechende politische Frauen-Repräsentanz in den Gremien, bei denen viele Kollegen, weil qualifizierte Frauen vorhanden sind, oft auf ihre Position 'freiwillig' verzichten müßten« (19). Hauptakzente einer eigenständigen und handlungsorientierten gewerkschaftlichen Frauenarbeit sieht Karin Roth in der Durchsetzung des Rechts auf Lohnarbeit für Frauen, in der Quotierung von Ausbildungs- und Beschäftigungsmöglichkeiten in frauenunspezifischen Bereichen, in der Einrichtung von Qualifizierungsmaßnahmen, in der Abschaffung von Lohndiskriminierung und der Verhinderung von Sozialabbau.

Nicht in den traditionell gewerkschaftlichen Politikfeldern beheimatet, sondern eher aus dem sozialistisch-feministischen Spektrum kommend, fallen mir in dem folgenden Komplex, bestehend aus kürzeren Artikeln über erfolgreiche Frauenkämpfe (Aufbau eines Ortsfrauenausschusses, Fragebogenaktion zu Arbeitsbedingungen, Eingruppierungskampf, Betriebsbesetzung zur Erhaltung der Arbeitsplätze ...) fragwürdige Erfolgskriterien auf: Ziel ist es, neue Gewerkschaftsmitglieder zu gewinnen, z.T. über »alltagsnahe« Aktionen (gegen Kriegsspielzeug), als würde schon dadurch eine Aktivierung stattfinden und ein Kampf für Fraueninteressen sichergestellt sein.

Die Artikel zum Thema neue Technologien führen an verschiedenen Bereichen vor, daß zukünftig schwerpunktmäßig Frauenarbeitsplätze im un- und angelernten industriellen Bereich sowie in Büro und Verwaltung vernichtet werden. Dabei sehen die Autorinnen eine verschiedene Problemlage für Männer und Frauen: bei Männern sei das Problem der Qualifikations- und Lohnsicherung vorrangig, bei Frauen das quantitative Problem der Erhaltung von Arbeitsplätzen und der Erhöhung der Qualifikation, wobei die Polarisierung der Qualifikationen dazu führe, daß die Kluft für Frauen aus dem un- und angelernten Bereich schwer überbrückbar sei. Daher kämen für die hochqualifizierten Tätigkeiten meist nur Männer mit Facharbeiter- oder Studienabschlüssen in Frage. Als Lösungsmöglichkeit wird vorgeschlagen, frühzeitig Einfluß auf die Arbeitsorganisation zu nehmen, um gering qualifizierte Tätigkeiten mit Überwachungs- und einfachen Reparaturaufgaben zu verbinden und auf diese Weise menschengerechte Arbeitsplätze zu schaffen.

Immer wieder lese ich die Forderung, besonders Frauen durch innerbetriebliche und überbetriebliche Maßnahmen weiterzubilden, in der Arbeitszeit und am Wohnort, wobei dem Problem, daß vorwiegend Männer in den entsprechenden Gremien sitzen und voraussichtlich wenig Kraft auf die Durchsetzung dieser Fraueninteressen verwenden werden, kaum ein Gedanke gewidmet wird.

In dem Schlußartikel »Bleibe im Lande und wehre dich täglich« werden dann diverse Forderungen von Elternurlaub über Ganztagschulen, Arbeitszeitverkürzung, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen bis zu kommunalen Gleichstellungsstellen und regelmäßigen Landesfrauenberichten aufgestellt, deren Realisierungschancen unter den gegebenen Machtverhältnissen jedoch nicht mitreflektiert. Bedauerlich fand ich, daß sich kein Artikel mit möglichen neuen Kampfformen beschäftigt; weder wird über Frauenbetriebsgruppen nachgedacht (in denen solche Forderungen entwickelt und auch wirkungsvoller

an männliche Betriebsräte herangetragen werden könnten), noch über mögliche Zusammenarbeit von erwerbstätigen Frauen über den eigenen Betrieb und die eigene Gewerkschaft hinaus. Sehr allgemein wird für eine starke Frauenbewegung plädiert, wobei gerade die von der autonomen Frauenbewegung aufgegriffenen Probleme wie Sexismus am Arbeitsplatz schlicht unerwähnt bleiben. So steht am Ende *ein* politischer Weg, dem nicht einmal eine gedankenspielerische Alternative gegenübersteht: Alle Frauen im Betrieb müssen aktiv werden, starke Frauen müssen in die Gremien, den Männern einen Schubs geben, damit sie sich für die Fraueninteressen einsetzen, die letztendlich auch ihre eigenen Interessen sind und in ihren Funktionen einen Schritt beiseite treten und dann gemeinsam gegen das Kapital und die konservative Regierung kämpfen. Als Perspektivenbestimmung für die 90er Jahre — wie der Untertitel glauben machen will — scheinen mir die Vorschläge zu allgemein, zu wenig radikal, zu sehr auf den vorfindlichen Gewerkschaftsapparat und seine Gremien vertrauend — und doch bietet das Buch einen Überblick über bisherige gewerkschaftliche Frauenpolitik, trägt eine Vielzahl an typischen Problemen von Frauen am Arbeitsplatz zusammen und regt an, wenigstens die bisher schon beschrittenen Wege weiter zu verbreiten. Sonja Schelper (Hamburg)

Stephan, Cora: Ganz entspannt im Supermarkt. Liebe und Leben im ausgehenden 20. Jahrhundert. Rotbuch Verlag, West-Berlin 1985 (144 S., br., 13,- DM)

In Frankfurt konzentrieren sich einige führende Köpfe der 68er Studentenbewegung; sie gründeten Zeitschriften, sind bei den Grünen organisiert, lehren an der Universität. Die Autorin — Jahrgang 1951 — lebt in diesem politisch-kulturellen Umfeld und schreibt darüber. Ihr Thema ist etwas »Urprivates«: die »Form der sexuellen Begegnungen« (7). Ihre Leitfrage lautet: »Gibt es Bedingungen, unter denen Begegnungen zwischen Männern und Frauen noch möglich scheinen?« (7f.). Ihr Material: die Trends in den Frankfurter Szenen, Stern, Spiegel, populärwissenschaftliche und theoretische Literatur und nicht zuletzt die eigenen Erfahrungen, die sie mit den Leben von anderen machte; sie leiht sich deren Subjektivität.

Ohne Zweifel ein »flott« geschriebenes Buch, die Autorin hat die Wörter und die Trends fest im Griff. Sie verbindet einen alternativen Jargon mit großen Themen: »Identitärä oder glaub ja nicht wer du bist« (Untertitel); die repressiven Zugriffe der Regierung auf die »Lust« des Volkes: »Die Homosexuellen werden verfolgt und gebrandmarkt«, »allen, die nicht in trauter Zweisamkeit Kinder produzieren, wird mit dem Atomtod oder irgendeiner andere Geißel Gottes gedroht« (34, die Zusammenbindung von Gott und Atomtod ist vielleicht ein Resultat dieser lockeren Formulierungen), sie sinniert über die neue Heiratslust der Linken: »Das Standesamt also nur Ersatz für die Tatsache, daß die Generation der Phantasie es zu einer Gegenöffentlichkeit letztlich doch nicht gebracht hat?« (126), sie macht sich Gedanken über die Haltungen des Volkes: »Nichts ist den Bundesdeutschen im Jahre 1984 offenbar fremder als die Vorstellung, Menschen, ja sie selbst könnten tatsächlich *frei* über ihre Wahlen und Präferenzen im Bereich der menschlichen Sexualität entscheiden« (19), und sie thematisiert die »Differenz«, die zugleich ihre Perspektive darstellen soll: »Differenz kann auch ein anderes Wort für Geilheit sein. Geilheit aber ist der Abschied von Sexualpolitik. Sie dient nicht dem Guten im Menschen, der Rettung der Welt, dem Sieg über das Patriarchat ... — sie dient einzig und allein der Lust.« (105)

Die Wörter, die Stephan findet, klingen zwar »modern«, aber sie umschreiben etwas, das zurückliegt, ich zumindest lese aus ihren Beschreibungen und Benennungen der Sehnsüchten von anderen, denen sie sich implizit wohl anschließt, die Suche nach einer »Romanze«. Das Spiel der Geschlechter entdeckt sie als asketisches und voll von einem der Lust abträglichen Ernst: »Ihr wäre es lieber, er würde mit ihr eine blaue Stunde verbringen, statt mit den blauen Bänden zu prahlen.« (88) Auf der neuen Tagesordnung der

Befreiung steht für sie die Entpolitisierung der Geschlechtsteile, früher sei es so gewesen, da standen »gegen die Macht der materiellen Dinge ... Schwanz und Möse auf, als Produktivkräfte der Weltveränderung« (108), heute soll die Lust Selbstzweck sein. Das Fatale an ihrem Anliegen ist ihre Naivität, gepaart mit einem zeitweise unerträglichen Zynismus. Die ausgreifenden Wissensproduktionen der Frauenbewegung gerade im Bereich der unmittelbaren sexuellen Geschlechterverhältnisse, die zwar unterschiedliche Antworten auf ähnliche Fragen fanden, aber doch einstimmig die Formiertheit der Luste und des Begehrens, ihre strukturelle Herrschaft behaupten, werden von der Autorin ignoriert. Aus den anfänglichen — von Stephan belächelten — direkten Aufforderungen, bestimmte Praxen mit Männern zu lassen (Penetration), sind Untersuchungen geworden, die das Geschlechterverhältnis als Netz von Haltungen und Aktivitäten fassen, bei dem es nicht eingreifend genug ist, von einem einzigen Punkt aus das Verhältnis zu revolutionieren. Stephan greift die aktuellen »Beziehungskisten«-Diskussionen nicht etwa auf, um ihnen eine andere Stoßrichtung zu geben, um Neues aus ihnen zu lesen, sondern sie ordnet ihr Material so, daß die Diskussionen lächerlich werden und die Autorin als Vorangeschrittene Nachhilfeunterricht erteilt in der Frage: Wie halte ich es mit meinem Geschlechtsleben? Eine Begründung dafür ist eventuell die Szene, für die sie schreibt, sie muß offensichtlich reich, zumindest aber bemittelt sein, denn sie macht »Reisen nach Jamaika, Reisen nach Mexiko« (83) und befriedigt oder frustriert so ihre Lust auf »Differenz«. So »ausgestattet« fragt sich eine Frau vielleicht, ob sie lieber Prostituierte sein möchte, Kuschelsex betreiben oder ekstatisch leben will. — Eine weitere Eigentümlichkeit ist, daß Stephan in gleich wissender Weise über Männer (heterosexuelle und homosexuelle) wie über Frauen schreiben kann: sie »weiß«, was sie empfinden, was sie motiviert, wohin sie wollen.

Die Thematik des Buches ist besonders aktuell und die quasi historische Herangehensweise — von der Studentenbewegung bis heute — geeignet, sich der eigenen Veränderungsrichtung klar zu werden. Interessant ist daran besonders, daß die Diskussionen um eine befriedigendere Lebensweise unter völlig veränderten sozial-ökonomischen Bedingungen andere Dimensionen erhalten, die theoretisch und praktisch noch nicht ausgereift sind. Das »einfache Beharren« auf Glück ist in Krisenzeiten, wie den jetzigen, nicht eingreifend genug und relativiert zudem die »Ansprüche« auf sexuellen Genuß in die falsche Richtung: Wer ausschließlich Lebensweise-Probleme unter dem Stichwort sexuelle Geschlechterverhältnisse abbildet, läuft Gefahr, nicht mehr ernstgenommen werden zu können, da andere soziale Fragen auch in diesen Privatverhältnissen mitreflektiert werden müßten. Ansonsten entsteht (wie bei Stephan) der Eindruck, daß es ihr ausschließlich um ein durchaus im Trend liegendes Privatisierungsinteresse gehe. Daß sexuelles Glück oder sexueller Genuß nicht ausreichen, um einen Standpunkt zu begründen, der tatsächlich (noch) um Befreiung ringt und nicht einfach Ekstase oder Zärtlichkeit ausruft, ist eine Einsicht, die man gegen die Autorin lernen kann. Indem sie unentwegt die Standpunkte der anderen (CDU, das Volk, die Frauen, die männlichen Homosexuellen) einnimmt, indem sie sie persifliert und sich so distanziert, bleibt kein Selbstprofil, fehlt die eigene Richtung. So vage und zudem theoretisch so überbesetzt wie ihre Forderung nach »ausgelebter Differenz« (im Gegensatz zu den vorherigen Androgynitätskonzepten) können die »Liebe und das Leben« 1985 nicht bleiben, wenn — wie Stephan auch vorführt — die Lebensweisen von vielen ideologischen und staatlichen, politischen und widerständigen Eingriffen transformiert und neu modelliert werden.

Kornelia Hauser (Hamburg)

Pogrebin, Letty Cottin: Family Politics. Love and Power on an Intimate Frontier. McGraw-Hill Book Company, New York 1983 (278 S., Ln., 14,95 \$)

Die amerikanische Sach- und Kinderbuchautorin und Fernsehmoderatorin Pogrebin

richtet ihr Buch explizit gegen die (z.T. ins Deutsche übersetzten) Autoren wie Chr. Lasch, Berger/Berger u.a. Sie wirft ihnen vor, an der traditionellen patriarchalischen Familie festhalten zu wollen, ohne die Notwendigkeit von Veränderungen zu sehen. — Für Pogrebin ist die Familie das Grundmodell für alle autoritären patriarchalischen Strukturen in der Gesellschaft, die es zugunsten demokratischer Beziehungen zu verändern gelte. An keinem anderen Ort — als in der Familie — könnten so viele Gegensätze wie Konformität/Non-Konformität, Individuation/Sozialisation u.a. synthetisiert werden (37). Unter dem Begriff der »family politics« (Familienpolitiken) betrachtet sie sowohl die Beziehungen und den Umgang der Familienmitglieder untereinander als auch die Familienpolitik der Regierung, der Kirche, der Verbände (v.a. der Moral Majority). Die letzten nimmt sie beim Wort und stellt fest, daß sie nicht für die Familie, sondern für die Karriere der Männer seien, Kinderbetreuungseinrichtungen dienen insofern nicht dem Wohl der Kinder, sondern dem Profit. Die Interessengruppen bräuchten die Familie als Stütze der Gesellschaft, als Ort für die Reservarmee, als einheitliche Wählerschaft (eine Familie = eine Stimme) und für die Erledigung der Hausarbeit und der Kindererziehung. Die Individuen könnten in der Familie sehr glücklich sein, die bestehende Familie böte aber keine Garantie dafür, wie Kindesmißhandlungen und Vergewaltigungen in der Familie zeigten. Pogrebin richtet ihr Hauptinteresse auf die Kinder, da sie die Unterdrücktesten seien, so daß sie Familie entsprechend definiert und (anders als die Regierung) Alleinerziehende mit Kindern dazu zählt. Für die Frauen könne Familie eine Quelle der Unterdrückung sein, wie von Feministinnen herausgearbeitet, aber auch eine Quelle der Macht. Beides hängt für die Autorin von der Regelung der Lebensweise der Partner ab: entweder fühlten sich die Frauen durch ihren dominanten Ehepartner unterdrückt, dem sie sich fortwährend anpaßten, oder sie begriffen sich in ihrem Haushalt als den eigenen Boß und trafen Entscheidungen selbständig (151f.). Die größte Gefahr für Frauen, unterdrückt zu werden, läge in der ökonomischen Abhängigkeit vom Mann, so daß die Autorin für die Berufstätigkeit der Frauen plädiert. Durch das Heranziehen einer Fülle von »Familienmaterial« — Fallbeispielen, Statistiken, Theorien verschiedener Richtungen und Erfahrungen aus ihrem eigenen Familienleben — entdeckt Pogrebin eine Reihe von Mißständen in der amerikanischen Gesellschaft, z.B. die Diskriminierung lediger Mütter vor Gericht, ungleiche Löhne für Frauen und immer wieder die schlechte soziale Versorgung. Sie arbeitet mit den sich eigentlich widersprechenden Alltagsmeinungen und führt sie logisch zuende gedacht vor: So müsse jemand, der für Kinder sei auch gegen ein Abtreibungsverbot sein, schließlich würden ungewollte Kinder kaum geliebt, was z.B. Verhaltensstörungen zur Folge haben könnte. Leider sind ihre Erklärungen für die Verhaltensweisen von Individuen durchgängig eher grob beschreibend als analytisch, wozu sicherlich u.a. ihr unpräziser Umgang mit Begriffen beiträgt; so übersetzt sie Patriarchat mit »Big Daddy ist überall in der Gesellschaft«. Indem die Autorin aber für das Wohl der einzelnen eintritt und von deren Alltag und Realität ausgeht, ist sie (anders als z.B. Chr. Lasch, vgl. hierzu die Rezension in *Das Argument* 130) stets auf der Seite der Unterdrückten, besonders der Kinder, aber auch der Frauen, der Armen und der ausländischen Minderheiten. Für sie alle sucht sie Möglichkeiten für ein glückliches Familienleben, frei von Diskriminierung und finanziellen Nöten.

Ausgehend von einem polaren Gegensatz der Geschlechteridentitäten, z.B. der Frau als Mutter und Fürsorgliche einerseits und dem Mann als Brotverdiener und Kontrollierendem andererseits, kommt sie zu dem Schluß, daß die männliche Arbeitslosigkeit in den USA kein Mangel an männlicher Bereitschaft zur Verantwortung sei (wie propagiert würde), sondern ein ökonomischer und politischer Mangel im System, welches den Opfern die Schuld gibt.

Sie geht nicht auf Veränderungsmöglichkeiten des Systems ein und fragt nicht, wie die männliche Identität zur Aufrechterhaltung solcher Strukturen beiträgt, sondern betrach-

tet das psychische Befinden der Männer und kommt zu der (wie sie selber sagt) »ironischerweise« positiven Seite des Mißstandes der Arbeitslosigkeit: Sie habe den Männern die Kinder näher gebracht (210). So bleibt Pogrebin kaum eine andere Veränderungsmöglichkeit, als Forderungen an den Staat zu stellen und an die einzelnen: Der Staat soll für mehr familienergänzende Kinderbetreuungsmöglichkeiten, Kantinen und bessere soziale Absicherung der armen Bevölkerung sorgen. Für die Individuen entwirft sie ein demokratisches Familienmodell, eine kleine (auch widerständige) Gemeinschaft, worin die Beziehungen der Mitglieder untereinander durch Freundschaft gekennzeichnet sind, wo sich beide Geschlechter um die Kinder, den Haushalt und den Familienetat teamartig kümmern. Dort sollen auch die Kinder mit Interessen ausgestattete Individuen sein, und es soll Raum geschaffen werden, Probleme und Entscheidungen zu diskutieren — z.B. am »Dinnertable«.

So delegiert sie, als logischen Effekt ihrer Vorannahme (der Familie als Keimzelle der Gesellschaft) jede Art von Veränderung in die Familie und an die einzelnen, die sich alle für alle Familien und Kinder verantwortlich fühlen sollen. Freundschaft wird zum Allheilmittel sozialer Probleme. Somit hätten wir wieder ein kleines demokratisch-kuscheliges Hausboot, das den konservativen Ozean von Sozialabbau, Kinderfeindlichkeit und Frauenunterdrückung bezwingen soll.

Ursula Czock, Barbara Ketelhut, Liselotte Lemke und Randi Schleußner (Hamburg)

Ökonomie

Lenz, Ilse, und Renate Rott (Hrsg.): Frauenarbeit im Entwicklungsprozeß. Verlag Breitenbach Publishers, Saarbrücken 1984 (351 S., br., 38,- DM)

Die in der UN-Statistik 1980 vorgelegten und inzwischen viel zitierten Daten zeigen auf, daß Frauen kaum Zugang zu politischen Macht- und Entscheidungspositionen haben; demgegenüber leisten sie »zwei Drittel der Arbeitsstunden der Welt, erhalten aber nur ein Zehntel des Einkommens und besitzen nur 1% der produktiven Ressourcen« (87).

13 Wissenschaftlerinnen aus verschiedenen Fachdisziplinen haben zu der vorliegenden Aufsatzsammlung beigetragen. Am Beispiel von 10 verschiedenen Ländern und Regionen Afrikas, Asiens und Lateinamerikas untersuchen sie, wie sich durch Kolonialismus, Imperialismus und Industrialisierung die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern verändert haben. Sie konzentrieren sich auf die Analyse der Bedingungen der materiellen Produktion und Reproduktion, die »eine der wichtigsten — wenn auch nicht ausschließlichen — Erklärungen für die gesellschaftliche Stellung bzw. die Diskriminierung der Frau zu sein scheinen« (6).

In den ersten drei Beiträgen des vorliegenden Bandes führen Zdunek, Braig und Lenz in entwicklungstheoretische Diskussionen und Erklärungszusammenhänge ein. Zdunek setzt sich mit Ansätzen und Problemstellungen der anthropologischen Frauenforschung auseinander, diskutiert und vergleicht Erklärungsansätze für die Entstehung und Entwicklung geschlechtsspezifischer Asymmetrien (21-50). Nach Zdunek lassen sich aus den Ergebnissen von ideologiekritischen und ethnohistorischen Ansätzen biologische Ansätze zur Erklärung der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern widerlegen (45). Theorien, die von einem eindeutigen Ursprung geschlechtsspezifischer Unterdrückung ausgehen, bleiben in ihren Aussagen spekulativ; häufig reflektieren sie eher »die Problematisierung der 'Stellung' der Frauen in der Gesellschaft der einzelnen Autorinnen und Autoren und deren Einstellung zur 'Frauenfrage'« (42). Für viele Gesellschaften Afrikas, Asiens und Lateinamerikas kann hingegen belegt werden, »daß sich durch die Ausdehnung des Weltmarktes, durch Kolonialismus und Imperialismus ... die Arbeitsverteilung und Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern zu Ungunsten der

Frauen verschoben haben« (44). Die Frauen verloren ehemalige Mitsprache- und Entscheidungspositionen und wurden aus wichtigen ökonomischen und politischen Bereichen herausgedrängt. Sie wurden ausgeschlossen aus einer Vielzahl von Berufen und Tätigkeiten, die sozial anerkannt sind und ein Einkommen gewährleisten, sowie aus politischen Mitsprachemöglichkeiten, Bildungs- und Ausbildungsbereichen (39).

Braig verdeutlicht an einem groben Abriss der Geschichte der Frauenarbeit in Europa — von der Auflösung der Ökonomie des »ganzen Hauses« bis hin zur marktbestimmten, kapitalistischen Ökonomie — wie sich hier die Arbeitsteilung und der soziale Charakter der Frauenarbeit verändert haben (51-83). In ihren Überschriften gesagt: »Vom Gleichgewicht der Kräfte« ... »über die Hierarchisierung der Arbeiten« ... »zum Heimchen am Herde« (56-62). Die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung (VGR) behauptet, »ein möglichst geschlossenes Bild von Produktion, Verteilung, Umverteilung und Verwendung des Reichtums« einer Nation zu geben (67). Erfasst werden aber nur über den Markt vermittelte Arbeiten und Bereiche. Hausarbeit und außerhäusliche Subsistenzarbeit tragen der Logik der VGR nach nicht zum Reichtum einer Nation bei und erscheinen daher nicht in den offiziellen Statistiken. In fast allen Volkswirtschaften der »Dritten Welt« wurde nach dem 2. Weltkrieg die VGR als Rechnung der nationalen Produktion eingeführt (76). Weist diese Rechnung schon für die Industrienationen erhebliche Mängel auf, so ist sie für die »Entwicklungsländer« — wo ein Großteil der Arbeiten außerhalb des Marktes betrieben wird — absurd. Fazit ist, daß die VGR den Blick für die wirklichen wirtschaftlichen und sozialen Zusammenhänge versperrt.

In den empirisch ausgerichteten Fallstudien und Berichten setzen sich die Autorinnen mit folgenden Themenschwerpunkten auseinander: Ursachen und Folgen der Land-Stadt Migration und Veränderung der Erwerbsstrukturen (Afrika/Argentinien), Auswirkungen gesellschaftlicher Wandlungsprozesse auf die Situation von Frauen (Peru/Amazonien), Frauenerwerbsarbeit im Industrialisierungsprozeß (Brasilien/Sri Lanka), Frauen im Befreiungskampf (Nicaragua) und nachrevolutionäres Frauenbild (Kuba/Algerien). Sie sind alle lesenswert und berücksichtigen die besonderen Ausprägungen der historischen, ökonomischen und sozialen Entwicklungen in den »Dritte Welt«-Ländern. Sie zeigen, daß die Grundmuster der Verwertung von Frauenarbeit trotz unterschiedlicher historischer, ökonomischer und kultureller Entwicklungen und einer Vielzahl von Variationen geschlechtlicher Arbeitsteilung weltweit vergleichbare Strukturen aufweisen (9). Die zunehmende Industrialisierung und die Eingliederung in die Lohnarbeit — wenn sie auch punktuell die materielle Situation von Frauen verbessert haben mag — ist nicht der Weg zur Überwindung der Benachteiligung von Frauen. Im Gegenteil, die Fallstudien machen deutlich, daß die Auswirkungen der Industrialisierung eine tendenzielle Benachteiligung von Frauen bedeutet. Arbeit im modernen industriellen Sektor (Freihandelszonen, Weltmarktfabriken) gibt es heute nur für sehr junge Frauen; ältere Frauen dagegen arbeiten notgedrungen in strukturanfälligen Produktionszweigen, in traditionellen Produktionsbereichen, im tertiären und informellen Sektor. Vor allem durch die Arbeiten im informellen Sektor ersetzen die Frauen fehlende Versorgungsleistungen des Staates. So bietet die Erwerbstätigkeit der Frauen in den »Dritte Welt«-Ländern entgegen den Hoffnungen auf eine »leise Revolution« keine Möglichkeit der Emanzipation; »sie ist nur die bittere Voraussetzung des Überlebens« (10). — Das vorliegende Buch vermittelt in seiner Gesamtheit einen guten Einblick in den Diskussionsstand der letzten Jahre. Die Autorinnen begründen die Verwertung der weiblichen Arbeitskraft im Entwicklungsprozeß und im Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Stellung der Frau. Die feministische Forschung wird weiterhin eine der Zukunft zugewandte Gesamtsicht brauchen, »die empirische Analysen auf der Mikroebene mit regional und zeitlich übergreifenden Theorieansätzen verbindet« (90).

Petra Schierholz und Adelheid Seyler (West-Berlin)

Huber, Joseph: Die zwei Gesichter der Arbeit. Ungenutzte Möglichkeiten der Dualwirtschaft. S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1984 (248 S., br., 28,- DM)

Huber entwickelt in diesem Buch seine Konzeption einer »besser balancierten Dualwirtschaft« (58). Dabei grenzt er sich von verschiedenen Konzeptionen der Dualwirtschaft und allerlei gängigen Dualismen deutlich ab, indem er Dualwirtschaft als »Verhältnis zwischen Erwerbsarbeit und Eigenarbeit« (33) bestimmt. Die Erwerbsarbeit ist in der Regel »Lohnarbeit«, »auch entfremdete Arbeit« (33). Im Unterschied dazu zielt die Eigenarbeit nicht auf den Markt, sondern auf gemeinschaftliche Selbstversorgung. »Es ist Hausarbeit, Nachbarschaftshilfe, ehrenamtliche Freizeitbetätigung, Selbsthilfe, Do-it-yourself u.a. Eigenarbeit kann einen Rest von Subsistenzwirtschaft, von Eigenproduktion für den häuslichen Bedarf darstellen. Sie ist jedoch viel öfter Arbeit, die dem Konsum fertiger Waren dient, also Konsumarbeit. Eigenarbeit zielt nicht aufs Geld verdienen, dafür dient sie unter heutigen Bedingungen um so öfter zum Geldausgeben« (34f.). Mit diesem Ansatz nimmt Huber nicht den weit verbreiteten Dualismus von formellem und informellem Sektor auf, da hier unter dem Begriff »informell« so unterschiedliche Tätigkeiten wie Wirtschaftskriminalität, Schwarzarbeit, Hausarbeit, Arbeit in Genossenschaften und Vereinen subsumiert werden (vgl. 36f., 57).

Für Huber ist Dualwirtschaft »keine Utopie« (33), sondern eher eine schlechte Realität. Denn in Abgrenzung von anderen Theoretikern wie Gorz (vgl. 147f.) sieht er die andere Hälfte der Dualwirtschaft, die Eigenarbeit, keineswegs als Reich von Autonomie und Freiheit. Im Gegenteil, er erkennt zahlreiche Gefahren, die die Dualwirtschaft zu einer »Doppelwirtschaft«, zu einer »Apartheidsökonomie« (58ff., 218f.) werden lassen. In dieser Doppelwirtschaft besteht eine hermetische Trennung der beiden Bereiche von Erwerbsarbeit und Eigenarbeit. »Es entstehen dadurch jeweils zwei Klassen von Menschen — die erwerbstätige und die nicht-erwerbstätige Bevölkerung, Berufstätige und Arbeitslose, Honorige und Kriminelle, Herren des Hauses und Hausfrauen u.a.« (59). Ebenfalls im Gegensatz zu Gorz hält Huber an der Notwendigkeit der »Demokratisierung, Humanisierung und Ökologisierung des formellen Sektors« (63) fest (vgl. 63ff., 215, 218).

Im Unterschied zu diesen eindeutigen Abgrenzungen von anderen Konzeptionen der Dualwirtschaft im ersten Teil des Buches bleibt die Bestimmung einer »Dualwirtschaft im guten Sinne« (214) relativ undeutlich. Denn auch im zweiten Teil des Buches finden sich vor allem Ausführungen über die »Kolonisierung der Eigenarbeit« (71ff.), über Eigenarbeit als Konsumarbeit (vgl. 83ff.), verschwimmen die Grenzen zwischen Eigenarbeit und Freizeit, wird alles menschliche Handeln zur Arbeit. Als einziges Kriterium zur Bestimmung von Eigenarbeit in dem von Huber favorisierten Sinn bleibt die Wahl zwischen dem Kauf einer Ware oder Dienstleistung und deren Erstellung in Eigenleistung (vgl. 220f.). An dieser zentralen Unbestimmtheit ändern auch nichts die übrigen Merkmale einer »besser balancierten Dualwirtschaft« (216ff.). Die »optimalen Proportionen der Dualwirtschaft« (219) liegen für Huber u.a. in der Erhöhung der Erwerbsquote, in der Senkung der Erwerbsarbeitszeit, in der Erhöhung der Primäreinkommen bei gleichzeitiger Senkung des Anteils der sekundären Revenuen (vgl. 219ff.).

Die relativ dürftige Entfaltung des für die Dualwirtschaft zentralen Begriffs der Eigenarbeit fällt hinter die Forderung der Arbeiterbewegung bereits des 19. Jahrhunderts nach Verkürzung der Arbeitszeit zur Gewinnung von mehr Freizeit zurück. In dem m.E. schwächsten Kapitel des Buches über die Geschichte der Arbeit, besser über die Geschichte der Einstellungen, Ideologien und Theorien der Arbeit, geht Huber sehr großzügig mit der Geschichte um. Er konstruiert unter unkritischer Berufung auf Max Weber ein Evangelium der Arbeit, das unter Marx und Engels lediglich eine Metamorphose erfahren habe (vgl. 112ff.).

Auch das letzte Kapitel über die künftige Entwicklung der Erwerbsarbeit, in dem Hu-

ber seine bekannte Konzeption der Superindustrialisierung entwickelt (vgl. J. Huber, Die verlorene Unschuld der Ökologie. Neue Technologien und superindustrielles Wachstum, Frankfurt/M. 1982), bietet für die Theorie der Dualwirtschaft wenig Neues. So bleibt das »Ziel vor Augen, das Ziel einer besser balancierten Dualwirtschaft« (222) im Dunkeln. Dies kann auch nicht verwundern. »Vieles, was im Verlaufe dieser Untersuchungen berührt wurde, erwies sich als zweischneidig« (216). Dem bleibt nichts hinzuzufügen.
Reinhold Hünlich (Marburg)

Bischoff, Harald, und Diethelm Damm: Arbeitsplätze selber schaffen, finanzieren und behalten. Biederstein Verlag, München 1985 (239 S., br., 20,- DM)

Die Arbeit ist Darstellung von Erfahrungen von alternativen Sozialgebilden (Kapitel 1) ebenso wie systematische Auflistung des »gesamte(n) Spektrum(s) der Möglichkeiten einer Geldbeschaffung für selbstorganisierte Projekte und selbstverwaltete Betriebe in der Bundesrepublik« (12) in praktischer Absicht (i.S. eines Leitfadens; Kapitel 2).

Interessant, auch durch die Rezeption neuerer soziologischer und sozio-ökonomischer Studien zum »Alternativsektor« ist die Einleitung. Deutlich werden die »alternativen Lebenszusammenhänge« als genossenschaftsähnliche Gebilde (selbstverwaltete und gleichberechtigte Arbeitszusammenhänge, Bedarfsdeckung usw.) herausgestellt. Ein »historischer und realgeschichtlicher Sinn« der Alternativen (13) — ihre Signal- und Pilotfunktion für neue Problemlösungen« (16) — werde vor dem Hintergrund »neuer 'postmaterieller' Wertorientierungen« (14) der »neuen sozialen Bewegungen« (14) verständlich: Sie sind »Experimente mit neuen Lebensformen« (15) in Verbindung mit einer wachsenden — wenn auch bislang eher »gering bis marginal« (14) einzuschätzenden — Zahl von Arbeitsplätzen, die hinsichtlich Produktorientierung und Organisationsform der Arbeit als demokratisierend einzuschätzen seien.

Die Autoren sind der Meinung, daß — löst man eine Reihe von Strukturfragen (19f.): Wahl geeigneter Rechtsformen, Einbettung der einzelnen Projekte in eine auf die Analyse von Versorgungsdefiziten abstellenden Regionalplanung, Finanzierungsfragen — »sowohl Arbeitsplätze als auch gesellschaftliche Veränderung in größerem Stil zu realisieren« (18) seien. Der Analyse der Bedingungen, unter denen »die alternative Ökonomie also blendende Chancen (hätte), sich erheblich auszuweiten« (21), dient zunächst die Darstellung der Erfahrungen aus zehn ausgewählten Projekten (Kapitel 1), wobei m.E. deutlich wird, daß nur eine empirisch-kasuistische Analyse der Lebensfähigkeit von Alternativbetrieben und -projekten, d.h. eine detaillierte Einzelfallanalyse, weiterhelfen kann.

Kapitel 2 widmet sich dann der Darstellung privater und öffentlicher Finanzierungs- und Fördermöglichkeiten. Zweifelsohne handelt es sich bei der Finanzierungsfrage um eine Schlüsselfrage für die kapitalschwachen Alternativgebilde (nicht nur hinsichtlich der Existenzgründung, sondern auch in Hinsicht auf die weitere Entwicklung und den möglichen Strukturwandlungen, wie schon aus der älteren empirischen Genossenschaftsforschung bekannt ist). Zugleich ist hiermit der ordnungspolitische Brennpunkt angesprochen, auf den die Autoren auch einleitend hinweisen: »staatliches Handeln (schwankt) ... zwischen Förderung und Disziplinierung selbstorganisierter Projekte« (16). Einerseits wird Selbsthilfe zur Etikette einer Anti-Wohlfahrtsstaats-Position, andererseits zum »'verschütteten' Typus der sozialen Reproduktion, der auch einige Strukturprobleme des Sozialstaates — in der einschlägigen Diskussion als Verrechtlichung, Bürokratisierung, Monetarisierung, Professionalisierung bezeichnet — zu mindern verspricht. — Die Fülle der Finanzierungsformen — Öko-Bank, Mittel der Bundesanstalt für Arbeit, Wirtschaftsförderung aus dem ERP-Sondervermögen, Spenden- und Stiftungsformen, Öko-Fonds, Möglichkeiten im Rahmen des Jugendwohlfahrtsgesetzes und des Bundessozialhilfegesetzes u.a.m. — müssen der detaillierten Lektüre vorbehalten bleiben.

In den abschließenden Bemerkungen (233f.) raten die Autoren den Selbsthilfegruppen einerseits, die »Berührungsangst vor Behörden, Verbänden und Institutionen« (233) abzubauen, andererseits aber »bei der Aquisition von Fördermitteln darauf (zu achten), daß die jeweiligen inhaltlichen Absichten nicht behindert werden« (234). Sinnvoll sei es — so die Autoren —, »phantasievoll, kreativ und listenreich« (234) die verschiedenen Finanzierungsmodi zu kombinieren.

Frank Schulz (Bochum)

Gretschmann, Klaus, Rolf-G. Heinze und Bernd Mettelsiefen (Hrsg.): Schattenwirtschaft. Wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Aspekte internationaler Erfahrungen. Verlag Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1984 (262 S., br., 49,- DM).

Eine verstärkte wissenschaftliche Beschäftigung mit der »Schattenwirtschaft« setzte in der Bundesrepublik zu Beginn der 80er Jahre ein. Während in den Wirtschaftswissenschaften die meisten Forschungsbemühungen der Frage gewidmet waren, wie groß der Umfang der irregulären Wirtschaftsaktivitäten sei, wurde die Schattenökonomie als informeller Sektor auch von der Soziologie neu entdeckt. Der vorliegende Band gibt einen Einblick in die gegenwärtige Forschung. Die Herausgeber gehen in der Einleitung den historischen und theoriegeschichtlichen Wurzeln der Schattenwirtschaftsdebatte nach. Die politische Wertung beschränkt sich auf das Problem bürokratischer Reglementierungsversuche.

Der Beitrag von *Mettelsiefen* setzt sich mit dem Verhältnis von Schattenwirtschaft und Besteuerung auseinander. Er diskutiert, welche Rolle der Steuerlast als ursächlichem Faktor für die Verstärkung wirtschaftlicher Aktivitäten in der Schattenwirtschaft zukommt. Ausgehend von verschiedenen modelltheoretischen Ansätzen der Finanztheorie werden das »Steuerhinterziehungsverhalten« nachgezeichnet und die These, daß die Schattenwirtschaft zu Steuerverlusten in großer Höhe führe, problematisiert. *De Gijzel* stellt in seinem Aufsatz ein entscheidungstheoretisches Modell des Angebots von Schwarzarbeit vor, wobei als Modellparameter unterschiedliche Lohnsätze für reguläre und irreguläre Tätigkeiten, Entdeckungswahrscheinlichkeit und Strafmaß sowie Beschäftigungsrisiko in der regulären Ökonomie eingebaut werden. *Gretschmann* behandelt die Auswirkung der Schattenarbeit unter wohlfahrtstheoretischen Gesichtspunkten, insbesondere unter Allokationsgesichtspunkten, unter dem Aspekt der gruppenspezifischen Konzentration von irregulären Tätigkeiten und unter fiskalischen Gesichtspunkten.

Es folgen eher sozialwissenschaftlich orientierte Analysen: *Heinze* interpretiert das Phänomen der Schattenwirtschaft als Ausdruck eines Entwicklungsprozesses zur Eigenarbeitsgesellschaft bzw. zu einer dualisierten Gesellschaftsstruktur. *Schettkat* versucht, den Zuwachs der informellen Produktion in privaten Haushalten quantitativ und qualitativ zu erfassen. *Weck-Hannemann* versucht, Erklärungsfaktoren für den relativen Umfang der Schattenwirtschaft im internationalen Vergleich zu modellieren. *O'Higgins* überprüft die zur Messung des Umfangs der Schattenwirtschaft in England angewandten Schätzverfahren, während *Dallago* Erklärungsansätze und Interpretationsmuster zur langen Tradition der Schattenwirtschaft in Italien liefert. Er folgt hier weitgehend der Interpretation, wonach die Entwicklung der Schattenwirtschaft als eine Reaktion der Unternehmen auf nationale und internationale Wettbewerbszwänge aufgefaßt wird, d.h., die duale Wirtschaft in Italien wird als Flexibilitätspuffer interpretiert, durch welchen Grenzanbieter und Randbetriebe am Leben erhalten werden. Dabei wird die Schattenwirtschaft zugleich als Ursache und Folge der fiskalischen Krise des Staates angesehen: der sinkende von den Leistungsempfängern selbst finanzierte Kostenanteil der öffentlichen und sozialen Dienste leiste einer permanenten Verschuldung Vorschub und zwingen den Staat, der Abgabenausweichung durch die Schattenwirtschaft mittels Erhöhung von Steuern und Sozialabgaben zuvorzukommen, was wiederum die Aufnahme irregulärer

Tätigkeit verstärke. Andererseits stabilisiere die Schattenwirtschaft den privaten Konsum und erhöhe die Einnahmen aus indirekten Steuern, wobei es zu unsozialen Verteilungswirkungen komme.

Galasi diskutiert die Interdependenzen von Staat, Schattenwirtschaft und Beschäftigung in den sozialistischen Ländern Osteuropas. Er zeigt, daß Existenz, Ursachen und Wirkungen der Schattenwirtschaft in diesen Ländern sich von jenen der kapitalistischen Industrieländer fundamental unterscheiden, weil der Faktor Arbeit aus Gründen betrieblicher Arbeitskräftehortung im staatlichen Sektor relativ knapp sei, andererseits aber eine erhebliche Überschußnachfrage bei der Konsumgüterproduktion im sozialisierten Sektor bestehe. Wegen der Diskrepanz zwischen Überbeschäftigung im sozialisierten Sektor und der überhängigen Haushaltsnachfrage nach Konsumgütern und Versorgungsleistung entstehe eine Nachfrage nach zusätzlichen Einkommensquellen, nicht jedoch der Wunsch nach Vollzeittätigkeit in der Schattenwirtschaft. Die relativ niedrigen Realeinkommen in der regulären Ökonomie führen zu einer Verausgabung von zurückgehaltenen Leistungen im Schattenbereich. Dadurch wird die Zahl der im regulären Sektor notwendigen Arbeitskräfte erhöht. Um diese zu attrahieren, werden wiederum Arbeitsstandards und Produktivitätsnormen verringert.

Hans-Jürgen Weißbach (Dortmund)

Bollmann, Jürgen (Hrsg.): Arbeitsmarktatlas Bundesrepublik Deutschland. Kirschbaum Verlag, Bonn-Bad Godesberg 1984 (154 S., br., 30,- DM)

Arbeitslosigkeit — auf einen Blick. Jeder der 64 farbigen Karten steht eine verständliche Beschreibung zur Seite, wobei zunächst kurz das Thema der Karte umrissen wird, um dann auf bestimmte regionale Ausprägungen in Verbindung mit wirtschaftlichen, arbeitsmarktlichen und bildungspolitischen Rahmeninformationen einzugehen. Das Kartenwerk behandelt »Arbeitslosigkeit im Überblick«, »Wirtschafts- und Beschäftigungssituation«, »Struktur des Arbeitsmarktes«, »Problemgruppen der Arbeitslosigkeit«, »Arbeitsmarkt in Norddeutschland«, »Jugendarbeitslosigkeit«, »Bildungs- und Ausbildungssituation«, »Maßnahmen gegen die Arbeitslosigkeit« sowie »Regionale Struktur und Entwicklung der Arbeitslosigkeit«. Am Anfang eines jeden Themas wird dessen allgemeine Problematik in Form einer ausführlichen Einleitung abgehandelt. Dem Verständnis des Buches sehr förderlich ist ein Glossar mit Definitionen und Erläuterungen einschlägiger Begriffe aus der Arbeitsmarktpolitik.

Was bietet der Atlas auf den zweiten Blick? Eingangs heißt es: »Der Atlas will einen Zugang für die Auseinandersetzung mit den drängenden Problemen der Arbeitslosigkeit eröffnen. Auf der Grundlage der Karten können insbesondere neue Fragen gestellt werden.« Und als Ansatz für Antworten gilt der Hinweis, daß globale Vorschläge zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit den regionalen Besonderheiten nicht gerecht werden, vielmehr Konzepte und Aktivitäten auf die lokalen Arbeitsmarktbedürfnisse abgestellt sein sollten. Welche Globalvorschläge die Autoren dabei im Sinn haben (etwa das 50-Mrd.-Beschäftigungsprogramm des DGB?) erfährt der Leser nicht, andererseits halten sie den »Globalvorschlag« Arbeitszeitverkürzung für ein probates Mittel zum Abbau der Massenarbeitslosigkeit. Der geforderten regionalspezifisch ausgeprägten Arbeitsmarktpolitik steht die Einsicht der Autoren gegenüber, daß diese Politik in den 70er Jahren »nicht zuletzt wegen des hohen absoluten Arbeitsplatzmangels« keinen hoch einzuschätzenden Beschäftigungseffekt gezeitigt hat. Angesichts des weiter anhaltenden Arbeitsplatzmangels drängt sich die Fragwürdigkeit differenzierter Arbeitsmarktpolitik dem Leser auf, wenn er der Beschreibung zu Karte 60 entnimmt, daß die geringe Beteiligung von arbeitslosen Frauen an Maßnahmen zur beruflichen Weiterbildung in Problemregionen (z.B. Ostfriesland, Saarland) wegen des Mangels an geeigneten Frauenarbeitsplätzen zustande kommt. Weiterbildung ohne Arbeitsplätze? Arbeitsmarktpolitik

vor Ort stößt an seine Grenzen. Da hilft auch wenig, »Bildung auf Vorrat« zu betreiben, weil eine sich selbst überlassene Konjunkturbelebung an den Problemregionen vorbeigehen kann (z.B. den Regionen mit Werft- oder Stahlindustrie) und, wie die Verfasser eingestehen, die »dritte industrielle Revolution« zunehmend(!) eine Entkoppelung von Wirtschaftswachstum und Beschäftigungsexpansion mit sich bringt. Mit welcher Politik soll denn nun die Arbeitslosigkeit bekämpft werden? Die Verfasser bleiben die Antwort schuldig. Neue Fragen können sich dem Benutzer dann stellen, wenn er sich der Mühe unterzieht, die Facetten eines Arbeitsamtsbezirkes oder einer Region entlang dem Themenspektrum zu einem Mosaik zusammenzustellen. Anhand des reichhaltigen Materials kann der Leser sich fragen, warum die Arbeitsplätze nicht dort entstehen, wo die Menschen leben und bereit sind, zu arbeiten? Warum stehen für vorhandene oder neu erworbene Qualifikationen nicht genügend Arbeitsplätze, regional oder bundesweit, zur Verfügung? Warum schrumpfen oder verschwinden ganze Industriezweige und schaffen Arbeitslosigkeit, oft von langer Dauer? Warum werden die Arbeitsplatzanbieter nicht daran gehindert, Arbeitsplätze zu vernichten? Warum müssen es Arbeitnehmer in Kauf nehmen, ihren Arbeitsplatz wieder zu verlieren? Warum tritt Arbeitslosigkeit ein und dauert fort, trotz Einsatz arbeitsmarktpolitischer Instrumente? Mangelt es nur an geballtem Einsatz oder flankierender Maßnahmen? Kann eine einseitig angebotsorientierte Wirtschaftspolitik oder halbherzig durchgeführte arbeitsmarktpolitische Maßnahme wie in der Vergangenheit die Arbeitslosigkeit beseitigen? Heinrich Krüger (West-Berlin)

Institut für Marxistische Studien und Forschung (Hrsg.): Umbruch im Produktionsbereich? Branchenanalysen: Chemische Industrie, Maschinenbau, Automobilindustrie, Elektrotechnische Industrie, Textil- und Bekleidungsindustrie, Bauindustrie. Frankfurt/M. 1985 (428 S., kt., 30,- DM)

Verschärfte zyklische Krisen, ein insgesamt deutlich verlangsamtes Wirtschaftswachstum sowie ein dramatischer Anstieg der Massenarbeitslosigkeit charakterisieren die wirtschaftliche Entwicklung der Bundesrepublik seit den 70er Jahren und deuten auf eine veränderte Qualität der ökonomischen Prozesse hin. Der Band stellt die Frage nach den veränderten Rahmenbedingungen und den Bestimmungsgründen für diese zunehmend krisenhafte Entwicklung des ökonomischen Gesamtprozesses.

Jörg Goldberg konkretisiert die Fragestellung und faßt die branchenübergreifenden Prozesse der letzten zehn Jahre zusammen. Im Mittelpunkt steht dabei die Auseinandersetzung mit der These, daß die gegenwärtigen krisenhaften Erscheinungen der bundesdeutschen Ökonomie auf Anpassungsdefizite an veränderte Rahmenbedingungen und Strukturverschiebungen zwischen den Sektoren der Gesamtwirtschaft zurückzuführen seien.

Demgegenüber sieht Goldberg die wesentlichen Bestimmungsgründe für die Wachstumsverlangsamung der bundesdeutschen Wirtschaftsentwicklung im Kernprozeß kapitalistischer Ökonomie — im Akkumulationsprozeß selbst: Seit den 60er Jahren ist eine stete Verlangsamung in der Akkumulation von fixem Kapital festzustellen, wobei diese relative Abnahme vorwiegend zu Lasten der Bauinvestitionen geht. Dieser Prozeß erklärt sich aus dem Abschluß der wichtigsten Bau- und Infrastrukturinvestitionen in den 60er Jahren (Ende der Rekonstruktionsperiode) sowie — seit den 70er Jahren — aus einer nachlassenden öffentlichen Bautätigkeit vor allem im Wohnungsbau. Für die Dynamik des ökonomischen Prozesses ergeben sich damit wichtige Konsequenzen, die aus der Relation von Kapazitäts- und Nachfrageeffekten von Investitionen resultieren. Während Bauinvestitionen, wie sie in der Rekonstruktionsperiode getätigt wurden, auf der einen Seite wegen des hohen Wertschöpfungsanteils und der hohen Personalintensität dieses Wirtschaftsbereichs einen starken Effekt auf die private Nachfrage ausüben, besitzen sie auf der anderen Seite keinen unmittelbaren Einfluß auf die Produktionskapazitäten.

Das Produkt dieses Wirtschaftszweiges ist jedoch langlebig und technischen Veränderungen im Produktionsprozeß nur in geringem Maße unterworfen. Folgeinvestitionen — vorwiegend im Anlagenbereich und hier besonders zur Ökonomisierung des fixen Kapitals — führen bei geringerer Akkumulation (und damit schwächeren Nachfrageeffekten) zu überproportionalen Kapazitätswüchsen in der Produktion. Folge ist eine Verschärfung des Mißverhältnisses von Produktion (Überkapazitäten) und Markt (Nachfrage), das durch die wirtschaftspolitische Stimulierung kapitalsparender Rationalisierungsinvestitionen noch gefördert wird. Der als Regulierungskrise gekennzeichnete Prozeß verlangsamer Akkumulation bei gleichzeitigem Aufbau von Überkapazitäten kann nach Goldberg nur durch die Umlenkung von Kapital in kapazitätsneutrale Bereiche (z.B. Umweltschutz) umgekehrt werden, womit jedoch die Akkumulation vom Profitmotiv gelöst wird, was letztlich die Eigentumsfrage aufwirft.

In einem weiteren übergreifenden Beitrag veranschaulicht André Leisewitz den Vorgang der Ökonomisierung des fixen Kapitals durch den Einsatz neuer Techniken (Industrieroboter). Mit relativ geringen Anlageinvestitionen, die in der Regel eine Amortisationsdauer von etwa zwei Jahren haben, wird durch eine verbesserte Anlagennutzung bei gleichzeitiger Einsparung lebendiger Arbeit ein überproportionaler Zuwachs in den Produktionskapazitäten erreicht. Gleichzeitig wird die Nachfrageseite als Folge der geringen Investitionsaufwendungen sowie der Arbeitsplatzvernichtung geschwächt. Dieser unter kapitalistischen Bedingungen zwangsläufige Mechanismus beim Einsatz neuer Techniken bildet ein aktuell krisenverschärfendes Moment in der bundesdeutschen Wirtschaftsentwicklung.

Der verschieden ausgeprägten Einbindung in den Prozeß der verlangsamen Akkumulation auf der einen Seite sowie den spezifischen strukturellen Problemen der einzelnen Wirtschaftssektoren aus eben diesem Prozeß auf der anderen Seite gilt das Erkenntnisinteresse der nachfolgenden sechs Branchenanalysen. Im einzelnen werden dabei neben allgemeinen Daten zur gesamtwirtschaftlichen Bedeutung der jeweiligen Branche *Produktions- und Absatzverhältnisse*, *Produktionsbedingungen*, *Verwertungsbedingungen* (einschließlich staatlich bereitgestellter Bedingungen) sowie *Konzentrations- und Zentralisationsprozesse* untersucht. Jeder Analyse ist eine knappe *Zusammenfassung* der Ergebnisse nachgestellt.

Bei den klassischen, Investitionsgüter produzierenden Bereichen *Maschinenbau* (Fritz Fiehler), *Bauwirtschaft* (Peter Herrmann) und *Elektrotechnische Industrie* (Jörg Goldberg) steht dem Positionsverlust von Bau- und Maschinenbausektor ein deutlicher Positionsgewinn der Elektro-Industrie gegenüber, die als Träger der neuen Rationalisierungsausrüstungen ihre Absatzverluste im Konsumgüterbereich (Sättigung der Märkte) mehr als kompensieren konnte und eindeutig als Wachstumsbranche einzuschätzen ist. Trotzdem ist auch in diesem Sektor aufgrund einschneidender Rationalisierungsmaßnahmen im Verbund mit Konzentrations- und Internationalisierungstendenzen ein Beschäftigungsrückgang zu verzeichnen. Bauwirtschaft und Maschinenbau haben auf ihre schrumpfenden Wachstumsbedingungen im wesentlichen mit Spezialisierung und Ausweitung des Außenhandels (Maschinenbau) sowie mit Konzentrationsbestrebungen (Arbeitsgemeinschaften, Preisabsprachen) und verstärktem Auslandsengagement (Bau) reagiert. Beiden Sektoren kam bei diesen Anpassungsprozessen ihre klein- und mittelbetriebliche Struktur zugute. Mit den neuen Anforderungen aus Produktion und Absatz (Rationalisierung, Internationalisierung) zeichnen sich jedoch auch in diesen Bereichen Monopolisierungstendenzen ab.

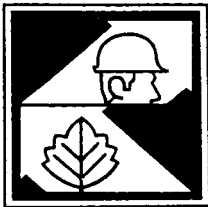
Bei der *Automobilindustrie* (Dietmar Düe) und der *Textil- und Bekleidungsindustrie* (Ludger Selg) handelt es sich um zwei wichtige Sektoren der Konsumgüterindustrie, auch wenn der Fahrzeugbau mittlerweile den dritten Rang der Investitionsgüter produzierenden Branchen einnimmt. Beide Branchen sind in den 70er und beginnenden 80er

Jahren von rückläufigen Wachstumsraten gekennzeichnet. Während dieser Prozeß in der Textil- und Bekleidungsindustrie bereits in den 50er Jahren begann, hat die Automobilindustrie ihren Titel als »Wachstumsindustrie« erst zu Beginn der 70er Jahre verloren. Wegen ihrer unmittelbaren Anbindung an die private Kaufkraft in Verbindung mit einer weitgehenden Marktsättigung (Automobilindustrie) zeichnen sich beide Industrien im letzten Jahrzehnt durch eine zunehmende Krisenabhängigkeit aus. Während die Investitionen in der Textil- und Bekleidungsindustrie bereits rückläufig sind und vorwiegend zur Rationalisierung der Produktion aufgewendet werden (wobei von einem weiteren Aufbau von Überkapazitäten in der Textilindustrie ausgegangen werden kann), haben die großen bundesdeutschen Automobilkonzerne zu Beginn der 80er Jahre eine regelrechte Investitionsoffensive gestartet. Vor dem Hintergrund steigenden Importdrucks und insgesamt eingengerter Absatzbedingungen sind in diesem Bereich international Kapazitäten errichtet worden, deren Auslastung für die Zukunft unwahrscheinlich erscheint.

Eine besondere Stellung nimmt die *Chemische Industrie* (Niki Müller) ein. Nach wie vor zeichnet sich dieser Sektor durch ein intensives Wachstum bei hoher organischer Zusammensetzung des Kapitals und überdurchschnittlich steigender Arbeitsproduktivität aus. Die gleichzeitig stagnierenden Investitionen seit den 70er Jahren deuten auf den verstärkten Einsatz wenig kapitalintensiver Regeltechniken zur verbesserten Auslastung der Kapazitäten hin, was im Kunststoffbereich bereits zu Überkapazitäten geführt hat. Die Verwertung dieses stark monopolisierten Kapitals gestaltet sich jedoch in hohem Grad international: rund 20% der gesamten bundesdeutschen Auslandsinvestitionen werden von der Chemischen Industrie getragen, wobei diese Auslandstöchter etwa 30% gemessen am Inlandsumsatz produzieren. Die Absatzbedingungen auf dem Binnenmarkt sind im wesentlichen durch Marktabsprachen und -verteilungen der drei großen Chemie-monopole geprägt, wobei dem verschärften internationalen Wettbewerb durch verstärkte Direktinvestitionen in rohstoffreichen Ländern (vertikale Integration) begegnet wird.

Die im einzelnen sehr differenzierten und faktenreichen Branchenanalysen bieten eine Vielzahl von Anregungen und Argumentationen für die wissenschaftliche Diskussion. Darüber hinaus stellen sie auch für die betriebliche und gewerkschaftliche Praxis eine zuverlässige Informationsquelle dar, die sich durch einen übersichtlichen Aufbau und die Verwendung zahlreicher Tabellen und Graphiken leicht erschließen läßt.

Jörg Hentrich (Marburg)



ALTERNATIVEN DER
ÖKONOMIE -
ÖKONOMIE
DER ALTERNATIVEN

**M.Ernst-Poerksen (Hrsg.)
Alternativen der Ökonomie -
Ökonomie der Alternativen**

Die Linke in Parteien und Gewerkschaften diskutiert Strategien alternativer Wirtschaftspolitik, die über die bloße Expansion der staatlichen Ausgaben hinausgehen. Der Band setzt sich mit Konzepten auseinander, die in der Alternativbewegung eine wichtige Rolle spielen: Selbstverwaltung, Ausbau des informellen Sektors, Ökologisierung der Produktion, angepaßte Technologien.

Alternative Wirtschaftspolitik, AS 104
17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Verfasser/innen

A: = Arbeitsgebiete; **V:** = Veröffentlichungen; **M:** = Mitgliedschaften

Andresen, Sunne, 1958; Studium der Soziologie. V: *Sexualisierung der Körper*, AS 90 (1980, Mitautorin); *Geschlechterverhältnisse*, AS 110 (1984, Mitautorin). A: Arbeiter- und Frauenbewegung, Gebärpolitik als Bevölkerungspolitik. M: SFB-Hamburg.

Banaschewski, Tobias, 1961; Studium der Psychologie und Medizin in Marburg.

Beermann, Stephan; Studium der Philosophie und Germanistik in Paris.

Blankenburg, Martin: siehe *Argument* 155.

Burger, Oswald, 1949; Lehrer. V: *Die Heimat ist weit...* (Hrsg., 1983). A: Regionalgeschichte, Faschismus.

Cobet, Justus, 1939; Dr.phil., Prof. f. Alte Geschichte an der Univ./GH Essen. V: *Herodots Exkurse und die Frage der Einheit seines Werkes* (1971); *Zur Rolle der Geschichte in der Gesellschaftslehre* (Mithrsg., 1974). A: Griechische und Römische Geschichte.

Coward, Rosalind; Lecturer in the Department of Visual Communication, Goldsmiths' College, London. V: *Female Desire* (1984); *Patriarchal Precedents* (1983); *Language and Materialism* (Mitautorin, 1977). A: Feminismus.

Czock, Ursula, 1940; Studium der Sozialpädagogik; Krankenschwester. M: ÖTV, SFBW.

Dietschreit, Frank, 1954; Dr.phil.; freier Autor. V: *Zeigenössische Lyrik im Gesellschaftsprozeß* (1983). A: Literatur des 20. Jahrhunderts. M: GEW, Die Grünen.

Fabricius, Dirk, 1949; Dr.jur., Dipl.-Psych., Akademischer Rat an der Univ. Hannover. V: *Betrug, Betrugsbegriffe und gesellschaftliche Entwicklung* (1985). A: Strafrecht, Strafprozeßrecht, Forensische Psychologie.

Fischer, Akelei, 1929; Dr.rer.pol., 1975-80 wissenschaftl. Mitarbeiterin des Projekts »Humanisierung des Arbeitslebens« des BMFT. A: Betriebliche Arbeitsprozesse; Beeinflussung durch Massenmedien.

Fleischer, Fritz, 1953; Dipl.-Psych., wiss. Angestellter am Institut für Psychologie der TU Berlin. A: Allgemeine und Ökologische Psychologie, soziokulturelle Folgen neuer Informationstechniken.

Gerber, Thomas K., 1957; wiss. Angestellter des regionalgeschichtlichen Museums Saarbrücken. V: *Konkrete Utopie in sozialistischer Absicht*, in: *Frankfurter Hefte* (1985). A: Medizin und Faschismus; Gramsci.

Goletz, Hans-Peter, 1952; Studium der Psychologie in Marburg.

Gottwalz, Evelin, 1955; Studium der Psychologie. A: Biographische Frauenforschung.

Grünefeld, Hans-Dieter, 1955; arbeitsloser Lehrer (Deutsch/Geschichte), Doktorand und Lehrbeauftragter (Literaturwiss.) an der Univ. Bremen. A: Kultur/Literatur und Arbeitsmigration. M: GEW.

Haug, Frigga: siehe *Argument* 155.

Hauser, Kornelia, 1954; Studium der Soziologie. V: *Frauenformen 1 und 2*, AS 45 und 90 (Mitautorin, 1980 u. 1983); *Geschlechterverhältnisse und Frauenpolitik*, AS 110 (Mitautorin, 1984); *Subjekt Frau*, AS 117 (Mithrsg., 1985). A: Ideologietheorie, Subjekttheorie, Frauenbewegung. M: SFB Hamburg, *Argument-Frauenredaktion*.

Henrich, Jörg, 1954; Dipl.-Soz., freiberuflich. V: *Krise der Automobilindustrie* (1981). A: Industrie-, Betriebssoziologie, Neue Techniken, Straßengüterverkehr.

Hinz, Manfred, 1952; Dr.phil., wissenschaftlicher Assistent an der Univ. Augsburg. V: *Fichtes »System der Freiheit«* (1981); *Die Zukunft der Katastrophe* (1985). A: Politische Philosophie des 16. und 17. Jh. in Italien und Spanien; Faschismus.

Hünlich, Reinhold, 1946; Dr.phil., Lehrer, Lehrbeauftragter an der Univ. Marburg. V: *Karl Kautsky und der Marxismus der II. Internationale* (1981). A: Geschichte der Arbeiterbewegung und des Marxismus; Alternativökonomie. M: GEW.

Ingersleben, Sigurd von, 1944; Dr.phil., Soziologe und Publizist. V: *Gentechnologie als Innovationsstrategie* (1985). A: Wissenschaftstheorie und -soziologie. M: SPD, ÖTV, BdWi-Bundesvorstand.

Ketelhut, Barbara, 1956; Dipl.-Soziologin, erwerbslos. V: *Familienbeziehungen und die Einheit der Familie*, in: *Subjekt Frau*, AS 117 (1985). A: Ehe/Familie; Marxismus/Feminismus. M: SFB Hamburg.

Klein, Thomas, 1962; Studium der ev. Theologie. A: Materialistische Bibellektüre. M: VVN, CFK.

Kröll, Friedhelm, 1945; Dr.phil.habil.; Soziologe. V: *Gruppe 47* (1977); *Rechtspopulistischer Kommunismus*, in: AS 51 (1980); *Vereine* (1982). A: Literatur- und Kultursoziologie, Biographie-Forschung.

Kühnert, Walter: siehe *Argument* 155.

Kunstmann, Wilfried, 1949; Wiss. Mitarbeiter. V: *Kritische Theorie von der Geschichtstheologie bis zur Evolutionstheorie* (Hrsg., 1981); *Volkshochschulen zwischen Autonomie und Anpassung* (1986). A: Kritische Gesellschaftstheorie, Erwachsenenbildung, Militärpolitik, Neue Technologien.

Lemke, Liselotte, 1945; Dipl.-Soz., Sozial-Wirtin, z.Zt. Projektstudium: Auswirkungen neuer Technologien.

Macfarlane, Graham, 1957; M.A., Studium der Germanistik; Setzereiangestellter. A: Sprache und Ideologie, Erwachsenenbildung. M: IG Druck und Papier.

Oeser, Hans-Christian, 1950; M.A., Doktorand, Sprachlehrer und Übersetzer in Dublin. V: *Modern English Short Stories* (Hrsg., 1984/85); *Virginia Woolf: Mrs. Dalloway's Party* (Hrsg., 1985). A: Neuere deutsche Literatur, Exilliteratur. M: BDÜ, IRAAL.

Peitsch, Helmut: siehe *Argument* 155.

Pringle, Rosemary, Senior Lecturer an der Macquarie University, Sydney/Australien. V: *Gender at Work* (Mitautorin, 1983). A: Frauenarbeit.

Rätzfel, Nora, 1948; Dipl.-Päd., Mitarbeiterin in einem Kultur- und Beratungszentrum für Einwanderer. V: *Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein* (Mithrsg., 1986). A: Frauenbewegung, Rassismus. M: in der Frauenredaktion des *Argument*.

Rösler, Dietmar, 1951; Dr.phil., wiss. Mitarbeiter. A: Linguistik; Deutsch als Fremdsprache.

Ruiz-Marcos, José Manuel, Dr.rer.pol., Dipl.-Theol., Dipl.-Phil., Prof. f. Politikwissenschaft an der Fachhochschule Bielefeld; z.Zt. Solidaritätsarbeit in Nicaragua. V: *Unternehmensreform in Lateinamerika* (1966); *Reforma de la empresa en America Latina* (1968). A: Religionswissenschaft, Marxismus, Ausländerproblematik, Untersuchungen über Dritte Welt, Nicaragua.

Schelper, Sonja, 1955; Dipl.-Psych., Psychologin in der berufl. Erwachsenenbildung. V: *Frauenformen I*, AS 45 (Mitautorin, 1980); *Frauengrundstudium 1 u. 2*, SH 44 u. 57 (Mitautorin, 1980 u. 1982). A: Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. M: SFB Hamburg.

Schierholz, Petra, 1956; M.A. Ethnologie, Doktorandin. A: Wirtschaftsethnologie.

Schildt, Axel, 1951; Dr.phil., Lehrbeauftragter am Hist. Seminar der Univ. Hamburg. V: *Militärdiktatur mit Massenbasis?* (1981). A: Arbeiterbewegung, Faschismustheorie, politische und soziale Geschichte der Nachkriegszeit.

Schleußner, Randi, 1954; Studium der Soziologie in Hamburg.

Schmitz, Ulrich, 1948; Dr.phil., Akad. Rat für Germanistik/Linguistik an der Univ./GH Duisburg. V: *Gesellschaftliche Bedeutung und sprachliches Lernen* (1978). A: Psycholinguistik, Semantik, Gegenwartssprache.

Schröter, Welf, 1954; Doktorand (Osteuropäische Geschichte). V: *Geschichte des KOR* (Mithrsg., 1984); TÜTE-Sonderheft: *Zum 100. Geburtstag von Ernst Bloch* (Hrsg., 1985). A: Opposition in Osteuropa, Kapitalistische Technologiepolitik, Gewerkschaftliche Technologie- und Forschungspolitik.

Schubert, Volker, 1952; Dr.phil., Lektor für deutsche Sprache und Literatur in Kumamoto, Japan. V: *Identität, individuelle Reproduktion und Bildung* (1984). A: Bildungstheorie, Identität im interkulturellen Vergleich, Brecht.

Schulz, Frank, 1958; Dipl.Soz., Wiss. Mitarbeiter am Seminar für Finanzwissenschaft der Univ. Köln. V: *Zur Dogmengeschichte der funktionalen Finanzwirtschaftslehre* (ersch. 1986). A: Finanzwissenschaft, Sozialpolitik.

Seyler, Adelheid, 1956; M.A., Ethnologie, Doktorandin an der FU Berlin. A: Frauenarbeit, feministische Gesellschaftstheorie.

Sölle, Dorothee: siehe *Argument* 155.

Siegemann, Wolfgang, 1953; Dr.phil., Regionalleiter beim Bildungswerk der DAG. A: *Tätigkeitstheorie und Bildungsbegriff* (1983). A: Bildungstheorie, Didaktik der Erwachsenenbildung.

Wasielewski, Sieglinde v., 1959; Dipl.-Pol., Wirtschaftsreferendarin. A: Verwaltungspolitik, Frauenpolitik. Weißbach, Hans-Jürgen, 1950; Dipl.-Soz., wiss. Angestellter und Gesellschafter der ASIF-Bielefeld. V: *Organisation und Planung der industriellen Instandhaltung* (Mitautor, 1982); *Arbeitsstrukturierung und Organisationswandel* (Mitautor, 1983); *Arbeitsorganisation und Lohnsystem in der Bekleidungsindustrie* (Mitautor, 1984). A: Industriesoziologie, Arbeitsmarktforschung, Technikentwicklung.

Wettengl, Kuri, 1954; Dr.phil., Kunsthistoriker.

Weyer, Johannes, 1956; Dr.phil., wiss. Angestellter an der Univ. Bielefeld. V: *Die Entwicklung der westdeutschen Soziologie von 1945 bis 1960* (1984). A: Wissenschaftsgeschichte, Wissenschaftspolitik. M: BdWi, GEW.

Wurth, Marianne, 1954; Dr.phil., Arbeit in der Erwachsenenbildung. V: *Hoffnung und Erinnerung: Ernst Bloch und die Psychoanalyse*, in: *Wege zum Menschen* 11/12 (1983); *Antizipierendes Denken* (1986). A: Philosophie und Psychoanalyse.

Zahl, Peter Paul, 1944; Drucker, dann Schriftsteller. V: *Schutzimpfung* (Gedichte, 1975); *Eingreifende oder ergriffene Literatur. Zur Rezeption moderner Klassik* (1976); *Freiheitsriebräter* (Lyrik, Prosa, Dokumente, 1979); *Die Glücklichen. Schelmenroman* (1979); *Aber nein, sagte Bakunin und lachte laut* (Gedichte, 1983).

DÜSSELDORFER
DEBATTE
Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

**Journal für
Sozialforschung**

3 '86

J. Limburger: Die Kunst des Zusammenhangs oder die Entwicklung des Sozialismus von der Wissenschaft zur schwarzen Magie

K. Pawek: Durch Zucht zur Ordnung. Angst in der Sexualität — Die Funktion von Lustseuchen

J. Hoffmann: Spiel mit dem Feuergott — Popmusik, die wahre Jugendreligion

H. Platschek: Laokoon-Lektüre. Über die Grenzen der Malerei und der Poesie

N. Schneider: Bastelei als Subversion? Zur Kritik der Philosophie Jacques Derridas

D. Barrios: Ein Tonbandprotokoll: Mutter und Sohn, Drogen und Soldaten / Der Geheimnisvolle hinter der Gewerkschaftstür / Gegensätze nach der Heimkehr / Rohstoffe und Panzer / Eine Last auf dem Gewissen

C. Bremer: Mensch der uns ansieht

U. Paulsen: Folter in Brasilien

Th. Neumann: Die Entdeckung des Politischen im Sozialismus. Zeitschriftenschau

J. Jewtuschenko: (Vollständige) Rede vor dem 6. Kongreß des russischen Schriftstellerverbandes

3. Jg. 1986

1 '86

Gewerkschaftsforschung

J. Visser: Die Mitgliederentwicklung der westeuropäischen Gewerkschaften. Trends und Konjunkturen 1920-1983

Ökonomie/Ökologie

T.R. Burns/Atle Midttun: Wirtschaftswachstum, Umweltschutz und sozialer Konflikt. Eine Fallstudie über Planung und Bau von Wasserkraftwerken in Norwegen

SWS-Meinungsprofile

Regionale Schuldzuweisung / Preisstabilität - wessen Verdienst? / Arbeits(un)zufriedenheit / Berufsaussichten der Jugend und Vertrauensverlust in Politiker / Politikerverdrossenheit / Bevorzugte Vermögensanlage / Korruption - Die Zeitungen als Ankläger? / Sind Korruptionsvorwürfe berechtigt? / Korruption - Wer ist Saubermann? / Erlaubt die Budgetlage eine Steuersenkung? / Steuern senken oder Arbeitsplätze schaffen?

Politik- und Sozialforschung in Österreich

W. Schulz/ Gilbert Norden: Einstellungen zur Einkommensumverteilung, Reduktion von Spitzengehältern, Angleichung der Einkommen zwischen manuellen und nichtmanuellen Berufen und Einführung eines Grundgehalts

Kirchheimer-Symposion in Berlin

R. Czada: »Hersteller politischer Analysen«. Zur Aktualität von Werk und Person Otto Kirchheimers. Tagungsbericht

26. Jg. 1986

Erscheint monatlich (außer Juli/Aug.) — Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald — Redaktion: Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann — Organisation: Helga Bodenstab — Einzelheftpreis 15,- DM, Abo 12,- DM + Versandkosten — Düsseldorf/Debatte, Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1

Hrsg.: Sozialwissenschaftliche Studiengesellschaft. Redakt. Leitung u. f. d. Inhalt verantwortl.: Bernd Marin. Erscheinungsweise: Vierteljährlich — Einzelheft ÖS 95,-; Jahresabo: Institutionen, Bibliotheken ÖS 360,-; Einzelpersonen ÖS 300,-; Mitgl. wirtschafts- und sozialwissenschaftl. Berufsvereinigungen, Journalisten/Lehrer ÖS 240,-; Stud. ÖS 120,-. — Redaktionsadresse: Maria-Theresien-Straße 9/8B, A-1090 Wien

Kommune

Forum für Politik und Ökonomie

3 '86

Th. Schmid: Grüne oder offene Gesellschaft?

R. Fücks: Hanseatische Technoförderung

H. Löffler: Hessische Psychiatriepolitik

Aktuelles

G. Koenen: Reformkommunismus auf der Kippe. Eindrücke aus Budapest in diesen Tagen

D. Schäfer: Was andere Kommunen von Davis lernen können

G. Schöllner: Arbeit in den Grünen lohnt doch. Feministische Politik als notwendiger Bestandteil

M. Stamm: »Zerstören die Grünen Raus Hoffnung?«

S. Krätke: Demokratisierung ohne »Entstaatlichung?« Mieter-Verwaltungs-genossenschaften

J. Schwemann: Stammheim ist noch nicht Geschichte

Schwerpunkt

W. Bätzing: Ökologische Landwirtschaftspolitik durch Späth und Strauß?

F. Kuhn: Projekt Späth-Kapitalismus: »Versöhnung« durch technokratische Flurbereinigung

M. Birke: Gewerkschaften und Technik

H. Ammon: Alternative Friedenspolitik — aktive Deutschlandpolitik

Kultur

J. Schmierer: Das Menschliche, der Mann, der Funktionär und die Frauen. Neue Geschichten aus der DDR

4. Jg. 1986

Redaktion: M. Ackermann, G. Heinemann, M. Ibrahim-Knoke, J. Schmierer. — Monatszeitschrift. — Einzelheit 6 DM, Jahresabo 66 DM. — Kommune, Mainzer Landstraße 147, 6000 Frankfurt 11. — Vertrieb: Buchvertrieb Hager GmbH, Postfach 11 11 62, 6000 Frankfurt 11

kürbiskern

LITERATUR. KRITIK. KLASSENKAMPF

1 '86

20 Jahre Literatur, Kritik, Klassenkampf
Literatur

Tschingis Aitmatow

Erasmus Schöfer

Hugo Ernst Käufer

Ludwig Fels

Alf Tondern

Kritik und Essays

D. Hoffmeister: Arbeitswelt und Subjektivität am Beispiel einiger deutschsprachiger Gegenwartsromane

H. Hug: Engagement und Resignation. Zur deutschschweizerischen Prosaliteratur

A. Troppmann: Klassenbewußtsein und Lyrik

W. Jung: Zu Günter Herburgers Roman

I. Brender: Gedanken zur Frauenliteratur

U. Püschel: Von dem Buch Amanda zu sprechen

D. Scherf: Die Aktualität der Lyrik Johannes Bobrowskis

W. Dürrson: Hölderlin und Humor

Kulturpolitik

»Die Unkultur der neuen Unschuld«. Joachim Schmolcke, bayer. Landtagsabgeordneter (SPD), im Gespräch mit Klaus Konjetzky und Oskar Neumann

H. Preis: Zur Verleihung des Otto-Brenner-Preises

Ch. Götz: Solidarität ist unsere Stärke. Rede beim »Anti-Empfang« der Gewerkschaft HBV auf der Frankfurter Buchmesse '85

Hrsg. Friedrich Hitzer, Klaus Konjetzky, Oskar Neumann, Hannes Stütz. — Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortl.), Klaus Konjetzky, Oskar Neumann. — Erscheint vierteljährlich, Einzelheit 8,50 DM, Jahresabo 32 DM, Studentenabo 27 DM. — Dammit Verlag, Hohenzollernstr. 144, 8000 München 40.

links

Sozialistische Zeitung

2 '86

Kommentare

W. Winkler: § 116? Einmischen!

E. Weick: Politischer Streik?

R. Gössner: Die Legalisierung des Skandals

M. Brumlik: Wg. Sklavenarbeit

Deutsche Zustände

H. Funke: Auschwitz verzeihen uns die Deutschen nie

St. Castles: Ausländerpolitik — aber wie?

D. Maier: »Gottes Herrlichkeit begleite Euch!«

Nachruf auf Heinz Brandt

Neue Technologien

K. Segbers: Sowjetmacht plus Automatisierung

M. Schumann: Ende der Arbeitsteilung?

S. Kontos: Mutterschaft als Perversion

K. Ahlheim: Neue Techniken und Bildung

Internationales

G. Ruppel: Warten bringt keine Freiheit

P. Diel: Otelo Carvalho vor Gericht

M. Ehrke: Erdbeben in Mexiko

M. Herbst: Ein Urwald für Buletten

Theorie

L. Sochor: Die merkwürdige Wandlung Roger Garaudy

18. Jg. 1986

Herausgeber- und Redaktionsadresse: Arbeitsgruppe Sozialistisches Büro, Postfach 102062, Bleichstr. 5/7, 6050 Offenbach 1. — Redaktion: N. Apostolidou, H. Burgwinkel (verantwortl.), M. Brumlik, D. Diner, R. Detobel, A. de Laurentiis, D. Claussen, J. Esser, H. Grün, J. Hirsch, J. Huhn, P. Lindloff, L. Lodovico, R. Pusch, F. Schneider, B. Spiss. — Erscheint monatlich. — Einzelheft 4 DM, Jahresabo 38 DM zzgl. Versandkosten. Verlag 2000 GmbH, Postfach 102062, 6050 Offenbach 1.

Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

Zeitschrift für Demokratie
und Sozialismus

2 '86

P. Glotz: Offener Brief

H. Lichtenstein: Reiche Juden erschlagen — Deutsche Kommunalpolitik 1986

P. Lorenzen: Vom geistigen Elend der westlichen Welt

H.-J. Vogel: Genossenschaftsidee und solidarische Gesellschaft

Die Abrüstung und das Bündnis

Interview mit dem Botschafter der USA in Bonn, Richard R. Burt

J. Dean: Erhöhung der nuklearen Schwelle in Europa

J.R. Biden: Rüstungskontrolle in Gefahr

W.F. Hanrieder: SDI und das Transatlantische Bündnis

Ch. Krause: Warnzeit und Präsenz in der Bundeswehrplanung für die 90er Jahre

W. Bruns: Sicherheitspolitische Möglichkeiten der beiden deutschen Staaten

H. Ehrenberg: Keine Hoffnung für Arbeitslose — Zum Jahresgutachten des Sachverständigenrates 1985/86

Ch. Ehmann: Bildungspolitik im neuen Grundsatzprogramm der Sozialdemokraten

J. Hofmann-Göttig: Rück- und Vorblick: 70 Jahre Frauenwahlrecht

I. Wettig-Danielmeier: Gesellschaftliche Gleichheit von Frau und Mann

H. Däubler-Gmelin: Die Anwendung der Gentechnologie beim Menschen

Berichte aus europäischen Ländern

33. Jg. 1986

Herausgegeben für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Walter Dirks, Eugen Kogon, Heinz Kühn, Johannes Rau, Heinz O. Vetter, Hans-Jochen Vogel und Herbert Wehner. Redaktion: Peter Glotz (Chefredakteur), Rainer Diehl, Hans Schumacher (verantwortl.). — Erscheint monatlich. Einzelheft 9,50 DM zzgl. Versandkosten, Jahresabo 66,- DM zzgl. Versandkosten. — Verlag Neue Gesellschaft, Godesberger Allee 143, 5300 Bonn 2.



tendenzen
Zeitschrift für engagierte Kunst

30 '86

Aktuelle Kommentare

H. Holl: Boris Becker
K. Fuchs: Der Gorbatschow-Plan und die Aufgaben der Bundesrepublik
P. Strieder: AFG 116 paßt ins konservative Spaltungskonzept
G. Möller: Von Koschnick zu Wedemeier

Analysen

U. Pausch-Gruber: Quotierung in der SPD
R. Brauner/A. Kunzl: Der lange Weg zur Quote. Österreichische Erfahrungen
H.W. Weizen: Genossenschaft und marxistische Sozialdemokratie
H.-J. Axt: »Europäisierung Europas«

Ökologie

D. Albers/L. Peter: Natur, Technik, Sozialismus - eine ideengeschichtliche Skizze
K. Neumann: Jenseits des »Industrialismus«. Thesen zur Perspektive eines neuen Typs von Produktivkraftentwicklung
D. Bimboes: Ökologie und Sozialismus
M. Häupl: Stadtökologie am Beispiel Wiens
H.-B. Nordhoff: Naturaneignung durch Gen- und Biotechnologie
M. Müller: Das SPD-Projekt »Sondervermögen: Arbeit und Umwelt«

Interview: Heinz Albrecht erinnert sich. 1946: Sofortige Vereinigung verneint, Bündnis hingegen bejaht

Dokumentation: Kurt Löwenstein: Das Primat des Klassenkampfes

9. Jg. 1986

153 '86

Exil und Widerstand. Damals — heute

P. Schütt: Gespräch mit dem chilenischen Maler Pato Madera
G. Gerstenberg: Gespräch mit dem kurdischen Maler Kurday
R. Hiepe: Geheime Nachricht! Felix Nussbaum, Dore und Walter Meyer-Vax
G. Dünkel: Gespräch mit Gerd Arntz über Exil und Widerstand in den Niederlanden
U. Krempel: Erinnerungsarbeit. Zu einigen Bildern Jankel Adlers in England, 1942/43
Ch. Fischer-Defoy: Leben oder Theater? Über die Malerin Charlotte Salomon
W. Stertzenbach: Schüler entdecken antifaschistische Künstler
M. Chobot: Die Antwort ist die Frage. Über den Künstler André Verlon
M. Nungesser: Von den Nazis vertrieben. Über Exilkunst-Ausstellungen in West-Berlin
M. Nungesser: Kunst im englischen Exil nach 1933. Eine Ausstellung in West-Berlin, Oberhausen und London
W. Grape: Nur eine fromme Tat? Heinrich der Löwe und sein Evangeliar
R. Hiepe: Mein lieber Freund und Kupferstecher. Über Jochen Geilen
W. Marschall: Die Große Menschenkette. Zu Zeichnungen von Carl Nissen
G. Sprigath: Kerstings Bildnisse von Kügelgen und Friedrich.
29. Jg. 1986

Hrsg. Detlev Albers, Heinz Albrecht, Josef Hindels, Klaus Peter Kisker, Heinrich Lienker, Werner Loewe, Klaus Thüsing, Klaus-Peter Wolf. Redaktion: J. Blume, J. Günther, F. Heidenreich, K. Krusewitz, H. Raßmes, D. Scholz, A. Wehr, A. Westphal. *spw* erscheint in 4 Hefen jährlich, Jahresumfang 516 S. Einzelheft DM 9,80, im Jahresabo DM 7,- zuzügl. Postversand. Bestellungen über *spw*-Vertrieb, Tegeler Str. 6, D-1000 Berlin 65

Redaktion: Ernst Antoni; Harro Erhart; Dr. Wolfgang Grape; Dr. Richard Hiepe; Dr. Ulrich Krempel; Theo Liebner; Werner Marschall (verantwortlicher Redakteur); Carl Nissen; Carlo Schellemann; Dr. Gabriele Sprigath; Guido Zingerl. — Erscheint alle drei Monate. — Einzelheft 8,50 DM, Jahresabo 32,- DM (Stud. 27,- DM). — Damnitz Verlag, Hohenzollerstraße 146, 8000 München 40

THEATERZEITSCHRIFT ZEIT

Hefte für Theatertheorie u. -praxis

15 '86

Kunst und Kommerz: Theater-Marketing

M. Bachmayer: Publikumswerbung durchs Beiprogramm

L. Schirmer: Die Darstellung der Darstellung: Programmhefte und Theaterjournale

R. Bohn: Einführung in die polemische Ökonomie des Theaters

E. Wahl-Zieger: Mondpreise oder Nulltarif. Preispolitik der Theater

D. v. Oertzen: Ensemblepolitik: Marketing mit Schauspielern?

M. McGowan: Unendliche Geschichte für die Momo-Moderne? Rezeptionskontexte zum märchenhaften Erfolg von Botho Strauß

14 '86

Gegenwartsthemen/Gegenwartsstoffe

H. Peitsch: »Zeittheater« und »Allgemeinmenschliches« am Beispiel Jherings

J. Schmitt-Sasse: Thesen über die Ungleichzeitigkeit des Theaters

L. Tantow: Die Ausländer-Darstellung im bundesdeutschen Theater

M. Töteberg: Faßbinders »Der Müll, die Stadt und der Tod«. Entstehungsgeschichte, Realitätsbezug, Interpretationshinweise

H. Holfleisch: Das publizistische Echo auf Faßbinders »Müll«-Stück

H. Klapdor-Kops: Friederike Roths »Krötenbrunnen«

5. Jg. 1986

Herausgeber: Verein zur Erforschung theatraler Verkehrsformen e.V., Berlin. Redaktion: R. Bohn, B. Gruber, F. Iversen, U. Meyen-Skupin, E. Müller, P. Oltmanns, P. Roessler, R. Ruppert, G. Susen, E. Wack. — Erscheint vierteljährlich. Einzelheft 8,- DM. Jahresabo incl. Versand: 32,- DM, Stud.-Abo 28,- DM. Redaktionsadresse: TheaterZeitschrift, Großbeerenstr. 13A, 1000 Berlin 61

THEORY CULTURE & SOCIETY

3 '85

The Fate of Modernity

M. Featherstone: The Fate of Modernity: An Introduction

Z. Baumann: On the Origins of Civilization: A Historical Note

G. Pearson: Lawlessness, Modernity and Social Change: A Historical Appraisal

J. Wolff: The Invisible Flâneuse: Women and the Literature of Modernity

D. Frisby: Georg Simmel, First Sociologist of Modernity

A. Kroker: Baudrillard's Marx

A. Callinicos: Postmodernism, Post-Structuralism and Post-Marxism?

R. Robertson/F. Lechner: Modernization, Globalization and the Problem of Culture in World-Systems Theory

I. Hassan: The Culture of Postmodernism

D. Rasmussen: Communicative Action and the Fate of Modernity

Commentary

A. Honneth: An Aversion Against the Universal: A Commentary of Lyotard's Postmodern Condition

Review Article

B. S. Turner: N. Elias. The Civilizing Process, Volume Two: State Formation and Civilization; The Court Society

Editor: Mike Featherstone; Review Editor: John Gibbins. — Dreimal jährlich. — Individuals 5.20 (overseas £ 6.00, £ 15.00); Institutions 15.00 (overseas 16.50, £ 29.00). - Theory, Culture & Society, Dept of Administrative & Social Studies, Teeside Polytechnic, Middlesbrough, Cleveland, Great Britain, TS1 3BA.

WECHSEL WIRKUNG

TECHNIK NATURWISSENSCHAFT
GESELLSCHAFT

28 '86

*Äußerer Zwang — innere Einstellung
Industriearbeit im Wandel*

A. Kugler: Vom blauen Montag zum freien Samstag. Zur Kulturgeschichte eines arbeitsfreien Wochentages

D. Kreidt: Synchronisierung der Arbeit

E. Scheich: Die andere Seite der Industrialisierung

W. Siebel: Zur Geschichte der Automobilarbeiter. Kultursoziologische Notizen

R. Lucas: Keine Ende der Arbeitsteilung. Die Thesen von Kern/Schumann

Th. Adler: Rationalisierungsverlierer — und wer gewinnt?

J. Bleck-Neuhaus: Physik in Nicaragua — kein Luxus, sondern Notwendigkeit

W. Dieck/J. Lohse: Kupfer für alle. Die glänzenden Geschäfte der Norddeutschen Raffinerie

J. Scheer: Fauler Zauber. Führt die moderne Physik zu Magie und Astrologie?

W. Lochmann: »Meine Firma braucht doch meine Daten«. Bildungsarbeit mit jungen Angestellten

Th. Völz: Von Pufferküssern und anderen Eisenbahnfans

8. Jg. 1986

Redaktion: Reinhard Behnisch (verantwortl.), Paula Bradish, Dagmar Kahnes, Herbert Mehrrens, Ralph Ostermann, Franz Plich, Eivira Scheich, Rainer Schlag, Rainer Stange, Erich Tegeler, Ulrich Tietze. — Erscheint vierteljährlich. — Einzelheft 6 DM, Jahresabo 24 DM. — Verlag und Redaktion: Gneisenaustr. 2, 1000 Berlin 61

wiener tagebuch

marxistische
monatsschrift

3 '86

L. Spira: Vor 30 Jahren: Chruschtschows »Geheimrede«

A. Santini: Die unsichtbaren Frauen der Kirche

P. Rosner: Sozialdemokratische Wirtschaftsperspektiven

Z. Mlynáf: Gorbatschow und die Breschnew-Doktrin

J. Jewtuschenko: Von der Verantwortung des Schriftstellers

J. Gelman: Die zweite Ermordung des Jorge Turk. Zur Schizophrenie des argentinischen Mittelstandes

Brief vom Balkan. Probleme unter Brüdern

D. Barrios de Chungara: Bei den Panzermachern und andere Notate aus dem Exil
Ch. Reinprecht: »If Peace Comes ...«
Was jüdische und arabische Kinder und Jugendliche zum Thema Frieden denken

2 '86

L. Spira: Alexander Löhr. Eine österreichische Tragödie

T. Galván: Zum Tod des Madrider Bürgermeisters

M. Jones: Kommt die Regierung Thatcher ins Rutschen?

K. Kaiser: Zur »Oral History«

Herausgeber: Verein »Freunde des Wiener Tagebuch«. — Geschäftsführender Redakteur: Leopold Spira — Erscheint monatlich — Einzelpreis ÖS 25,—; Jahresabo ÖS 230,— (Ausland ÖS 280,—/DM 40,—); Studenten ÖS 130,— (Ausland ÖS 200,—/DM 28,—). — Verlags- und Redaktionsadresse: Belvederegasse 10, A-1040 Wien

Telos

A Quarterly Journal of Critical Thought

Issue No. 63

Articles:

- PAGGI-PINZAUTI: *Peace And Security*
PIZZORNO: *On the Rationality of Democratic Choice*
PASQUINELLI: *Beyond the Culture of War*
TERTULIAN: *Lukács, Adorno and German Classical Philosophy*
BOELLA: *Lukács and his Time*
LEFORT: *Reversibility*

Notes and Commentary:

- ALT: *Radical and Conservative Critique: A Conference Report*
COHEN: *The End of Keynesianism*
FEHER: *Paradigms in Radical Politics*
WHITEBOOK: *The Politics of Redemption*
WOLIN: *The Bankruptcy of Left-Wing Kulturkritik*
ARATO: *Soviet Society as a World System*
LUKE: *On the Nature of Soviet Society*

Subscriptions cost \$22 per year for individuals; \$50 for institutions. Foreign orders add 10 percent. Checks must be in U.S. funds. No Canadian checks can be accepted. Back issues prior to No. 50 cost \$5.50 each; No. 50 and subsequent issues are \$6.00 each. Institutions pay \$15.00 for all back issues. For a full list of available back issues and to subscribe, write:

Telos, 431 East 12th Street, New York, NY 10009

Helga Grebing

Arbeiterbewegung und politische Moral

Aufsätze, Kommentare und Berichte
zur Geschichte und Theorie
der deutschen Arbeiterbewegung

SOVEC

ISBN 3-923 147-17-1, 296 S., 14.— DM

Alexander Dwyer (Hrsg.)

Modernisierung der Planwirtschaft

Konzepte, Trends und Erfahrungen in
Osteuropa

Mit Beiträgen von:
Włodzisław Busa, Lucien Casala,
Peter Dobson, Jitendra Karna, Ryszard Mizerski,
Andrzej Wlodek und Coşge

SOVEC

ISBN 3-923 147-16-3, 144 S., 16.— DM

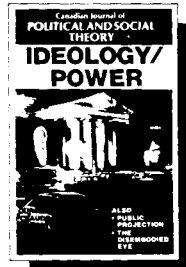
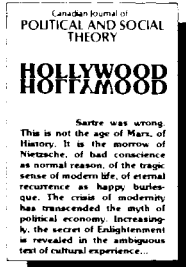
SOVEC

Henri-Dunant-Str.3, 3400 Göttingen

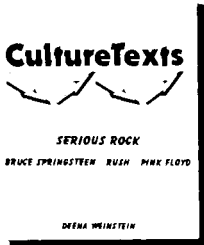
10 years of publishing

CJPST

THEORY **IDEOLOGY & POLITICS**
CULTURE & SOCIETY **FEMINISM**
TECHNOLOGY **COMMUNICATIONS**

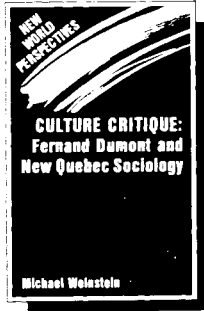
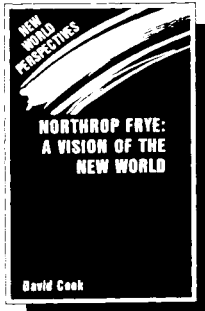
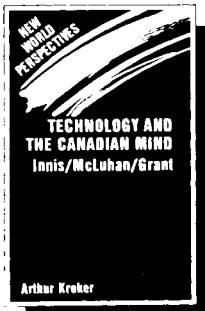


CULTURETEXTS



SOURCE MATERIALS
TEACHING **RESEARCH**
POPULAR CULTURE
CULTURAL THEORY

NEW WORLD PERSPECTIVES



CRITICAL
EXPLORATIONS
of **KEY THINKERS**
in the **NEW**
WORLD

<p>Kurt von Haaren/ Hans-Ulrich Klose/ Michael Müller (Hrsg.) Befreiung der Arbeit</p> <p>Strategien gegen Arbeitslosigkeit, Naturzerstörung und Entfremdung</p> <p>„Entweder wir teilen die Arbeit oder die Arbeitslosigkeit teilt uns“, ist einer der Beiträge dieses Buches überschnitten. Das Aussagen zum Kernbereich der reformpolitischen Diskussion unserer Tage enthält. Themen wie Zukunft der Arbeit, ökologischer Umbau unserer Wirtschaft und soziale Gestaltung der technischen Prozesse werden vom Gewerkschaftlern, Sozialpolitikern, Philosophen, Politikern und Wissenschaftlern behandelt. 200 S., brosch., 19,80 DM</p> <p>Monika Langkau-Herrmann/ Ulrich Scholten (unter Mitarbeit von Anna Dürka, Eli Günzberg, Carina Nilsson, Sheila Rothwell, Ashley Stegl)</p> <p>Strategien zur Flexibilisierung der Arbeitszeit und zur Arbeitszeitverkürzung</p> <p>Möglichkeiten und Bedingungen der Übertragbarkeit ausländischer Modelle auf die Bundesrepublik Deutschland. In diesem Buch geht es um eine Analyse der Erfolge und</p>	<p>M. Überfolge arbeitszeitpolitischer Maßnahmen in USA, Schweden, Großbritannien, Belgien und anderen europäischen Ländern und deren Übertragbarkeit auf die Bundesrepublik Deutschland. 256 S., brosch., 29,80 DM</p> <p>Heiko Körner/ Ursula Memminger (Hrsg.)</p> <p>Die „neue“ Ausländerpolitik in Europa</p> <p>Erfahrungen in den Aufnahme- und Entsendeländern. War das Rückkehrförderungs-gesetz von 1983 ein Erfolg? Steile dieses Gesetz nicht auch die Entsendeländer vor große Reintegrationsprobleme? Und was ist mit den Menschen, deren Rückkehr im Aufnahmeland offenbar erwünscht, im Entsendeland aber unerwünscht ist? – Wissenschaftler diskutieren in diesem Buch die bisherigen Erfahrungen mit der „neuen“ Ausländerpolitik in Europa und erheben die Forderung nach bilateralen bzw. multilateraler Kooperation zwischen Aufnahme- und Entsendeländern. Etwa 248 S., brosch., 34,- DM</p>	<p>Werner Fricke/Harmut Seifert/ Johann Weisch (Hrsg.)</p> <p>Mehr Arbeit in die Region</p> <p>Chancen für regionale Beschäftigungsmultivoren</p> <p>„Die globale Beschäftigungspolitik ist tot – es lebe die lokale Beschäftigungsinitiative.“ Ansätze dazu – besonders gewerkschaftliche Initiativen – die aus der Not des Handeins entstanden sind, stehen im Mittelpunkt des Bandes. Reihe: Arbeit, Bd. 17</p> <p>179 S., brosch., 44,- DM</p> <p>Alfred Pfaller (Hrsg.)</p> <p>Der Kampf um den Wohlstand von Morgen</p> <p>Internationaler Strukturwandel und neuer Merkantilismus. In dem vorliegenden Band beschreiben und analysieren deutsche, britische und amerikanische Wirtschaftswissenschaftler aus unterschiedlichen Perspektiven die neue „merkantilistische“ Grundströmung in der Weltwirtschaft, die auch in wirtschaftspolitischen Fachkreisen in ihrer Bedeutung und in ihren Auswirkungen noch weithin unterschätzt wird.</p> <p>252 S., brosch., 34,- DM</p> <p>VG Verlag Neue Gesellschaft</p>
--	---	--

AUS DEM DGVT-PROGRAMM:

Forum 8

Im Schatten der Wende

Hrsg. Heiner Keupp, Dieter Kleiber, Bernhard Scholten

Die Beiträge dieses Buches untersuchen die Auswirkungen der gegenwärtigen ökonomischen und ökologischen Krise auf das psychosoziale Arbeitsfeld und lenken die Aufmerksamkeit auf jene so gern vernachlässigten Bereiche, in der die Krise und die Folgen der neokonservativen Politik besonders sichtbar werden: Arbeitslosigkeit und veränderte Arbeitsbedingungen, krisenhafte Prozesse, die die Helferberufe erschüttern, sowie die oft so hoffnungslosen Perspektiven für die Patienten im Rehabilitationsbereich.



Tübingen 1985
210 Seiten, br. DM 26,-
ISBN 3-922686-71-0



dgvt
**DEUTSCHE
GESELLSCHAFT
FÜR VERHALTENS-
THERAPIE E.V.**

Geschäftsstelle:
Friedrichstr. 5 7400 Tübingen
Postfach 1343

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Auernheimer, Georg (Hrsg.): Handwörterbuch Ausländerarbeit (D. Rösler)</i>	268
<i>Gerighausen, Josef, und Peter Seel (Hrsg.): Interkulturelle Kommunikation und Fremdverstehen (D. Rösler)</i>	268
<i>Coulmas, Florian: Sprache und Staat (H.-C. Oeser)</i>	270
<i>Harden, Theo: Die subjektive Modalität in der zweiten Sprache (W. Kühnert)</i>	271
<i>Rissom, Ingrid: Der Begriff des Zeichens in den Arbeiten Lev Semenovič Wygotskijs (U. Schmitz)</i>	272

Kunst- und Kulturwissenschaft

<i>Väth-Hinz, Henriette: ODOL — Reklame-Kunst um 1900 (K. Wettengl)</i>	274
<i>Friemert, Chup: Die gläserne Arche. Kristallpalast London 1851 und 1854 (M. Blankenburg)</i>	275
<i>Hoeges, Dirk: Alles veloziferisch. Die Eisenbahn — vom schönen Ungeheuer zur Ästhetik der Geschwindigkeit (M. Hinz)</i>	276
<i>Wenk, Silke: Auf den Spuren der Antike. Theodor Wiegand, ein deutscher Archäologe (J. Cobet)</i>	277

Soziologie

<i>Bahrdt, Hans Paul: Schlüsselbegriffe der Soziologie (J. Weyer)</i>	278
<i>Heckmann, Friedrich, und Friedhelm Kröll: Einführung in die Geschichte der Soziologie (F. Schulz)</i>	279
<i>Merten, Klaus: Inhaltsanalyse. Einführung in Theorie, Methode und Praxis (F. Kröll)</i>	280
<i>Krämer, Hans Leo: Soziale Schichtung. Einführung in die moderne Theoriediskussion (J. Weyer)</i>	281

Erziehungswissenschaft

<i>Schultz, Erhard (Hrsg.): Krise der Arbeitsgesellschaft — Zukunft der Weiterbildung (W. Kunstmann)</i>	282
<i>Faulstich, Peter, und Hermann G. Ebner (Hrsg.): Erwachsenenbildung und Arbeitslosigkeit (W. Kunstmann)</i>	282
<i>Hufer, Klaus-Peter: Möglichkeiten und Bedingungsfaktoren politischer Erwachsenenbildung am Beispiel kommunaler Volkshochschulen in Nordrhein-Westfalen (W. Kunstmann)</i>	282
<i>Werder, Lutz von, Eduard Blöchl und Karl Himmelmann: Praxishandbuch Stadtteilarbeit und Erwachsenenbildung (P. Faulstich)</i>	285
<i>Schiller, Manfred: Betriebliche Weiterbildung im Spannungsfeld unterschiedlicher Interessen (P. Faulstich)</i>	287
<i>Böhler, Werner: Betriebliche Weiterbildung und Bildungsurlaub (P. Faulstich)</i>	287
<i>Reich, Gustav, und Gabriele Schiess: Praxisbezogene Einführung in die Erziehungswissenschaft (W. Stegemann)</i>	288

Psychologie

<i>Farau, Alfred, und Ruth C. Cohn: Gelebte Geschichte der Psychotherapie (D. Fabricius)</i>	289
<i>Graumann, Carl Friedrich (Hrsg.): Psychologie im Nationalsozialismus (H.-P. Goletz, T. Banaschewski)</i>	291

Medizin

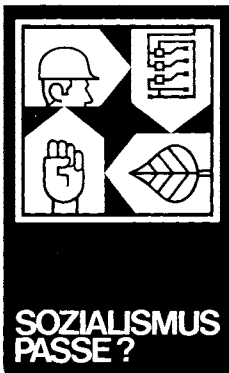
<i>Müller-Hill, Benno: Tödliche Wissenschaft. Die Aussonderung von Juden, Zigeunern und Geisteskranken 1933-1945 (Th.K. Gerber)</i>	292
<i>Berner, Peter, Walter Spiel, Hans Strotzka und Helmut Wyklicky: Zur Geschichte der Psychiatrie in Wien (M. Blankenburg)</i>	294
<i>Behr, Hans-Georg, Herbert Grohmann und Bernd-Olaf Hagedorn: Charakterköpfe. Der Fall F.X. Messerschmidt: Wie verrückt darf Kunst sein? (M. Blankenburg)</i>	294
<i>Sigusch, Volkmar: Die Mystifikation des Sexuellen (F. Dietschreit)</i>	295

Soziale Bewegungen und Politik

Rendel, Margherita (Hrsg.): Women, Power and Political Systems (F. Haug)..... 296
Baxmann, Inge, Edith Laudowicz und Annette Menzel: Texte — Taten — Träume. Wie weiter mit der Frauenbewegung? (E. Gottwalz)..... 299
Mahaim, Annik, Alix Holt und Jaqueline Heinen: Frauen und Arbeiterbewegung (S. v. Wasielewski)..... 301
Roth, Karin: Träumen verboten. Gewerkschaftliche Frauenpolitik für die 90er Jahre (S. Schelper)..... 302
Stephan, Cora: Ganz entspannt im Supermarkt. Liebe und Leben im ausgehenden 20. Jahrhundert (K. Hauser)..... 304
Pogrebin, Letty Cottin: Family Politics. Love and Power on an Intimate Frontier (U. Czock, B. Ketelhut, L. Lemke, R. Schleußner)..... 305

Ökonomie

Lenz, Ilse, und Renate Rott (Hrsg.): Frauenarbeit im Entwicklungsprozeß (P. Schierholz und A. Seyler)..... 307
Huber, Joseph: Die zwei Gesichter der Arbeit. Ungenutzte Möglichkeiten der Dualwirtschaft (R. Hünlich)..... 309
Bischoff, Harald, und Diethelm Damm: Arbeitsplätze selber schaffen, finanzieren und behalten (F. Schulz)..... 310
Gretschmann, Klaus, Rolf-G. Heinze und Bernd Mettelsiefen (Hrsg.): Schattenwirtschaft (H.-J. Weißbach)..... 311
Bollmann, Jürgen (Hrsg.): Arbeitsmarktatlas Bundesrepublik Deutschland (H. Krüger)..... 312
IMSF (Hrsg.): Umbruch im Produktionsprozeß. Branchenanalysen (J. Hentrich)..... 313



Sozialismus passé?

Hrsg. v. Karl Ernst Lohmann

Kann der Sozialismus heute noch orientierender Leitfaden sein für kritische Intellektuelle und speziell für Ökonomen? Der Band enthält Kontroversen über Grüne Technik-kritik und Sozialismus, über Gründe für den technologischen Immobilismus der real-sozialistischen Ökonomien und über ordnungspolitische Alternativen: Markt, Plan und informeller Sektor. Beiträge von Bergmann, Heinsohn, Krischausky, Lohmann, Nemitz, Pfriem, Steiger, Ullrich und Zinn.

Alternative Wirtschaftspolitik 7, AS 135
 17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Summaries

Frigga Haug: A Time of Privatization?

In her article, Frigga Haug analyses the ways automation in production changes not only labour itself but also the relation between labour and private life. Confronted with a new situation, where the separation between private and working life, formerly taken for granted, is questioned, workers tend to emphasize their private lives in order to save the status quo. Within the Women's Movement, the author also finds a tendency toward reprivatization, for different reasons. She argues that these tendencies, which reflect a crisis in the ways of life, are a chance for reformulating the relations of production, reproduction, and culture.

Akelei Fischer: A New Model for the Organisation of Working Hours

The author's point of departure is the observation that present demands for shorter working hours ignore the sexual division of labour. In order to overcome the »draw-back« that only women take leave for childrearing, thus incurring further disadvantages in the competition for qualified and interesting jobs, she proposes a one-year paid leave for »socially useful work«.

Rosemary Pringle: Women and Consumer Capitalism

In her paper, the author argues that the problem for women's changing position in capitalism is the primacy of production, not the primacy of the economic. By means of concentrating on an account of the sphere of consumption, she finds it possible to avoid reductionism in analysing capitalism and male domination as one single process. She looks at the numerous contradictions at the levels of sexuality, gender relations, consumption work and the broader division of labour and from there derives suggestions for a politics in the sphere of consumption.

Rosalind Coward: »Have You Tried Talking About it?«

In her essay, the author looks more closely at the kinds of advice given in agony aunt columns. There is one dominant piece of advice for the letter-writers' behaviours: They are urged to speak openly about their sexual problems. Coward argues that this incitement to confess, to »own up«, reproduces the belief that sexuality is the most important aspect of a woman's life, that it burdens women with the responsibility for sexual relationships once again, and leaves them locked in the confines of the bedroom walls.

Dorothee Sölle: Christianity and Post-Marxism

Sölle criticizes the »post-theories« because they do not consider that for instance the church is a contradictory institution: a traitor as well as a sister. Instead of speaking of post-christianity or post-marxism, Sölle proposes to constantly reform the theories. One way of reformation is to learn from each other. She analyses what christians have learned from marxists and what marxists can learn from christians.

Volker Schubert: Concepts of Identity

The author shows the various meanings of the concept of identity in sociology and psychology. He argues in favour of a concept that is based on Galperin's theory of action.

Marianne Wurth: Trying to Rehabilitate the Daydream

Marianne Wurth puts forward arguments against Frigga Haug's interpretation of daydreams, who analysed women's daydreams as forms of reproducing a structure of domination and subordination. Wurth proposes that daydreams should be seen as symbolic material which expresses elements of the individuals' past and present lives and,

Buchhandlungen

die das Argument-Verlagsprogramm vollständig am Lager haben

- Aachen: babula Buchhandlung, Pontstr. 133; Tel.: 0241/27555
- Augsburg: »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel.: 0821/579173
- Berlin 12: Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel.: 030/3134017
das europäische buch, Knesebeckstr. 3; Tel.: 030/3135056
Buchhandlung Kiepert, Hardenbergstr. 4-5; Tel.: 030/310711
- Berlin 19: Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel.: 030/3417432
- Berlin 33: das europäische buch, Thielallee 32; Tel.: 030/8324051
Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel.: 030/8315089
- Berlin 41: Wohlthat'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel.: 030/8511509
- Berlin 62: Elwert & Meurer, Hauptstr. 101; Tel.: 030/784001
- Bochum: Politische Buchhandlung, Unistr. 26; Tel.: 0234/300266
- Bremen 1: Georg-Büchner-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel.: 0421/72073
- Duisburg: buchladen kollektiv gmbh, Oststr. 194; Tel.: 0203/372123
- Essen: Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel.: 0201/231923
- Frankfurt: Buchladen Verlag 2000 GmbH, Jügelstr. 1; Tel.: 0611/775082
Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräfestr. 77; Tel.: 0611/777303
- Fulda: SOFA, Friedrichstr. 24; Tel. 0661/74934
- Hamburg: ARGUMENTE, Durchschnitt 21; Tel. 040/453680
Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel.: 040/449778
Buchladen Gegenwind, Grindelhof 45; Tel.: 040/453801
Internationale Buchhandlung, Johnsallee 67; Tel.: 040/4104572
- Hannover: Internationalismus Buchladen, Königsworther Str. 19; Tel.: 0511/17173
- Kassel: Buchhandlung Wissen u. Fortschritt, Werner Hilpert Str. 5; Tel.: 0561/15642
ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel.: 0561/77704
- Köln 41: Der Andere Buchladen, Zülpicher Str. 197; Tel.: 0221/420214
- Krefeld: Der andere Buchladen, Dionysiusstr. 7; Tel.: 02151/66842
- Marburg: Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel.: 06421/24787
Collectiv-Buchhandlung Wilhelm Liebknecht, Wettergasse 19; 06421/63662
- München 40: BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel.: 089/2809522
- Münster: Collectiv Buchhandlung, Roggenmarkt 15-16; Tel.: 0251/51414
ROSTA-Buchladen, Spiekerhof 34; Tel.: 0251/44926
- Oldenburg: Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Kurwickstr. 14/15; Tel.: 0441/13949
- Schwerte: Buchhandlung Hubert Freistühler, Holzener Weg 31; Tel.: 02304/80033
- Stuttgart: Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 14; Tel.: 0711/223287
- Wuppertal 1: Sisyphos — Der andere Buchladen, Friedrichstr. 1; Tel.: 0202/442036
- Schweiz
Bern: Münstergass-Buchhandlung, Münstergasse 41; Tel.: 031/228218
Zürich: Limmatbuchhandlung, Pinkus-Genossenschaft,
Froschaugasse 7; Tel.: 01/2512674
- Österreich
Wien 1: Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstr. 18; Tel.: 0222/433221
Wien 10: Karl Winter OHG, Landesgerichtstr. 20; Tel.: 0222/421234